Sammlung

Th. F. Maurer.

Der deutsch-französische Krieg 1870/71.

Mit zahlreichen Abbildungen und 5 Schlachtenplänen.

Kaiserslautern und Leipzig.
Verlag von Eugen Crusius.
1889.

Den Toten zum Gedächtnis, —
Den Vätern zur Erinnerung, —
Den Söhnen zum Nacheifern! —



„Die Rache ist mein, spricht der Herr!“

Sein Werkzeug aber war Wilhelm I.

[illegible] Maurer.

[illegible]

[illegible]-französische Krieg

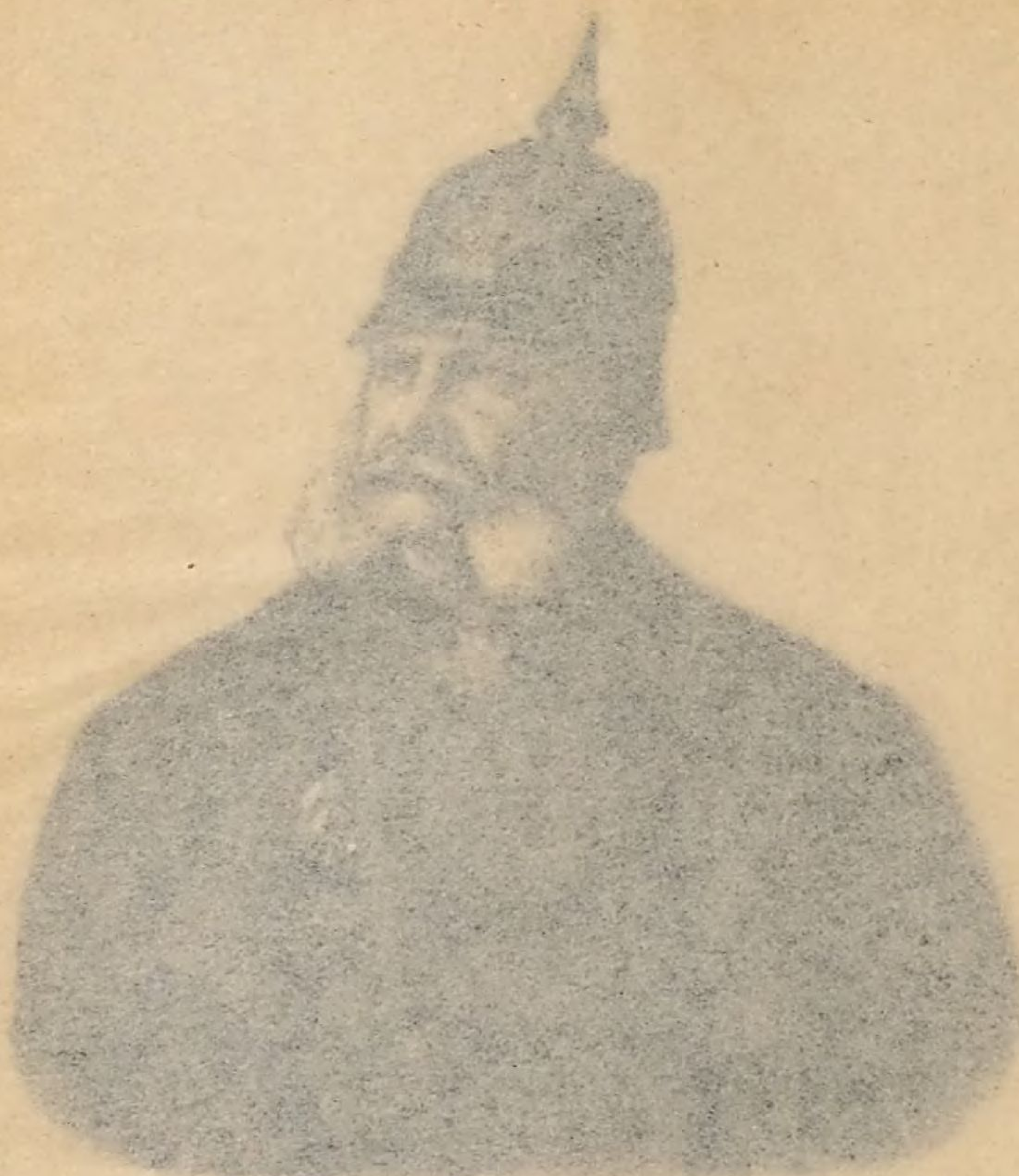
1870/71.

[illegible] Abbildungen und 5 Schlachtenplänen.

Den Toten zum Gedächtnis, —
Den [illegible] zur Erinnerung, —
Den Söhnen zum Nacheifern! —

[illegible]

[illegible]lautern und Leipzig.
Verlag von Eugen Crusius.
[illegible]



C

Ch. F. Maurer.

Der deutsch-französische Krieg 1870/71.

Mit zahlreichen Abbildungen und 5 Schlachtenplänen.

Den Toten zum Gedächtnis, —
Den Vätern zur Erinnerung, —
Den Söhnen zum Nacheifern! —

Kaiserslautern und Leipzig.
Verlag von Eugen Crusius.
1889.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

1. Die Ausdehnung der Römerherrschaft in Siebenbürgen.
2. Die Besitzergreifung Siebenbürgens durch die das Land jetzt bewohnenden Nationen.
3. Marksteine im Leben der Völker 1492—1880.
4. Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte.
5. Geschichte der Hellenen.
6. Goten-Trilogie:

   Harra.

   Ganna.

   Ulfilas.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

Vorwort.

Als die „Marksteine im Leben der Völker“ und die „Entscheidungsschlachten“ geschrieben wurden, bedauerte der Verfasser lebhaft, daß der für diese Bücher ins Auge gefaßte Umfang eine eingehendere Darstellung des Krieges von 1870/71 nicht gestattete. Denn dieser Krieg mit seinen Erfolgen und Folgen ist unstreitig der größte und gewaltigste Heldenkampf, welchen deutsche Waffen und Stämme jemals durchgeführt haben, — ein Heldenkampf, dessen Früchte beispiellos nicht nur für Deutschland, sondern für alle Deutschen auf der weiten Erde, ja für alle Völker reiften und eine stets reichere Bedeutung erlangt haben, — erlangen werden.

Wie war doch die Lage vor kurzen dreißig Jahren noch so tief beschämend, daß die Blutwellen edelsten Zornes die Stirne jedes sehenden Deutschen röteten!

Der Deutsche Bund entbehrte aller Achtung, am meisten der Selbstachtung;

das Deutsche Volk im Herzen Europas das Aschenbrödel unter den Nationen;

die Deutschen draußen, belächelt und verhöhnt, verleugneten Namen und Abstammung je eher und waren nur als Kulturdünger geschätzt;

die hochmütigste aller Nationen aber, der Nachbar im Westen, schwang schon wieder und ungestraft die brutale Völkerpeitsche in einer nichtswürdigen Faust.

Dagegen heute schon das Deutsche Reich geachtet und gefürchtet ringsum in seiner erhabenen Größe als Friedenshort;

seine Bewohner erkennen sich selbst und ihre Aufgaben von Tag zu Tage besser;

die Deutschen draußen, wo sie auch sein mögen, schließen sich in ihrer stolzen Freude über Thun und Gedeihen des Mutterlandes zu einem Völklein von Brüdern zusammen, um sich die Achtung jener, in deren Mitte und unter deren Gesetzen sie dankbaren Herzens wohnen, zu erringen — oder zu erzwingen und, wo dieses manchmal nicht möglich, zu Ehren Germanias dem Grundsatz zu leben, daß es vorzuziehen sei: gehaßt als verachtet, verfolgt als belächelt zu werden;

jene Völkerpeitsche aber hoffentlich auf immer zerbrochen!

Indem der Verfasser von diesem Standpunkte aus den Krieg von 1870/71 betrachtete, sammelte er sorglich alles Wichtige, was über diesen Krieg erschien und was sich darauf bezog, wartend geduldig des Tages und der gebietenden Stunde, welche die gestaltende Hand zum Sichten und Schreiben beruft.

Diese Stunde, dieser Tag, diese Wochen aber waren Stunden, Tage und Wochen tiefster, beispielloser Trauer:

der Große Kaiser starb, der Immer-Sieger, der Herzog und Vater seines Volkes!

Wie vielen kam erst jetzt zum klaren Bewußtsein, was alle Deutschen — und nicht nur sie — diesem Einen Manne verdanken.

Die Augen aller Welt waren nach Berlin auf jene Bahre gerichtet, welche die Vertreter der zahlreichen mit uns trauernden Völker und Staaten umstanden.

Alle Politik auf der ganzen weiten Erde ruhte; die Weltenuhr schien stille zu stehen.

Und auch als Mensch so groß, daß Er keinen persönlichen Feind hinterließ!

Was wir verloren, was Er uns gewesen, erkannten Millionen erst in Seinem Tode.

Nur eine Seite aus diesem unvergleichlichen Leben: ohne Wilhelm I. kein Volksheer, — und ohne diese Seine Schöpfung kein Krieg von 1870/71 mit den bereits erwähnten Erfolgen und Folgen!

Und auch die Pfälzer wußten gar gut, warum sie die Ersten waren, die Ersten sein mußten, welche beschlossen, dem Retter aus fürchterlichsten Gefahren durch Errichtung eines würdigen Denkmals zu danken.

Verfasser und Verleger aber — wenn auch nicht Pfälzer von Geburt — verständigten sich dahin, dem Heldenkaiser, dessen Schöpfung, dessen Großthaten auch ihnen gedeihliches Leben in diesem Garten Gottes auf Erden ermöglichten, in ihrer Weise zu danken, indem sie den Deutschen aller Zonen ein nicht zu umfangreiches, aber auch nicht zu schmales Buch darboten, welches von jenem Ringen und Kämpfen des Großen Toten erzählt, das alle Deutschen erst zu dem gemacht, was sie heute sind: vom Kriege 1870/71.

Wenn sie gerade in Landau und Kaiserslautern sich hierzu die Hände reichten, so entnahmen sie dieses Recht der Vergangenheit und Gegenwart der beiden stolzen, mächtig aufstrebenden Gemeinwesen, die, liebevoll gehegt und gepflegt von den ruhmreichsten Kaisern des alten Reiches, später alle Schrecken der Fremdherrschaft, gallischer Herrschaft, zu kosten bekamen und hinunterwürgen mußten, — jener Gemeinwesen, deren (begreiflich genug) so opferfreudige Begeisterung für Kaiser und Reich wetteifert mit ihrer deutschen Treue zum Königshause, dessen so edler und so unglücklicher Sohn den Volksstämmen seines Königreichs im wichtigsten Augenblicke des großen Jahres eine Leuchte deutscher Treue war.

Und Landau schmückt noch die besondere Ehre, daß aus seinen Mauern in frühester Morgenstunde des 4. August 1870 die germanische Reckengestalt des einzigen Sohnes des greisen Herzogs der

Deutschen auszog, als Erster mit härtester Zuchtrute den gallischen Drachen zu schlagen.

Ja, der Gründer des Reiches hat nicht nur Deutschland geeinigt, sondern durch sein Thun auch jene Samenkörner gestreut, aus denen das erhebende Gefühl der Einheit, der Zusammengehörigkeit aller Deutschen auf der weiten Erde sich entwickelte und sich stetig verdichtet. Aus der Größe des Reiches erwächst langsam die neue Yggdrasil der Einheit des deutschen Volkes „soweit die deutsche Zunge klingt": der Weg zu Mimirs Brunnen steht jedem offen. Wie käme sonst ein Siebenbürger Sachse dazu, ein Buch wie das vorliegende in der Pfalz, in des Landes Aue zwischen Trifels und Rhein zu schreiben und — welch herzerfrischendes, pflichtenreiches Bewußtsein — wohl in jenen Räumen zu wirken und zu schreiben, in denen Vauban für seinen „großen" Ludwig XIV. seine Zirkel handhabte und aus denen vor zweihundert Jahren Melac seine Mord- und Brandbefehle erließ, für welche der Tag der Rache doch endlich einmal erscheinen mußte!

„Die Rache ist mein, spricht der Herr!"
Sein Werkzeug aber war Wilhelm I.

Landau-Pfalz, 15. Oktober 1888.

Chr. Friedrich Maurer.

Inhaltsverzeichnis.

(Das vorliegende Buch ist kein Werk zum Nachschlagen, sondern zum Lesen; daher wird das nachfolgende Inhaltsverzeichnis genügen. — Am besten wird es sein, jeden der sechs Abschnitte in einem Zuge zu lesen, dann aber zu geeigneter Zeit das Ganze zusammenzufassen, um nicht nur einen Überblick zu gewinnen, sondern auch einen Einblick in die bei diesem Riesenkampfe sich ergebenden Gefechtsarten, Unternehmungen, Leiden ꝛc., über welche absichtlich nicht bei jeder Schlacht ꝛc. eingehend berichtet wird, sondern so, daß die Phantasie des Lesers die gewonnenen Einzelbilder selbstthätig beim Lesen anderer Schlachten verwertet. Nur so wird es dem Laien in der Kriegführung möglich sein, schließlich eine umfassende Vorstellung von modernen Waffengängen zwischen großen Nationen zu gewinnen.)

Vorspiele.

Soweit die Erinnerung der Geschichte reicht, findet sie Germanen und Gallier auf dem Kriegspfade gegeneinander. Bis auf Cäsars Zeit waren die Germanen im Vorteil. Ihre Überlegenheit, welche von den Galliern endlich anerkannt wurde, hatte ihre Wurzel in der größeren Kriegstüchtigkeit. Durch Cäsar wurden die Gallier Rom unterworfen (ca. 50 v. Chr.); bald waren sie in jeder Beziehung romanisiert. Lange galt nun der Rhein als Grenze zwischen Germanien und der römischen Provinz Gallien; denn auch die zahlreichen Germanen links des Rheins waren der Staatskunst und den Waffen des römischen Weltreichs unterlegen. Indem die Kelten im Dienste Roms ihr gallisches Volksbewußtsein verloren, tauschten sie hierfür jedoch eine höhere Kultur ein, lernten den Segen eines streng zusammengefügten und geordneten Staatswesens kennen und erhöhten ihre militärische Tüchtigkeit. Die Germanen dagegen verzettelten bei ihrer althergebrachten Uneinigkeit — einer Frucht der nur ihnen eigenen Vorstellungen von Freiheit und Selbständigkeit — ihre übersprudelnden Kräfte in jenen glorreichen, aber unfruchtbaren Heldenkämpfen, welche die Zeiten der sogenannten Völkerwanderung ausfüllen. Im Süden und Südwesten wurden weite Gebiete dem Römerreiche entwunden, aber nicht dauernd dem Germanentum bewahrt, während gleichgroße Gebiete im Osten und Nordosten dauernd an Slaven und an andere verloren gingen. Als das Weltreich dann aus den Fugen war, stärkte sich das romanisierte Galliertum ausnehmend, indem es ihm gelang die neuen Eroberer, die Franken — sie gehörten zu den edelsten und streitbarsten der deutschen Volksstämme — mit solchem Erfolge in sich aufzusaugen, daß aus dieser glücklichen Mischung allmählich ein neues überaus tüchtiges, zugleich anspruchsvolles Volk hervorging: das der Franzosen. Als vornehmstes Erbe aus Römerzeiten galt ihnen die Rheingrenze.

Die furchtbaren Schlachttage im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) hatten das rechtsrheinische Deutschland vor Rom gesichert und die nationale Entwickelung seiner Bewohner ermöglicht. Aber diesen Volksstämmen fehlte die Gabe, sich zusammen zu finden, gemeinsam zu wirken, sich zu vereinigen. Es war schon viel, wenn es ihnen gelang, sich einige Zeit duldsam im Nebeneinander zu ehren und zu achten. Wehe dem, der auch nur den Schatten ihrer „goldenen Freiheit und Selbständigkeit" als Opfer auf den Altar eines gemeinsamen Vaterlandes forderte. Erst der furchtbaren Blut- und Eisenpolitik Karl des Großen gelang es, allen germanischen Stämmen eine Art Einheit aufzuzwingen. Aufgabe seiner Nachfolger war es, das Werk des großen Kaisers in seinem Geiste fortzuführen und auszubauen. Allein sie waren nicht seines Geistes. Dreißig Jahre nach seinem Tode kam es nach vielem Kämpfen und Teilen zu jenem Vertrag zu Verdun (843), in welchem Lothar die deutschen Lande links des Rheines mit Italien und dem Kaisertitel, Ludwig die deutschen Lande rechts des Rheines, Karl der Kahle Frankreich erhielt. Aber schon 870 (!) zwangen Frankreichs Ländergier und Rheingelüste Ludwig dem Deutschen das Schwert in die Hand: an der Spitze seiner deutschen Heere drang er mit solchem Erfolge in Frankreich vor, daß Karl der Kahle um Frieden bat. Der Vertrag von Mersen sicherte den Deutschen wenigstens den Besitz des ganzen Elsaß, des östlichen Lothringen und der Gebiete von Trier, Aachen, Köln, Mastricht und Utrecht bis zur Rheinmündung. Doch weder die Fortschritte der Slaven und Magyaren, noch die so empfindlichen Angriffe der Normannen vermochten die widerhaarigen Volksstämme und die unbotmäßigen Großen derselben zu dauerndem Aneinanderschließen und zu opferfreudigem Unterordnen unter die deutsche Krone zu bringen. Ja selbst dieser Krone galt als vornehmstes Erbe Karls d. Gr. nicht so sehr das nächstliegende, wie Schutz der Grenzen, Pflege des noch so kümmerlichen Pflänzchens des deutschen Einheits- und Reichsgedankens u. dgl., sondern die nur in Rom zu gewinnende Krone der Cäsaren mit ihrem Anspruch auf eine alle Christen umfassenden Universal-Monarchie.

Solchen phantastischen Träumen gegenüber war in Frankreich fast alles Sinnen und Trachten der Krone auf das Erreichbare, auf das Greifbare und Nützliche, auf das Nächstliegende gerichtet: Aus-

gleichung der Gegensätze, Pflege der Einheitsbestrebungen, Beschränkung der Großen, Mehrung des Glanzes und des wohlthuenden Einflusses der Krone! Von einem Menschenalter zum anderen sieht man diese Einheit wachsen, diesen Staat sich vertiefen, dieses Mischvolk zu einem stolzen Volke, zu einer Nation sich erheben. Dieses Frankreich hütet sich, schon jetzt das ganze Erbe der Cäsaren zu beanspruchen, nämlich wie Rom das erste, das einzig zur Herrschaft berechtigte Volk der Welt zu sein — auch dafür kann noch eine Zeit kommen! — aber ein Erbe aus der Römerzeit zu gewinnen scheint nicht nur möglich, sondern auch äußerst vorteilhaft: die Rheingrenze.

Schon Heinrich I. und Otto I. müssen wieder mit dem Schwerte wehren und den Vertrag zu Mersen vom Jahre 870 verteidigen. Da bricht der Franzosen-Lothar 978 sogar ohne Kriegserklärung, wider Sitte und Völkerrecht, das Reich überrumpelnd, über die Grenzen, plündert Aachen und richtet den Adler auf dem Palaste Karls d. Gr. vom Osten weg gegen Westen. Freilich brauste der rächende Otto II. wie ein Sturmwind bis vor die Thore von Paris; Lothar bat um Verzeihung und um Frieden, versprach dem zürnenden Kaiser alles und jedes, hielt aber nach Ottos Tode bei günstiger Gelegenheit selbstverständlich nichts, bis Frankreich neuerdings gedemütigt die alten Verträge neuerdings beschwören mußte (987). Welscher Schwur und welsche Treue! Schon 1025 und nochmals 1056 müssen die Deutschen das Schwert wieder aus der Scheide reißen, um die Franzosen-Begehrlichkeit zu züchtigen. Trotzdem hat der Abt Siegfried aus Görz in einem Schreiben an den Papst Grund zur Klage, daß die Ehrenhaftigkeit des deutschen Reiches vernachlässigt und mit französischen Tändeleien vertauscht werde; es sei um so mehr zu beklagen, daß man sich nach der Thorheit fremder Menschen richte und dabei Anstand und Sitte verletze, da man doch wisse, daß diese Leute Feinde und Verfolger der Deutschen wären!

Solange nun die Erinnerung an die empfangenen Schläge bei den Franzosen haftete und späterhin die Deutschen unter ihren großen Hohenstaufen genügende Furcht einflößten, wagte sich die alte Begehrlichkeit nicht mehr hervor.

Aber mit derselben erschütternden Schnelligkeit wie einst das Reich des großen Karl zerbrach auch das Riesengebäude der Hohenstaufen, jenes aus Mangel an einigermaßen fähigen und gewissen-

haften Nachfolgern, dieses aus Mangel an genügender Hausmacht, an weiser Selbstbeschränkung und durch den wieder einmal wild auflodernden Parteistreit. Nichts blieb dem deutschen Volke als die Erinnerung, nichts als das stöhnende Ersehnen des Erwachens und Wiederkommens Friedrich Barbarossas. Wohl versuchte der edle Habsburger Rudolf mit seltener Einsicht und Pflichttreue, aus des Reiches Trümmern zu retten was noch zu retten war und diesem Reste andere, weise beschränkte politische Ziele zu setzen. Aber des Reiches Große waren bereits übermächtig geworden. Krone und Einheit wurden ein wesenloser Schemen. Deutschland begann ein geographischer Begriff zu werden. Alles belehrte das lauernde Frankreich, daß die Zeiten seinen Plänen günstiger geworden. Es drängte sich mit lockendem Bieten 1299 an Albrecht I.: um den Preis der Rheinlande wolle es ihm helfen, das Wahlreich zum Erbreich zu wandeln. Ja 1308 versuchte Philipp der Schöne von Frankreich seinen Bruder Karl von Anjou mit der Kaiserkrone zu schmücken. Dann verlockte Philipp von Valois 1333 den ehrgeizigen Herzog Heinrich von Niederbayern zu einem Vertrage, der Frankreich ein gewaltiges Stück aus den Westmarken zusicherte, falls dem treulosen Großen der Griff nach der deutschen Krone glücke. Und immer häufiger und folgenschwerer wurde die französische Maulwurfsarbeit im deutschen Lande. Da überfiel 1444 Karl VII. die nichts ahnenden Grenzmarken. „Die französischen Soldaten erschlugen und erstachen, wen sie antrafen, ließen die Leute halbtodt liegen, schlugen sie in Eisen, daß ihnen oft die Bande aufs Bein fraßen, ließen sie oft also gebunden liegen, Hungers sterben und erfrieren, sperrten einen Teil in die Faß und marterten das arme Volk aufs greulichste, viele tausende sturben in der Marter; wollten stets Geld von den Leuten haben, wenn nun einer Geld verhieß und der, den er sandte, nichts mitbrachte, schnitten sie denselben zu Riemen . . . schändeten auch Kindbetterin . . . brateten etliche Bauern beim Feuer, daß sie voll Blattern wurden, und ließen sie dann wiederumb laufen.“ Der Gesandte des Erzbischofs von Trier schrieb ihm nach der Rückkehr vom französischen König, daß dieser gesagt, er wolle „für deutsche Freiheit und Adel“ wider das Haus Österreich streiten; das müsse kleiner werden. Auch hörte der Gesandte, der König habe gesagt, er wolle dem Hause Österreich in Ungarn und Böhmen ein Spiel spielen,

dessen es sich nicht versehe. Und: Frankreich müsse das Land bis an den Rhein haben; er fürchte die deutschen Fürsten nicht, die wolle er alle schlagen einen und nachher den andern, aber er fürchte die Städte und Bauern.

Warum sollte er die deutschen Fürsten fürchten, wenn gleich der Kurfürst von Trier, der Kurfürst Friedrich und der Herzog Wilhelm von Sachsen Schutz- und Trutzbündnisse mit ihm schlossen! warum den Adel, der den Reichsfeind gegen die verhaßten Städte hetzte! Die Bauern und die Bürger halfen sich selbst und schlugen mit wahrer Berserkerwut auf das Raubgetier, so daß es sich eiligst auf heimischen Boden rettete. Aber die Verbindung der französischen Herrscher mit deutschen Fürsten blieb und dadurch Frankreichs Einfluß auf die Verhältnisse im Reich, von dessen burgundischen Teilen bald genug große Stücke französisch wurden. Dann faßte Frankreich festen Fuß auch in Italien. Vergebens rief Maximilian I. in seinem ritterlichen Zorne zum Nationalkriege gegen Frankreich auf, mit Blut die dem Reiche zugefügte Schmach und Schande zu rächen; aber ohne die Großen vermochte er nichts und diese thaten aus leicht begreiflichen Gründen nichts oder empfingen gar Frankreichs Boten, welche für die nächste Kaiserwahl Stimmen zu kaufen beauftragt waren.

Franz I. von Frankreich hatte jedoch geäußert, er werde als Kaiser dieselbe „polizeiliche Ruhe und Ordnung schaffen" wie sie in Frankreich bestehe. Dies und ein Rest von Einsicht und Scham trieb die Fürsten zur Wahl Karls V. Frankreichs Wut war grenzenlos. Und gerade jetzt begannen jene Zeiten, welche die höchste Entflammung religiöser Parteileidenschaften deutscher Katholiken und Protestanten, deutscher Lutheraner und Zwinglianer und Kalviner sahen. Franz I. verbündete sich mit den schmalkaldischen Fürsten und mit den Türken; vom Kaiser besiegt und gefangen legte er 1551 insgeheim vor einem Notar und vor Zeugen eine feierliche Protestation gegen dasjenige ein, was er im Begriffe war, um den Preis der Freiheit öffentlich im Namen Gottes und aller Heiligen zu beschwören und was er so oft mit Dransetzung seiner Fürsten- und Rirterehre ungeheißen beteuerte. Franz erreichte trotz alledem nichts, vererbte jedoch seinen Haß und seine Politik auf Heinrich II. Der englische Gesandte erkannte die Sachlage, als er den neuen König dahin beurteilte: Heinrich sei bereit, sich feierlichst zu gleicher Zeit den Pro-

testanten und den Päpstlichen, den Türken und dem Teufel gegen Deutschland zu verschreiben. Ein niederträchtiges Manifest leitete den Überfall Lothringens durch die Franzosen ein; Toul, Verdun, Nanzig wurden besetzt, Metz durch Verrat und Überrumpelung, durch Lug und Mord genommen (1552); und nur die Lehre, welche Straßburg aus dem Schicksale von Metz zog, rettete für diesmal wenigstens dieses Bollwerk. Aber alles, was bisher geschehen, wäre ein Kinderspiel gegenüber dem gewesen, was Heinrich IV. von Frankreich mit sicherster Aussicht auf Erfolg gegen Deutschland und für die Aufrichtung einer französischen Universalmonarchie plante und mit beängstigendem Geschick vorbereitete. Nur Ravaillacs Dolch rettete diesmal Deutschland und Europa vor diesem neuen Cäsar, dem Vorgänger und Wegweiser Ludwigs XIV. und Napoleons. (1610).

Nach acht Jahren begann jener greuelvolle 30jährige Krieg, der den Rest deutscher Macht, Kraft und Einheit auf so lange hinaus zerbrach. Hochaufhorchend reckte sich Frankreich empor, geleitet vom verlogensten und ränkevollsten Diplomaten aller Zeiten, von Richelieu. Mit den verworfensten Mitteln hetzte er die deutschen blinden Parteien immer aufs neue gegeneinander, und, als diese erschöpft zur Besinnung zu kommen schienen, brachten französische Lockungen und Gelder fremde Kriegsvölker in das arme Reich. Auf Grund „aller natürlichen und der heiligsten Gesetze sowie dringendster Vernunftgründe" behauptete er, daß außer Spanien, Portugal und Italien auch die Niederlande und ganz Deutschland zu Frankreich gehörten, indem die Rechte Karls d. Gr. auf den Beherrscher Frankreichs übergegangen seien. Dem französischen Gesandten verbot der König, den Frieden zu fördern, bei dem Frankreich nichts gewinnen könne. Nachdem dann die französischen Anschläge auf Italien zu befriedigendem Ende gebracht worden, ließ Richelieu auch Frankreichs Schlachthaufen gegen das Reich los: Elsaß sei schon zu König Dagoberts Zeiten ein Teil Frankreichs gewesen und der Rhein sei von Basel bis Köln die natürliche Grenze, war die Meinung des Hofes und der ganzen Nation. Das in die südlichen Niederlande (Belgien) einbrechende französische Heer sah sich jedoch durch die entschlossene Haltung des Adels und der Städte zum Rückzug genötigt; auch am Rhein und in Italien waren Frankreichs Waffen nicht glücklich. Schon brachen deutsche und spanische Kriegsscharen über die Grenzen. Richelieu

sah ein großes Unglück nahen. Aber der kaiserliche Heerverderber Gallas wich zurück, und schon 1642 gehorchten Elsaß-Lothringen und der größte Teil des Rheingebietes den Geboten Frankreichs. Der westfälische Friede von 1648 gab dem beispiellos geplünderten, entvölkerten, zertretenen Deutschland endlich die in dumpfer Verzweiflung erkaufte Ruhe. Den Löwenanteil unter den Räubern von deutschem Grund und Boden riß Frankreich an sich, das den größeren Teil seiner Eroberungen behielt und in betreff des Elsaß so unklare Sätze in den Friedensvertrag hineinschmuggelte, daß alles mögliche daraus gefolgert werden konnte und in kurzer Zeit von Ludwig XIV. auch gefolgert wurde. Seither war Frankreich der führende Staat in Europa, waren die Franzosen das erste Volk der Welt, war Paris das Herz der Welt, war Ludwig XIV. der Vollstrecker des Willens seiner Gottheit auf Erden.

Und gerade jetzt waren die Verhältnisse günstiger als je zur Errichtung einer Weltherrschaft gelagert, das ganze große Erbe der Cäsaren, wenigstens das Erbe Karl des Großen zu beanspruchen. Denn Spanien lag entkräftet, fast leblos da; England in konvulsivischen Zuckungen der Revolution verfallen; Holland zulande fast wehrlos, in der Gewalt einer verhaßten Aristokratenpartei, ohne Einheit in der politischen und militärischen Leitung; Deutschland eben das Deutschland des Westfälischen Friedens, wie Italien ein bloßer geographischer Begriff und völlig ohnmächtig; Österreich ebnete durch Mißhandlung seiner Ungarn dem Türken die Wege nach Mitteleuropa; der Norden Europas wandelte auf besonderen Wegen und kümmerte sich um die Mitte und den Westen wenig. Und dieser ohnmächtigen, verworrenen, unfähigen, zerrütteten Staatengesellschaft gegenüber Frankreich allein geeinigt, zielbewußt, mit unerschöpflichen Hülfsmitteln von einer verschwenderischen Natur ausgestattet, mit einem gediegenen Heere, mit einer meerbeherrschenden Flotte, mit trefflichen Staatsmännern in Hülle und Fülle; und dieses Frankreich harrte auf den Wink eines alles übersehenden Auges, eines gewaltigen Selbstherrschers, dessen Größe und Kleinlichkeit bereits die gesamte Welt nachzuäffen begann! Warum sollte es nicht gelingen, diese Welt, die sich freiwillig und bereitwillig der Mode und Sprache und Litteratur Frankreichs unterwarf, zu zwingen, sich auch Frankreichs Willen und Frankreichs Waffen

und Frankreichs Gesetzen und Frankreichs Herrscher in Demut zu beugen?!

Schon Franz I. war entschlossen gewesen, 160 Millionen Franken daran zu wagen, durch Bestechung die römisch-deutsche Kaiserwürde zu erlangen. Diesen Plan nahm Ludwig XIV. beim Tode Ferdinands III. (1657) wieder auf. Der Marschall Herzog von Gramont erhielt den Auftrag, für den König Propaganda zu machen und durch die Entfaltung größten Glanzes die „plumpen Deutschen" zu blenden. Mit den Franzosenfreunden hatte er leichtes Spiel: er lud sie zu herrlichem Schmause, bei welchem Wein und Ballett das Blut der deutschen Gäste erhitzte, sogar das zuschauende Publikum durfte sich in französischen Weinen berauschen; mit Befriedigung notiert sich der Botschafter, die Gäste hätten gerufen: „Es lebe der König von Frankreich und sein Gesandter, der uns so köstlich bewirtet; er soll nicht aus Frankfurt fort." Nach zweitägigen Unterhandlungen gewann er den neuen Kurfürsten von der Pfalz für 110 000 Reichsthaler und ein Jahrgeld von 40 000 Reichsthalern, während der Dauer des Reichstages alles zu thun, was die Gesandten von ihm im Namen Ludwigs verlangen würden. Gramont schickte eine chiffrierte Depesche an den König, worin er genaue Nachrichten über die einzelnen Fürsten gab und die Summen bezeichnete, mit denen er jeden bestechen wollte. Diese Depesche geriet in die Hände der Spanier, die sie entzifferten und veröffentlichten. Dem nun losbrechenden Skandale gegenüber erklärte Gramont kurz, er glaube doch ein Recht zu haben, seinem Herrn zu schreiben, wie er dessen Geld anwenden wolle. Durch Gastereien und eigenhändige Briefe des Kardinals und Ministers Mazarin gewann er auch die Kurfürsten von Mainz und Köln. Als er sich schließlich doch überzeugen mußte, daß Ludwigs Kaiserwahl nicht durchzusetzen wäre, suchte er wenigstens das Haus Habsburg von der Wahl auszuschließen; der bayerische Kurfurst solle Kaiser werden, der sich dann umsomehr an Frankreich halten müßte, je weniger er aus eigenen Mitteln die Kosten einer kaiserlichen Hofhaltung bestreiten konnte. Gramont rechnete besonders auf die Kurfürstin, eine savoysche Prinzessin, welche gehofft hatte, Königin von Frankreich zu werden, und jetzt Kaiserin werden wollte. Doch scheiterten alle Versuche an dem festen Sinne des Kurfürsten und seiner Minister,

deren einer, Herr v. Kurz, geradeheraus erklärte, sein Herr habe durchaus keine Lust, sich in Frankreichs eigennützige Entwürfe zu fügen. Nun wagte sich der Herzog sogar an den Brandenburger, selbstverständlich erfolglos. Endlich verfiel er auf die Idee, den Wiener Hof zu entzweien, den Oheim gegen den Neffen auszuspielen; aber Leopold, der Neffe, wurde 1658 dennoch zum Kaiser gewählt. Ludwig suchte seine Rache und Entschädigung darin, daß er am 18. August desselben Jahres den Rheinischen Bund stiftete, dem die drei geistlichen Kurfürsten, der Bischof von Münster, das Haus Braunschweig, der Landgraf von Hessen und einige kleinere angehörten. Der Bund wurde 1660 und 1663 erneuert und erhielt eine förmliche Verfassung mit einem Bundesrat zu Frankfurt. 1668 eroberte Ludwig einen Teil von Flandern. Dann verständigte er sich mit Österreich und England, verbündete sich mit Schweden, Köln, Mainz, Münster &c. und fiel über Holland her. Nur Einer in Deutschland erkannte die Deutschland wenn auch nur indirekt bedrohenden Gefahren, durchschaute Ludwigs ganze Politik und stand als einziger Verbündeter auf Hollands Seite: es war der Hohenzoller Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst; aber auch er sah sich 1673 zum Separatfrieden von Vossem genötigt. Der Kaiser und Spanien kamen Holland ebenfalls zu Hülfe, Ludwig mußte es räumen; man kämpfte an der ganzen Rheinlinie; aber der Frieden zu Nimwegen (1679) brachte nur Ludwig neue Vorteile. Seither kannte sein Übermut, sein Hohn auf alles Völkerrecht keine Grenzen mehr. Besondere Reunionskammern wurden in Metz, Besançon und Breisach errichtet, um Deutschland wo es nur anging zu schädigen; Straßburg wurde 1681 geradezu geraubt. Durch einen Ungarnaufstand und durch neuen Türkeneinfall beschäftigt, sah sich Kaiser Leopold 1684 zu einem 20jährigen Waffenstillstand mit Ludwig genötigt, wonach die bis 1681 geraubten Gebiete provisorisch bei Frankreich bleiben sollten. Nun gelüstete es Ludwig nach einem Teile der Kurpfalz; dagegen schlossen der Kaiser, Spanien, Schweden, mehrere Reichsstände das Augsburger Bündnis. Aber wegen Nichtbestätigung des unter französischem Einfluß zum Erzbischof oon Köln gewählten Fürstenberg, der auch Bischof von Straßburg war und den Franzosen den Weg auch nach Köln ebnen sollte, erklärte Ludwig 1688 dem Kaiser den Krieg. Es folgte die teuflische Verwüstung

der Pfalz durch Melacs Mordbanden.*) Bald schien sich die Gelegenheit zu ergeben, für Ludwig die ganze spanische Monarchie zu erwerben, wenn er vor Erbschleicherei und vor entsetzlichem Blut-

*) „Der Räuber in Purpur erhob nach dem Tode des letzten Kurfürsten von der Pfalz Ansprüche auf das schöne Grenzland, weil eine der Prinzessinnen aus diesem Hause die Gemahlin seines Bruders geworden war. Ohne die Erledigung dieser Angelegenheit durch die deutschen Reichsfürsten abzuwarten, beeilte er sich, eine Menge Besitztümer und Stiftungen, über welche nur Kaiser und Reich und der künftige Fürst der Pfalz zu verfügen hatte, an sich zu ziehen. Aber dabei blieb es nicht. Er befahl vielmehr seinen Generalen, in die Pfalz und Rheinlande einzufallen, Städte und Dörfer niederzubrennen und die schönsten Länderstriche zu verheeren. „Der König will, daß die Pfalz in eine Wüste verwandelt werde“, so verkündete Marschall Duras in seinen öffentlichen Bekanntmachungen. Alles Geld und Gut solle ausgeraubt und weggeschleppt und zwischen Frankreich und dem Reiche eine Einöde hergestellt werden. Und dies verfügte ein König, der vom Papste den Ehrennamen „der Allerchristlichste“ erhalten hatte!

Im Januar 1689 vollzogen die Henkersknechte Duras und Melac die erhaltenen Brand- und Blutbefehle. Es war im März, als der letztere in Heidelberg anlangte und vom Marktplatze aus erbarmungslos den Befehl erteilte die Stadtmauern und die Schloßtürme zu sprengen und in eine Menge Gebäude die Brandfackeln zu werfen. Mehr als 700 Gebäude in den benachbarten Städtchen und Dörfern fielen der Zerstörung anheim, sämtliche Gärten, Weinberge und Pflanzungen in der ganzen weiten Umgegend wurden aufs grausamste verheert. Und wäre es dem Scheusal Melac nach gegangen, so hätten auch die Bewohner Heidelbergs erlitten, was denjenigen der Umgegend bereits widerfahren war. Hier trieb man schonungslos die armen Menschen im kalten Winter nackt und allen Schutzes bar aus ihren Dörfern und stieß diejenigen nieder, die wieder zurückeilten, ihre brennenden Häuser und Scheunen zu löschen oder zu retten, was vielleicht noch zu retten war. Die weite Landschaft erschien wie ein einziges großes Leichenfeld. Da lagen Männer und Greise mit zerschmetterten Hirnschädeln, dort in die Brust geschossene Jünglinge, hier wiederum geschändete Frauen und Jungfrauen, erfrorene Mütter und Kinder. Und dieses selbige Satanswerk wollte jener Tiger, der Melac, auch in Heidelberg vollführen lassen. Bereits lagen die Strohbündel in den Häusern der geängstigten Bewohner, nur ein untergeordneter Offizier, namens Tesse, verhinderte den Untergang der Stadt, indem er nasses statt trockenen Stroh in die Wohnungen werfen ließ; nur 30 Bürgerhäuser gingen damals in Flammen auf. — Mit gleicher Unmenschlichkeit verfuhren die französischen Mordbrenner in Mannheim. Keinen Nagel, kein Stückchen Metall hatten die Diebe, hier wie an anderen Orten, zurückgelassen, sondern die zerstörten Häuser vorher noch aufs gründlichste ausgeraubt. — „Rex dixit et factum est“ (Der König hat gesprochen und geschehen ist's) — so war damals auf einer Denkmünze zu lesen, welche die Schandthat der Franzosen verewigen sollte. — Und — factum est, es ist geschehen!

In gleicher Weise wie auf der rechten Seite des Flußufers drangsalierten die Franzosen auch die Bewohner des linken Rheinufers.

vergießen nicht zurückschrak. Ludwig gewann den Kürfürsten Max Emanuel von Bayern für sich; ebenso dessen jüngeren Bruder, Kurfürst Clemens von Köln, der als gleichzeitiger Bischof von Lüttich

---

Bald stiegen auch hier die Feuersäulen gen Himmel und es begannen Schrecken, Brand, Verwüstung und Tod ihr grausiges Werk! Aus Speier schleppten die Franzosen zuerst alle Werte an Geld und Gut, Waffen und Kriegsvorräte hinüber nach dem Elsaß. Dann hieß es: „Ihr Bürger habt acht Tage Zeit, um eure Habseligkeiten wegzubringen. In eurer Heimat dürft ihr nicht bleiben; eure Häuser sollen dem Erdboden gleich gemacht werden. So will es der König!" —

Als die unglücklichen Menschen dieses hörten, starrten sie wie sinnlos sich einander an; dann, ohne Aussicht auf Hülfe und Beistand, packten sie ihre Habseligkeiten, drängten sich auf allen Wegen und Stegen zusammen und fuhren von dannen — trostlos, hoffnungslos. Wer ja noch einmal mit thränenleerem Auge rückwärts schaute — denn in solchem Elend verlernt der Mensch selbst das Weinen — welch ein Graus! . . . . Sie sehen ihre schöne Stadt mit dem alten ehrwürdigen Kaiserdom in lichten Flammen, die ganze Gegend gleicht einem Feuermeer! Bei diesem Anblicke ballte mancher Mann und Jüngling krampfhaft die Hand — doch dabei blieb es! Leichte Reiterei und Troßbuben schlugen drein und trieben die Haufen vorwärts, bis andere kamen, die den Dahinziehenden das Fortkommen versperrten. Dazwischen hinein schossen im Schilfe lauernde Musketiere auf die Flüchtigen und endlich nahmen Schwärme französischen Gesindels den Vertriebenen das wenige noch ab, was sie gerettet, und andere Schandbuben mißhandelten Männer, Frauen und Kinder und verjagten Jung und Alt unter Spott und Hohn nach allen Gegenden. — Und trotz allem unsäglichen Jammer pries sich gar mancher dieser Elenden noch glücklich, daß er draußen umherirren konnte und nicht zuzuschauen brauchte, als die Mordbrenner ihren alten herrlichen Kaiserdom zerstörten, als die geheiligten Gräber ehemals mächtiger Herrscher geöffnet und entweiht, als die Gebeine ehrwürdiger Fürsten und Bischöfe in alle Winde zerstreut wurden. Zweiundsiebzig Stunden lang zerstörten Feuer und Menschenhände das prächtige Speier.

O! des Drangsals und Elends war noch lange kein Ende! Worms, die berühmte Reichsstadt, gehörte damals noch zu den bedeutendsten und wohlhabendsten Städten des Rheinlandes. Sie hatte, wie so viele andere, im Dreißigjährigen Kriege schwer gelitten. Aber noch lebten dort, gemächlicher wie an vielen anderen Orten, gegen 50 000 Menschen. Und heute? Gegenwärtig zählt sie kaum noch 18 000 Einwohner. Von ihrer Heimsuchung durch die Franzosen hat sie sich in fast zwei Jahrhunderten nicht wieder erholen können; denn der schauerliche Brand, welcher den größten Teil ihrer Häuser in Asche legte, währte vom 30. Mai bis 3. Juni. Von einem benachbarten Hügel sah der französische Marschall den Untergang der zwei Kaiserstädte, Speier und Worms, an.

Nicht viel gnädiger als am Neckar und am Rhein verfuhren die damals von vielen Seiten als Vorbild gepriesenen Franzmänner in Kreuznach sowie in der Hardt, in einem Teile von Schwaben und rheinaufwärts im Breisgau, dann bald nachher rheinabwärts im Erzbistum Trier, wohin die Mordbrenner sich

den Franzosen alle seine Festungen am Rhein und an der Maas öffnete; auch kleinere deutsche Fürsten waren von Frankreich erkauft. Dagegen standen Brandenburg-Preußen 2c., Holland und England auf der Seite des Kaisers, dessen Feldherr Prinz Eugen von Savoyen gleich anfangs große Erfolge in Italien gegen Ludwigs Generale erfocht. Aber diese wurden mehr als aufgehoben durch Rakoczis erfolgreichen Ungarnaufstand, der von Frankreich geschürt (auch die Pforte regte sich wieder!) solche Ausdehnung gewann, daß er Schrecken und Entsetzen bis vor die Thore von Wien trug. Eugen selbst wurde nach Ungarn entsandt. Nun aber drangen die Franzosen

---

wandten, als sie vor dem anrückenden tapferen General Schöning und seinen Brandenburgern aus der Kurpfalz wichen. Auch die Länder von Trier, Jülich und Köln suchte die französische Brandfackel heim; die fruchtbarsten Distrikte wurden auch hier in Einöden verwandelt, ja die armen Bauern von übermütigen Schurken sogar gezwungen, ihr eigenes, noch goldig im Felde prangendes Getreide wieder in den Erdboden einzupflügen.

Die Schrecken dieser Drangsale unterbrach der Krieg gegen die schändlichen Verwüster, welcher bis ins Jahr 1693 fortdauerte, zu welcher Zeit unsere schlimmen Nachbarn wieder in der Gegend zwischen Rhein und Neckar und im April vor Heidelberg erschienen. Noch einmal wütete die französische Brandfackel. Diesmal wurden die Wälle und Stadtmauern gänzlich zerstört, Keller und Brunnen verschüttet, Kirchen eingeäschert und das herrliche Schloß, der Stolz jenes Zeitalters, in eine Ruine verwandelt, seine Türme gesprengt, so daß nur noch einzelne Flügel und Prachtfronten aus den blauen Lüften in das liebliche Neckarthal hinabblicken. Diese Trümmer und die mächtigen Rundtürme sind die beredtesten Mahnungen an die zweimalige barbarische Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen.

Und abermals verkündete eine zweite Denkmünze Ludwigs, welchen seine Franzosen den Großen, wir aber den königlichen Mordbrenner nennen: „Heidelberga delenda est“ (Heidelberg muß zerstört werden), zum Hohne und zum Schimpf unserer Vorfahren. Allerdings verhüllten viele edle Deutsche jener Zeit schamerfüllt ihr Haupt; damit ist jedoch die Stadt nicht gerettet worden.

Kann und darf sich jemand wundern, wenn Pfalz und Rheinland sich von aller Welt, von Kaiser und Reich verlassen hielten? Damals, als sie verzweifelten an der Gnade Gottes und der Barmherzigkeit der Menschen sowie an der Macht des Kaisers, damals verloren sie auch den Glauben an das Reich und Tausende von Pfälzern kehrten ihrer Heimat den Rücken und zogen hinweg, weit in die Fremde. Dieses dauerte fort gegen hundert Jahre, so daß Pfälzer und Auswanderer im Munde des Volkes in den Rheinlanden gleichbedeutend war.

Bei den Zurückgebliebenen aber pflanzte sich die Erinnerung an jene grauenhaften Tage von Geschlecht zu Geschlecht fort, und aus Abscheu vor jenen Unmenschen Melac und Duras ruft man noch heute in der Pfalz bei diesem Namen die ruppigsten Hunde.“ (Illustr. Kriegschronik.)

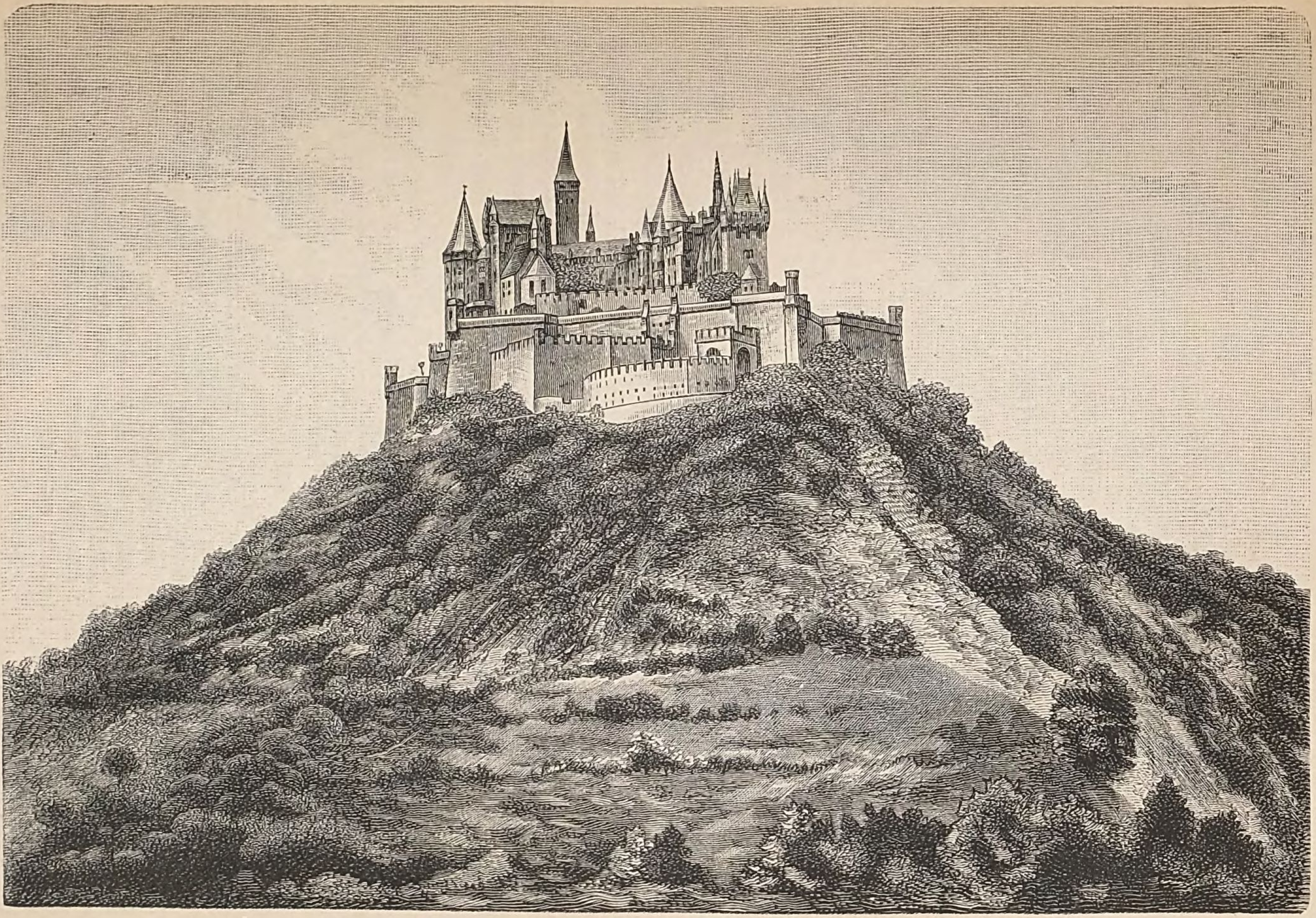
in Oberitalien vor, am Oberrhein vereinigte sich ein französisches Heer mit dem Kurfürsten von Bayern zur Offensive: Tirol sollte für Bayern erobert werden und dadurch zugleich die militärische Verbindung mit Italien hergestellt werden. Dies scheiterte am Volksaufstande der Tiroler; aber dennoch stand der Weg offen, den Stoß in Österreichs Herz zu führen, dem aufständischen Ungarn über Wien die Hand zu reichen, das Haus Habsburg, das Kaiserhaus, auszulöschen. Wer wollte es dann noch wagen, die Verwirklichung von Ludwigs cäsarischen Weltherrschaftsplänen zu hindern?

Prinz Eugen wurde aus Ungarn zurückgerufen, vereinigte seine Armee mit der englisch-holländischen unter dem ihm ebenbürtigen John Churchill, Herzog von Marlborough, und besiegte in der entscheidenden Schlacht bei Höchstätt die französisch-bayerische Armee vollständig. In Paris wollte man anfangs gar nicht an die Niederlage glauben. Sechs Tage war Ludwig in der tödlichen Unruhe, von einer furchtbaren Niederlage seines Heeres in Bayern zu wissen, ohne die näheren Umstände zu kennen. Ludwig XIV. war nicht gewohnt, Unglücksbotschaften zu vernehmen. Seine Niedergeschlagenheit, die Bestürzung des Hofes, des ganzen Landes war außerordentlich groß, die Entmutigung allgemein. Der Nimbus, welcher die französische Kriegsmacht bisher umgeben hatte, war gebrochen. Seit Ludwig auf dem Throne saß, war er zum erstenmale nicht nur in empfindlicher Weise, sondern in einer Art geschlagen, die damals unerhört genannt werden konnte. Die Niederlagen häuften sich in den nächsten Jahren dermaßen, daß Frankreich vor eine grenzenlose Demütigung gestellt werden konnte. Aber plötzlich verwandelte der Tod eines Prinzen die ganze politische Lage Europas, so daß Ludwig nur zur Herausgabe von Breisach, Freiburg und Kehl gezwungen werden konnte; Straßburg und Landau behielt er. Seinem Sarge folgte der Fluch des ruinierten Frankreich und der Fluch der Deutschen, denen dieses furchtbare halbe Jahrhundert des Krieges am Rheine, denen die Erinnerung an die Greuelthaten Melacs eine Warnung und Mahnung war für ewige Zeiten.

Der Fall Frankreichs war ein tiefer; aber dies beneidenswerte Land hätte sich rasch genug wieder erholt, wäre der nachfolgende Herrscher nicht Ludwig XV. gewesen. Noch unwürdiger als dieser

war die Mehrzahl der ihn nachäffenden Großen und Kleinen im unglückseligen Deutschland, so daß leider vielen Deutschen ihre Fürsten und ihr Adel verächtlich wurden und es lange blieben. Was hat doch dieses gute Volk darunter zu leiden gehabt, daß es so lange Zeit diejenigen, die ihm mit gutem Beispiele hätten vorangehen sollen, in hündischer Unterwürfigkeit fürchten, viele Landesväter als Landverderber betrachten mußte! Von jenem musterhaften Staatengebilde, das sich im „armseligen" deutschen Norden langsam aber stetig entwickelte, seitdem die Hohenzollern, die Nachbarn der Hohenstaufen, aus den Geländen der Schwäbischen Alp, über Nürnberg, wo sie die Burggrafenwürde errungen, in die Mark Brandenburg als Kurfürsten und Landesväter im besten Sinne des Wortes gekommen waren, wußte man im deutschen Volke allzulange entweder nichts oder Verkehrtes. Das Elend und die Verständnislosigkeit für politische und nationale Dinge war viel zu groß, als daß man außerhalb Brandenburg-Preußen mehr als ein verwundertes Kopfschütteln gehabt hätte für des Großen Kurfürsten Auftreten gegen Ludwig XIV., für die Bedeutung der Schlachten bei Warschau und bei Fehrbellin, für die Krönung zu Königsberg am 18. Januar 1701, für das patriarchalische und altväterische (und doch so grundlegende) Thun und Treiben Friedrich Wilhelms I., dessen Riesenkerle aus der Potsdamer Wachtparade noch den meisten Gesprächstoff lieferten. Vornehmlich Friedrich der Große, Maria Theresia und Joseph II. brachten dem Volke wieder zum Bewußtsein, von welchem Segen Fürsten für ihre Völker sein können; an solchen Vorbildern erst lernten viele Fürsten langsam und mühselig, was ihre Aufgabe sein müsse. Sogar einig wurden diese Deutschen, Nord und Süd, West und Ost, Protestant und Katholik schon im vorigen Jahrhundert einmal, wenn auch nur ein einziges Mal und wenn auch nur in einem Jubelruf, als der alte Fritz bei Roßbach (1757) die wieder einmal über den Rhein gedrungenen Franzosen ganz gehörig klopfte.*)

*) Frankreich zahlte im siebenjährigen Kriege den Gegnern Friedrichs d. Gr.: Württemberg 9½ Millionen Livres, an Pfalz 14½, an Bayern 9, an Sachsen 9, an Österreich 82 Millionen. Das raubten die französischen Generäle in Norddeutschland wieder zusammen. Kassel mußte 1757 den Franzosen binnen 40 Tagen 24 000 Säcke Weizen, ebensoviel Roggen, 1 200 000 Rationen Heu und Hafer und

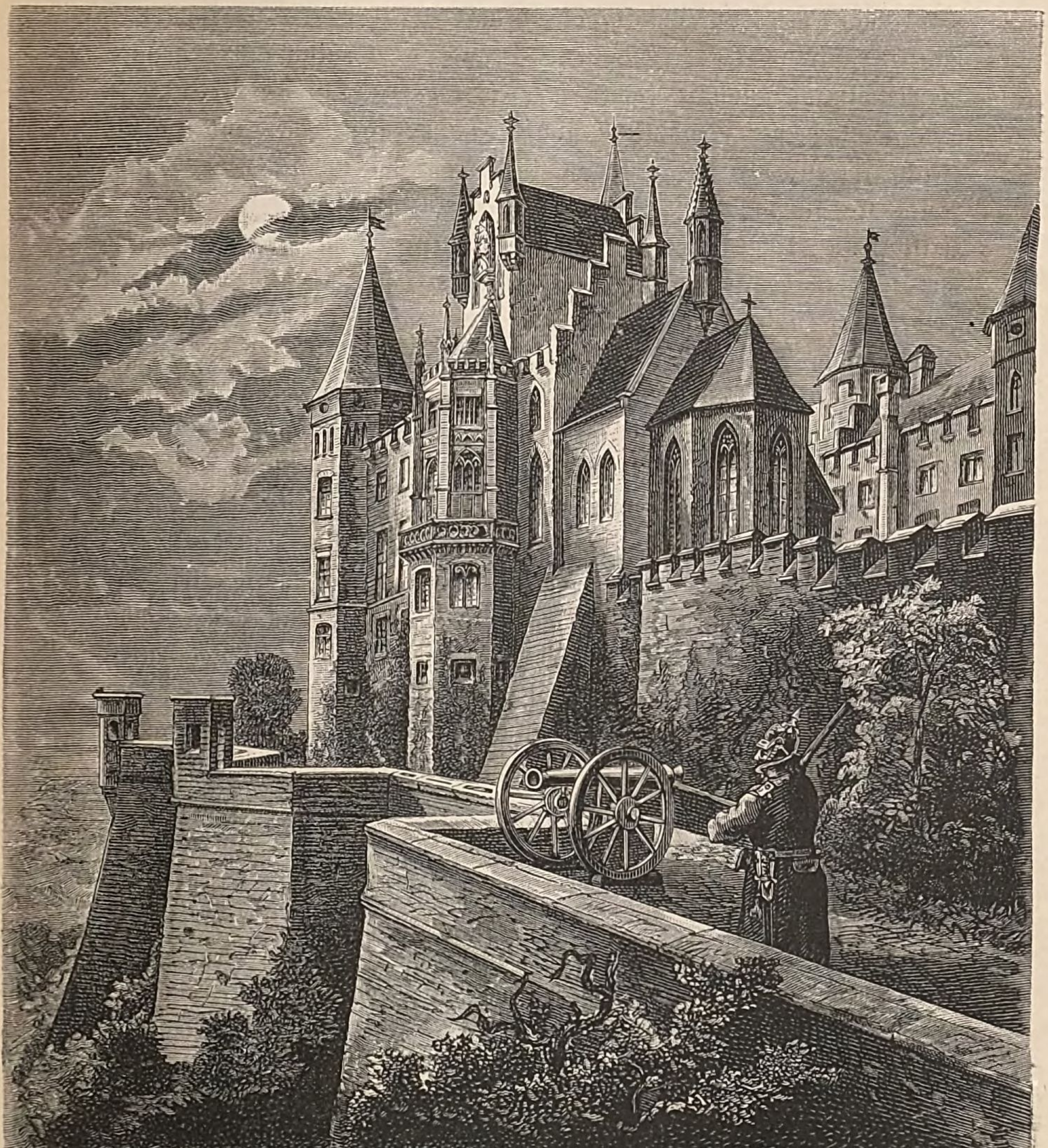


Hohenzollern.

Seither gährte es in Frankreich; ein dumpfes, noch fernes Gewittergrollen ließ sich aus dem Westen vernehmen; den Anfängen hätte man schon am Sarge Ludwigs XIV. lauschen können. Es war der sich mehr und mehr steigernde Unwille und Zorn eines von seinem Herrscher, von seinem Adel und von seiner Kirche unter Hohnlachen grenzenlos mißbrauchten und mißhandelten Volkes; sein Zorn wandelte sich zur wilden Wut. „Überall liegen Gährungsstoffe und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt sie zu kalmieren", sagte der alte Fritz zu seinem Großneffen, zum späteren König Friedrich Wilhelm III. „Ich fürchte, Du wirst einmal einen schweren Stand haben. Habilitiere, rüste Dich; sei ferm; denke an mich. Wache über unsere Ehre und unseren Ruhm, begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine!" In trüber Vorahnung sagte er zu demselben auch: „Ich fürchte, nach meinem Tode wirds pêle-mêle gehen." Und zu einem seiner Minister äußerte dieser Begründer der Großmachtstellung Preußens: „Ich will euch sagen, wie nach meinem Tode die Sachen gehen werden. Am Hofe wird ein lustiges Leben herrschen. Mein Neffe wird den Staatsschatz vergeuden und die Armee verkommen lassen. Dann werden die Weiber regieren und den Staat zu Grunde richten." Und kaum ein Jahr nach des großen Königs Tode faßt Mirabeau sein Urteil über die Lage in Preußen bereits in den Worten zusammen: „Die Staatseinkünfte nehmen ab, die Ausgaben mehren sich, das Genie wird gering geschätzt, Dummköpfe sind am Ruder,

---

ebensoviel Gebund Stroh liefern; der Herzog von Richelieu verheerte die Orte mit Feuer und Schwert, welche die unerschwinglichen Kontributionen nicht aufzubringen vermochten, ließ reiche Leute so lange prügeln und quälen, bis sie die Brandschatzungen für ihre weniger vermögenden Mitbürger auftrieben; ohne Untersuchung wurden Unschuldige als Spione gehängt. Frauen und Mädchen erlitten die abscheulichsten Mißhandlungen. Der General Herzog v. Ayen forderte in Hessen, daß man sich an keine Verträge binden, sondern nur das Recht des Stärkeren geltend machen werde; Vauben erklärte die Minister in Kassel für höchst strafwürdige Rebellen, weil sie ihm am h. Ludwigstage keine Abgeordneten zum Glückwunsch geschickt hatten. In Kassel mußte 1758 jedermann binnen 24 Stunden alles gemünzte Silber und Gold abliefern. Celle ausgeplündert und in Brand gesteckt. Hannover verlor viele Millionen, Halberstadt über $1^1/_2$ Millionen Thaler. Der französische Kriegsminister befahl dem General Contades: „Sie müssen ganz Westfalen in eine Wüste verwandeln, es muß alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden."



Bastei der Burg Hohenzollern.

dies Preußen ist im Zustande der Fäulnis, ehe es seine Reife erlangt hat."

Nach zwei weiteren Jahren brach das Unwetter in Paris, in ganz Frankreich los. Die besten Köpfe in Deutschland begrüßten die Revolution zunächst begeistert. „Als aber" — schreibt Treitschke — „die Schläge der Revolution nicht mehr nur den Adel und die alte Kirche trafen, als der Parteikampf immer wüster und roher dahinraste, als die fanatische Gleichheitswut sich vermaß, selbst die letzte Aristokratie, die des Lebens, zu vernichten, da vermochte der treue und schwere deutsche Sinn den launischen Zuckungen der gallischen Leidenschaft nicht mehr zu folgen. Man war erschreckt und entrüstet. Das Gefühl kalter Verachtung, das die Greuel der Schreckenszeit in einer politisch reifen Nation erregen mußte, kam bei der deutschen Gutherzigkeit nicht auf; sie bemerkte nicht, daß die Massenmorde des Wohlfahrtsausschusses von einer winzigen Minderheit einem sklavisch gehorchenden Volke auferlegt wurden. In Frankreich aber hatten der gräßliche Bauernkrieg des Sommers 1789 und die neuen Gesetze, welche das Ergebnis dieser Massenbewegung anerkannten, nur eine Welt von Wünschen und Gedanken, welche das ganze Jahrhundert hindurch über alle Völker des Westens sich verbreitet hatten, verwirklicht; was wunder, daß die französische Nation sich jetzt als das Messiasvolk der Freiheit fühlte. Sie schrieb den furchtbar plötzlichen Zusammenbruch des bourbonischen Staates nicht der Thatsache zu, daß die alte Ordnung in Frankreich noch ungleich verfaulter war als in den Nachbarlanden, sondern der Überlegenheit des französischen Genies. Der Unwille über die tiefgesunkene europäische Machtstellung des Staates war unter den Ursachen der Revolution nicht die schwächste gewesen; nun, da die Kraft dieses Volkes sich so herrlich zu bewähren schien und das Ausland bewundernd nach der Hauptstadt der Welt blickte, meinte man sich berufen der weiten Erde Gesetze zu geben. Die Nation war gewöhnt jedes fremde Recht zu mißachten, sie wähnte, daß ihre Bildung noch immer der ganzen Welt zum Muster diene, wie einst in dem Zeitalter Ludwigs XIV.; von der neuen eigenartigen Kultur, die in Deutschland erwacht war, wußte sie nichts. Schon die Erklärung der Menschenrechte erhob den anmaßenden Anspruch, allen Völkern als Richtschnur zu gelten, und Lafayette begrüßte die neue Trikolore

mit der Weissagung, sie werde die Runde um den Erdkreis machen. Seitdem wuchs die Macht der revolutionären Propaganda; die innere Zerrüttung aller Nachbarlande, Italiens und Spaniens, Hollands und Belgiens, der Schweiz und der deutschen Kleinstaaten versprach ihr leichte Beute. Ein Weltkampf, wie ihn Europa seit den Tagen der Religionskriege nicht mehr gesehen, war im Anzuge, wenn alle die gräßliche Fäulnis, die sich unter der Bourbonenherrschaft in Frankreich angesammelt, die Sittenlosigkeit der höheren, die rohe Unwissenheit der niederen Stände, und mit ihr zugleich die dämonische Macht der Gedanken eines neuen Zeitalters über diese wehrlose Staatenwelt verheerend hereinfluteten. Bereits war der erste Schlag gegen die Rechte des deutschen Reichs gefallen: die Reichsstände im Elsaß wurden ihrer grundherrlichen Rechte, die Kirchenfürsten ihrer geistlichen Güter beraubt, offenkundigen Verträgen zuwider, des Reiches ungefragt; Frankreich erging sich in lärmenden Drohungen. Aber der Kampf gegen Frankreich konnte leicht zu einem Prinzipienkriege gegen die Revolution werden; die Emigranten schürten und drängten an allen Höfen; fuhr das Schwert aus der Scheide, so lag die Gefahr nahe, daß diese geschworenen Feinde der Revolution die Oberhand gewannen und die deutschen Mächte (Österreich und Preußen) fortrissen zu dem thörichten Unternehmen einer Wiederherstellung der altbourbonischen Zustände. Auf der andern Seite hieß das Verzichten auf das Schwert die letzten Ansprüche des Reichs auf das Elsaß preisgeben. Daneben schürte Rußland zum Kriege, um hinter dem Rücken der kämpfenden deutschen Mächte im Trüben fischen zu können, die polnische Frage auszutragen. — Weder der Kaiser noch die preußischen Staatsmänner verkannten völlig die unberechenbaren Gefahren eines Krieges in so verworrener Lage. Kaiser Leopolds nüchterner Kaltsinn blieb lange ganz unempfindlich gegen die hülfeflehenden Briefe seiner unglücklichen Schwester Marie Antoinette, die sich von weiblicher Leidenschaft und gekränktem Fürstenstolze bis dicht an die Grenzen des Landesverrates fortreißen ließ. Das preußische Kabinett war anfangs von dem Auftreten der konstitutionellen Parteien sehr befriedigt, sein Gesandter erkannte die Berechtigung der Revolution unbefangen an, zeigte ein offenes Auge für die gehäuften Thorheiten des verblendeten Hofes. Das wüste Treiben der Emigranten wurde in

Wien und Berlin mit der gleichen Strenge verurteilt. Erst seit dem Frühjahr 1791, seit Ludwig XVI. seinen mißlungenen Fluchtversuch durch unerhörte persönliche Demütigungen büßen mußte, begannen die beiden Höfe ernstlich an eine Abwehr der revolutionären Gewaltthaten zu denken. . . . Leopold forderte durch das Rundschreiben von Padua die europäischen Mächte auf, sich seines mißhandelten Schwagers anzunehmen, jede Beleidigung der Ehre des Königs durch kräftige Maßregeln zu rächen, keine Verfassung Frankreichs anzunehmen, die nicht von der Krone frei genehmigt sei. Dann unterzeichnete der preußische Gesandte Bischoffswerder eigenmächtig, gegen seine Instruktionen, den Wiener Vertrag vom 25. Juli, wodurch beide Mächte sich gegenseitig ihren Besitzstand verbürgten und einander Hülfe versprachen für den Fall innerer Unruhen. Friedrich Wilhelm II. billigte, gegen die Ansicht seiner Minister und und entgegen der öffentlichen Meinung in Preußen, die willkürlichen Schritte seines Freundes; er traf bald darauf mit Leopold in Pillnitz zusammen, fühlte sich hingerissen von der würdigen persönlichen Haltung des schlauen Florentiners und jubelte: der Bund der beiden deutschen Großmächte werde zum Segen kommender Geschlechter für ewige Zeiten dauern. — Eine unmittelbare Bedrohung Frankreichs lag freilich in allen diesen Mißgriffen nicht. Wenn Friedrich Wilhelm selber einen Kreuzzug gegen die französischen Rebellen lebhaft wünschte, seine Minister wiesen den Gedanken eines Angriffskrieges eben so entschieden von sich wie der durchaus friedfertige Kaiser. In Pillnitz wurden die zum Kriege drängenden Emigranten hart zur Seite geschoben, und es kam nur die inhaltlose Erklärung vom 27. August zustande: Die beiden Mächte sprachen aus, daß sie die Sache König Ludwigs für eine gemeinsame Angelegenheit aller Souveräne hielten; eine Einmischung in Frankreichs innere Händel solle erfolgen, falls alle europäischen Mächte zustimmten. Das sagte gar nichts, da jedermann wußte, daß England an einer bewaffneten Intervention niemals teilnehmen wollte. Und sogar diese unklaren Andeutungen ließ man in Wien wieder fallen, als König Ludwig im Herbst in seine Würde wieder eingesetzt wurde und die neue Verfassung freiwillig beschwor. Die Verhandlungen über die Rechte des Reichs im Elsaß führte Leopold außerdem nach altem Reichsbrauch mit einer Mäßigung, die der Schwäche gleichkam; er unter-

ließ alle militärischen Sicherheitsmaßregeln und forderte nur Entschädigung, nicht Wiederherstellung der Beraubten. Österreich und Preußen bewogen auf Frankreichs Wunsch den Kurfürsten von Trier, daß er die Rüstungen des Emigrantenheeres zu Koblenz untersagte — dieses winzigen Heeres, das ohnehin, bei dem Todhasse der Franzosen wider die adligen Verräter, dem neuen Frankreich nie gefährlich werden konnte. Frankreich war es, Frankreich allein, das angesichts dieser friedfertigen Haltung der deutschen Mächte den Krieg erzwang. Das Grundgesetz der konstitutionellen Monarchie war kaum vereinbart, so arbeiteten die Doktrinäre der Gironde bereits an seiner Vernichtung; sie wollten die Republik und erkannten rasch, daß eine Kriegserklärung gegen den Schwager des Königs das Ansehen des Thrones unrettbar erschüttern, daß die letzten armseligen Überreste des alten Königtums zusammenbrechen mußten, sobald die Sturmflut der revolutionären Propaganda über den Weltteil dahin fegte. Der Widerwille der ungeheuren Mehrheit der Nation gegen die Republik sollte durch den Glanz kriegerischer Erfolge, durch das alte teuere Traumgebilde der natürlichen Grenzen beschwichtigt, die Geldnot des Staates durch einen großen Beutezug geheilt werden. Bei dem reizbaren Stolze der tieferregten Nation und ihrer gründlichen Unkenntnis ausländischer Zustände fiel es der wilden Rhetorik der Brissot, Guadet und Gensonné nicht schwer, aus Wahrem und Falschem ein kunstvolles Trugbild zu weben, die thörichten Briefe des unglücklichen Hofes, den offenen Verrat der Emigranten in Zusammenhang zu bringen mit den unvorsichtigen Worten der Erklärungen von Padua und Pillnitz. Das Volk begann zu glauben, daß seine neue Freiheit durch eine finstere Verschwörung aller alten Mächte gefährdet sei, daß man das Schwert ziehen müsse, um das Recht der nationalen Selbstbestimmung gegen die Vormundschaft Europas zu wahren. Derweil die kriegerische Stimmung in der Gesetzgebenden Versammlung von Tag zu Tage wuchs, zeigte man in den Verhandlungen mit dem Kaiser schnöden Übermut, bot den Reichsständen im Elsaß nicht einmal eine bestimmte Entschädigung. Dann forderte das Haus, hingerissen von den flammenden Worten der Gironde, die feierliche Erklärung des Kaisers, daß er den Plan einer europäischen Vereinigung aufgebe und, gemäß den alten Bundesverträgen der Bourbonen, Frankreich zu unterstützen bereit

sei — bei Strafe sofortigen Krieges. Da Leopold eine würdige, maßvolle Antwort gab, wurde am 20. April 1792 der Krieg gegen Österreich erklärt. Frevelhafter waren selbst die Raubzüge Ludwigs XIV. nicht begonnen worden, als dieser Kampf, der nach allem menschlichen Ermessen das ungerüstete Frankreich in schimpfliche Niederlagen stürzen mußte. Eine doktrinäre Rede Condorcets verkündete sodann der Welt, wie das Prinzip der republikanischen Freiheit sich gegen den Despotismus erhebe. Dem gesamten alten Europa ward der Handschuh hingeworfen; für Preußen aber trat der Wiener Vertrag in Kraft, der unterdessen durch ein förmliches Verteidigungsbündnis ergänzt worden war."

Indes, es kam anders, als alles menschliche Ermessen reichte. Die Kanonade bei Valmy brachte das Vorrücken der Preußen ins Stocken. Der Sieg hatte in nächster Nähe gewirkt; er hätte, wie damals die Dinge in Frankreich lagen, die Revolution mindestens in das ruhigere Bett der allerdings sehr nötigen Reform gelenkt, hätte Frankreich auf sich selbst beschränkt, die Vogesen dem Reiche zurückgewonnen, der Welt 23 Jahre des fürchterlichsten Blutvergießens, 23 Jahre der bedenklichsten Erschütterungen aller Verhältnisse, dem Reiche und Preußen insbesondere entsetzliche Schmach erspart. So aber atmete die mit Recht zitternde Revolutionspartei in Paris, atmete ganz Frankreich auf und warf sich frohlockend dem Siegestaumel in die Arme. Denn jetzt hieß es, daß die unausgebildeten Aufgebote der Carmagnole und die desorganisierten Überreste der alten königlichen Armee den vereinten Heeren und erlesenen Führern Preußens, Österreichs und des französischen Emigrantenadels nicht nur erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt; daß die rohen Handwerker und Krämer, die plumpen Bürger, die niederen Fabrikarbeiter und die gemeinen Bauernbursche, wie man die mittleren und unteren Klassen bis dahin in Frankreich genannt hatte, nicht nur den Kugeln die Stirne bieten, das Gewehr abdrücken und das Bajonett fällen könnten, ohne vorher lange gedrillt zu sein und ohne von den Sprößlingen adeliger Häuser geführt zu werden; sondern daß diese von dem begeisternden Hauche der Revolution erfüllten Volksmassen die unter dem Königtum bei Roßbach geschändete Nationalehre gerettet, daß sie die ersten Truppen der Welt, die Fridericianischen, besiegt hätten. Die häßliche Saat nationaler Überhebung und

kriegerischer Gloiresucht, welche Ludwig XIV. einst ausgestreut, wucherte seit Valmy verderbenbringend für Frankreich und für die Welt empor. Die Franzosen insgesamt gewannen Vertrauen zu sich und zu einander, und dieses Vertrauen wuchs bald zu einem Geist schrankenloser Kühnheit und unbegrenzten Ehrgeizes. In Valmy wurzelten die Erfolge Custines gegen Mainz, Dumouriez' gegen Belgien, das Zurückwerfen der Österreicher über den Rhein, der Rückzug der Preußen auf Mainz. Auch der mit großen Aussichten 1794 begonnene Feldzug der Verbündeten wurde gelähmt durch Österreichs Eroberungspläne im Osten (gegen die Türken und Polen, im Bunde mit Rußland), durch seine Eifersucht gegen Preußen und durch die französische Übermacht. Österreich war geneigt, mit Frankreich Frieden zu schließen und Belgien zu räumen. Die Niederlage der Österreicher, Engländer und Holländer bei Fleurus durch Jourdan war zwar kaum eine solche zu nennen, gleichwohl folgte der Rückzug aus Belgien bis auf die rechte Rheinseite, ihrer Verbündeten nach Holland. Dieses wurde durch Pichegrus Winterfeldzug in eine batavische Republik umgewandelt. Vergebens der zweimalige Sieg der Preußen bei Kaiserslautern, — das ganze linke Rheinufer kam in Feindeshand.*) 1795 folgte Preußens Rücktritt

*) 1792 erschienen die ersten französischen Scharen auf deutschem Boden. Brandschatzungen und Erpressungen bezeichneten ihre „glorreichen Spuren." Custine ließ allein Worms 1 480 000 Livres zahlen, Speyer kam damals etwas besser weg, Frankfurt a/M. zahlte $1^1/_2$ Millionen. Wohin diese Heuschrecken kamen, klagt ein Bericht, wurde alles: Menschen, Vieh, Lebensmittel 2c. requiriert. Am Donnersberge erzwangen die republikanischen Kommissare den Eid auf Freiheit und Gleichheit mit militärischer Gewalt „gegenüber dem Fanatismus und der Unwissenheit einer verstockten Bevölkerung." Die Völkerbeglückung durch die Franzosen kostete den Kölnischen und Trierschen Landen, Jülich, Limburg und der Pfalz 54 Mill. Gulden, den rechtsrheinischen Ländern bis 1795 an barem Gelde 178 Mill. Die Kommissare befahlen, jeden der sich über Plünderung beklage zu erschießen, damit die Klagen verstummten. 1796 erhob Frankreich von Württemberg 4 Mill. Franken Kriegssteuern, von Baden 2 Mill., von den übrigen Ständen des Kreises 12 Mill., von der Geistlichkeit 7 Mill., legte kaum zu leistende Naturallieferungen auf, plünderte die Dörfer aus u. s. w. Der Wert der gestohlenen Gegenstände betrug $4^1/_4$ Mill. Gulden; Frankfurt bezahlte wiederum 6 Mill. Gulden, Nürnberg 2 Mill. Wo nichts mehr zu rauben war, wurden die Einwohner niedergemetzelt und andere Grausamkeiten verübt. Die Bauern in den Weingegenden wurden so entsetzlich gepeinigt, daß selbst sie in unglaublicher Wut sich zum Vernichtungskampfe erhoben. 1800 folgten die Heimsuchungen

vom Koalitionskrieg im Frieden zu Basel, veranlaßt durch die Entziehung der englischen Subsidien sowie durch die feindselige Haltung Rußlands und Österreichs in der polnischen Teilungsfrage. Vergebens auch die Erfolge der Österreicher bei Amberg und Würzburg, da mittlerweile der General Bonaparte seine eben auch durch die Folgen von Valmy ermöglichte Laufbahn, zunächst in Italien, eröffnet hatte: Österreich mußte den Frieden von Campo Formio eingehen; die ligurische, die römische, die helvetische, die parthenopäische Republik wurden errichtet und an Frankreich gekettet; der Zug nach Ägypten eröffnete die weitesten Aussichten; Marengo und Hohenlinden warfen Österreich von neuem nieder. Die kühnsten Träume und Pläne Heinrichs IV., Richelieus, Ludwigs XIV. gingen durch Bonaparte in Erfüllung: Napoleon wurde Kaiser, ließ sich in Mailand zum König von Italien krönen; Austerlitz schmetterte das mit Rußland verbündete Österreich zu Boden, Jena zerbrach die Fridericianische Monarchie, der neue Rheinbund besudelte den deutschen Namen, das römische Reich deutscher Nation hauchte seinen letzten Atem aus, in den deutschen Landen hausten Napoleons Geschöpfe und Schergen, die Kontinentalsperre traf England an der verwundbarsten und empfindlichsten Stelle, auch in Madrid thronte ein Napoleonide, Österreich wurde durch den Wiener Frieden 1809 ein Staat zweiten, ja dritten Ranges: knirschend, zitternd, bebend lag Europa zu den Füßen des Übergewaltigen, als er nun auch unaufhaltsam gegen Moskau vordrang, wo Asien vor den gierigen Blicken des Unersättlichen sich öffnen mußte: neben Cäsars Gestalt gaukelte auch die Alexanders d. Gr. vor seinem sich überhastenden Geiste.*)

in Schwaben und Bayern. 1803 zahlte Hannover 17½ Mill. Franken und täglich 10 000 Thaler für Verpflegung der französ. Armee, welche die Schlösser und Zeughäuser ausplünderten.

*) Im Jahre 1806 mußte Frankfurt a/M. Napoleon 4 Mill. Franken zahlen, Weimar und Eisenach 300 000 Thaler. Lübeck erlitt eine dreitägige Plünderung, wobei Tausende hingemetzelt wurden. Ganz Norddeutschland seufzte unter unerschwinglichen Kontributionen. In Bayreuth wurden 2½ Mill. Franken, in Berlin 2½ Mill. Thaler, in Braunschweig 2 Mill. Thlr. erpreßt, der von den Franzosen besetzte Teil Deutschlands mußte im ganzen 180 Mill. Franken außer den Naturallieferungen erlegen. Und welchen Wert hatte damals das Geld! In Mecklenburg allein wurden 26 000 Pferde weggenommen, Berlin seiner Kunstschätze beraubt. Der Nürnberger Buchhändler als Verleger einer Broschüre ohne

Aber Moskau ging in Flammen auf; der Rückzug aus Rußland vernichtete die „große Armee", keineswegs aber war alles verloren. In Deutschland, in Frankreich, in Italien, in Spanien standen noch Hunderttausende, seines Winkes gewärtig; wenn jemand, so vermochte noch er es, weitere Armeeen aus dem Boden zu stampfen. Und auch Rußland war doch erschöpft, gründlich ermattet, zufrieden damit, daß sein heiliger Boden von den „Heiden" gesäubert war, zu weitaussehenden Unternehmungen keineswegs geneigt. Österreich konnte nur im äußersten Falle sich gegen den Schwiegersohn wenden. Italiens, Frankreichs durfte er sicher sein, wenn es auch hie und da grollte, — ein einziger neuer Sieg konnte dieses Grollen verstummen machen. Bedenklich freilich gährte es in Spanien, bedenklicher noch in Norddeutschland, insbesondere in den zerstückelten Teilen der Fridericianischen Monarchie. Der Rheinbund allerdings stand fest und barg unerschöpfliches Kriegsmaterial; aber das Tosen im Norden ward von Tag zu Tag vernehmlicher, bis die hellen lichten Flammen aus dem zertretenen Preußen herausbrachen, hochauflodernd um sich griffen, sich nährend an jahrelang unterdrücktem heißem, grimmigem Haß und Zorn. Napoleon wußte es, daß unversöhnliche Feinde nur hier zu fürchten waren; aber er wußte nicht, wie furchtbar sie ihm werden sollten, mit welch unver-

Verhör erschossen. Der Staat Preußen zahlte 100 Mill. Franken Kriegsentschädigung. Sachsen kostete die französische Freundschaft bis 1813 an 60 Mill. Thaler. Vandamme ließ in den Schlössern, wo er übernachtete, sogar das Silberzeug einpacken, Daru berechnete seine Erpressungen in Norddeutschland auf 500 Mill. Franken, in den deutschen Ländern Österreichs 1809 auf 234 Mill. Franken. Bayern mußte die Freundschaft der Franzosen durch beträchtliche Territorialschenkungen an französische Offiziere erkaufen, blieb für die Verpflegung französischer Truppen unentschädigt, mußte sogar noch 30 Mill. Franken als Zuschuß zu den Kriegskosten beitragen. Die Rheinbundsstaaten mußten nicht nur ihre eigenen Heere ausrüsten, sondern auch das französische verpflegen. Hamburg und die Hamburger wurden geradezu unglaublich mißhandelt. Selbst König Hieronymus von Westfalen schrieb schon 1811 seinem Bruder Napoleon: „Die Aufregung ist auf den höchsten Grad gestiegen. Ihre Ursachen liegen teils in dem allgemeinen Franzosenhasse, aber noch mehr in dem Ruin aller Stände, in dem Übermaß aller Abgaben und Kriegskontributionen, in dem unerträglichen Drucke der Einquartierungen und unentgeltlichen Verpflegung fremder Truppen, in den unaufhörlichen Erpressungen und Plackereien aller Art." Nur in einem Teile Preußens betrugen die Kosten der auferlegten Opfer bloß in den Jahren 1806—1808 über 245 Mill. Thaler.

gleichlicher Spannkraft sich diese Preußen in den kurzen sechs Jahren seit Jena unter dem Drucke so feindseliger Verhältnisse emporgerafft hatten; wie erfolgreich Friedrich Wilhelm III. mit Stein und Scharnhorst an der sittlichen und politischen Wiedergeburt Preußens gearbeitet, wie alle Kräfte ausschließlich in den Dienst dieser, in der Geschichte einzig dastehenden Wiedergeburt sich gestellt hatten.

Ein zündender Funke fiel Yorks Neutralitätserklärung zu Tauroggen am 30. Dezember 1812 in die allgemeine und fieberhafte Erwartung. Es folgte die Übersiedelung des Königs von Berlin in das sichere Breslau (22. Januar 1813), sein Aufruf an die waffenfähige Jugend zur Bildung freiwilliger Jägerkorps (3. Februar), die begeisterte und begeisternde Waffnung der Provinz Preußen, das Bündnis mit dem nur durch Steins Drängen zur Fortsetzung des Krieges sich entschließenden Rußland zu Kalisch (27. Februar), die Stiftung des eisernen Kreuzes (10. März), die Kriegserklärung an Frankreich (16. März), das Gesetz über die Bildung der Landwehr und der Aufruf „An mein Volk" (17. März). Noch nie hat die Welt einen gleichen Jubelausbruch eines entsetzlich mißhandelten und verhöhnten Volkes gesehen, wie damals und dort in Preußen, noch nie eine so selbstlose, freudige, aufopfernde Hingabe Aller an den Staat. Bei einer Bevölkerung von 4½ Millionen stellte das raffiniert ausgesogene Land bis Ende März ein Linienheer von 110 000 Mann, dazu noch im April und Mai 170 000 Mann Landwehr. Das Genie Napoleons siegte mit 120 000 Mann frischer Truppen allerdings bei Lützen und Bautzen, so daß die Verbündeten den Rückzug nach Schlesien antreten und in einen Waffenstillstand willigen mußten. Aber beim Anblick des Todesmutes der Preußen war ihm doch der echt korsische Ausruf entfahren: „Diese Tiere haben etwas gelernt." Als dann (außer Schweden und England) auch Österreich nach vergeblichen Unterhandlungen mit dem Übermütigen diesem am 12. August endlich den Krieg erklärte, standen 470 000 Alliierte gegen 450 000 Napoleonische Truppen: aber dort Uneinigkeit und Mißtrauen gegeneinander, hier ein einziger selbstbewußter Wille des gewaltigsten Schlachtenmeisters aller Zeiten. Kein Wunder, daß er die zweitägige Schlacht bei Dresden gewann; aber sein Oudinot wurde von Tauenzien und Bülow bei Großbeeren,

sein Macdonald von Blücher an der Katzbach, selbst sein Ney von Bülow bei Dennewitz geschlagen, sein Vandamme bei Kulm und Nollendorf durch Ostermann und Kleist sogar völlig vernichtet. Dann ging der rastlose Marschall Vorwärts mit seinem schlesischen Heere zur Offensive über und erzwang Napoleons Rückwärtskonzentrierung nach Leipzig. Die dreitägige Völkerschlacht entschied gegen Frankreich. Wie Kartenhäuser brachen die nichtswürdigen Schöpfungen des Korsen in Deutschland, in Spanien, in Italien, überall zusammen; nur in Frankreich focht er noch mit dem Löwenmute der Verzweiflung insbesondere gegen den ungestümen Blücher. Vergebens. Am 31. März 1814 hielten die Verbündeten ihren Einzug in dem nun ihnen zujubelnden charakterlosen Paris; Napoleon ging nach Elba. Der korsische Teufelsspuk schien vorbei. Aber er kehrte wieder. Aufs neue war alles bedroht. Wieder war es der König von Preußen, der seinem willig horchenden Volke zurief: „Europa kann den Mann auf Frankreichs Thron nicht dulden, der die Weltherrschaft als den Zweck seiner stets erneuerten Kriege laut verkündigte." Und wieder war Blücher mit den Seinen zuerst auf dem Platze. Noch einmal siegte der Korse. Aber Blücher kam seinem Freunde Wellington — es war die höchste Zeit — zu Hülfe; Napoleon wurde bei Belle-Alliance vernichtet und endete auf St. Helena. Zum zweitenmale zogen die Verbündeten in Paris ein. Aber das liebe Frankreich blieb im Besitze Elsaß-Lothringens; die Franzosen sind ja so empfindlich, die Deutschen nicht; wozu also Frankreich reizen?

Eine der ernstesten Wahrheiten jedoch, die sich aus der Betrachtung der politischen Unruhen und der militärischen Begeisterung, die in Frankreich national wurden, ergiebt, ist die Thatsache, daß diese Einflüsse beständige geworden sind. Es scheint, als ob eine solide Regierung, die von Generation zu Generation dauert und der Verderbtheit einerseits, der lärmenden Straße andererseits widerstände, unter den Franzosen nicht mehr Wurzel fassen könne. Jede revolutionäre Bewegung in Paris aber findet ihr Echo durch die ganze übrige Welt. Selbst die von den verbündeten Mächten in den Jahren 1814 und 1815 in Frankreich selbst errungenen Erfolge konnten, so bedeutend sie auch waren, die Wirkungen der vorausgegangenen 23 Jahre allgemeiner Umwälzung und fortdauernder

Kriege nicht beseitigen. Das Jahr 1830 schüttelte die Dynastie, welche fremde Bajonette Frankreich aufgezwungen hatten, ab, und alles zitterte vor dem erwachten Losbruch französischer Anarchie und den gefürchteten Gewaltthaten französischen Ehrgeizes. Aber Louis Philipp schmeichelte erst der Revolution und war nachher scheinbar mit Erfolg bemüht, sie zu dämpfen. Doch wußte der neue König recht gut, daß er keineswegs der Liebling der Nation sei. Das strenge Regiment, das er im Inneren durchführte, erbitterte von Jahr zu Jahr mehr und drängte die Frage auf, was man denn eigentlich durch die Revolution gewonnen habe. Auch seine Geldgier gewährte erwünschte Angriffspunkte, um das Volk aufzuregen. Vielleicht konnte wieder einmal eine glänzende äußere Politik als Blitzableiter dienen! Dazu schien sich denn auch eine treffliche Gelegenheit zu bieten. Ferdinand VII. von Spanien hatte das salische Gesetz aufgehoben, um seiner ältesten Tochter Isabella die Thronfolge zuzuwenden; allein sein Bruder Don Karlos suchte sein Thronrecht mit den Waffen zu behaupten, wodurch Spanien nach Ferdinands Tode einem neuen greulichen Bürgerkrieg preisgegeben wurde (1833); durch Isabellas schließlichen Sieg gelangte in Madrid der französische Einfluß wieder ans Ruder (1840). Auch in der orientalischen Frage schien Louis Philipp die Stellung Frankreichs zu einer maßgebenden gestalten zu können. Die Zeit schien ihm günstig, alleinigen Einfluß in Ägypten zu erlangen und so die Verwandlung des Mittelmeeres in eine „französische See" vorzubereiten. Die Verstärkung der Flotte, die Vermehrung des Heeres, eine große Anleihe und die sofortige Inangriffnahme der Befestigung von Paris wurde vom Ministerium Thiers beschlossen. Besonders die letztere Maßregel sollte die äußerste Entschlossenheit kund thun. Man wollte den Krieg nicht auf den Orient beschränken, sondern einem neuen Kampfe am Rhein trotzen. Schon wieder träumte und prahlte man von nichts als von Sieg und Eroberungen; man sah den Rhein schon von neuem zu Frankreichs Grenzstrom gemacht, man schwelgte in der Erneuerung der napoleonischen Ruhmeszeit. Bald schlug die Kriegslust in Paris in beängstigenden Flammen auf. Die Boulevards wurden nicht stille von dem Geschrei und Gesinge der Menge; die Theater widerhallten von dem wahnsinnigen Beifall, der Alfred de Musset's „Deutschem Rhein" gespendet wurde,

einem Liede, das in spottender Weise auf die Begeisterung antwortete, die in Deutschland zum Schutze des Rheins wach geworden war. Aber Louis Philipp erwog die Überlegenheit der in der Orientfrage einigen Großmächte und den Mangel in der militärischen Ausrüstung Frankreichs, entließ den zum Kriege drängenden Thiers und berief den friedlich gesinnten Guizot. Der Ausgang der orientalischen Krisis war für Frankreich ein sehr beschämender, die Nationaleitelkeit war empfindlich verletzt: von nun an war das Juli-Königtum verloren. Trotz der Fieschi-Gesetze, trotz des blendenden Schauspiels algierischer Razzias und pyrenäenbeseitigender Heiraten, trotz der Pariser Forts und 100 000 die Revolution niederhaltender Soldaten lebte diese und rang sich freizumachen. Der seit Valmy großgezogene und großgewordene Geist wühlte rastlos unter der auf republikanische Einrichtungen basierten Monarchie. Endlich brach das ganze Gebäude der Regierungskunst durch den Aufstand der Pariser Demokratie zusammen (1848) und ward nach allen Winden zerstreut; Aufstände, Barrikaden und Entthronungen, der Fall von Kronen und Krönchen, und bewaffnete Zusammenstöße der Parteien, Systeme und Völker wurden wieder zur Tagesordnung in Europa.

Aber die neue Republik bot dem unseligen Volke keine Gloire, nach der es doch so dürstete. Darum fiel sie einem obgleich viel verlachten politischen Abenteurer und gewissenlosen Gaukler zum Opfer, weil sein Name schon wunderbare Hoffnungen erregte. Napoleon III. bändigte die Revolution, aber nur solange die Welt vor seinen Erfolgen sich beugte und Frankreich sich in ihren Strahlen prahlerisch sonnte. An allen sollte der Reihe nach Rache genommen werden, die einst als Sieger Frankreichs „heiligen“ Boden betreten hatten. Rußland wurde zuerst gezüchtigt. Bald war man wieder soweit, daß die Blicke des Erdkreises auf Paris gerichtet waren; daß die bebenden Völker den Worten lauschten, welche in den Tuilerien fielen; daß Weiblein und Männlein jeden neuaufkommenden französischen Blödsinn bereitwillig nachäfften. So war's recht! das gefiel den Franzosen! Und nun kam Österreich an die Reihe, wodurch zugleich Italien zum folgsamen Klienten Frankreichs gemacht werden sollte. Magenta! Solferino! Paris schwamm in einem Meere jubelnden Entzückens. Da fällt in die Freude ein störender Ton: Preußen spannt seinen Bogen, und ein Wilhelm soll die fürchterliche Waffe

handhaben! Ein Ruck — und Napoleons Siegeswagen steht still. Frankreich muß Italien sich selbst überlassen, muß über Hals und Kopf mit Österreich Frieden schließen, muß auf halbem Wege umkehren: der Siegeszug ist verpfuscht. Preußen! knirscht die gallische Wut; immer und immer wieder Preußen! Ein Friedrich Wilhelm war es gewesen, der dem „großen" Ludwig seine Zirkel gestört; ein Friedrich war es gewesen, der bei Roßbach namenlose Schmach auf Frankreichs Ehre gehäuft; ein Friedrich Wilhelm hatte den Degen des „großen" Kaisers zweimal zerbrochen, war zweimal als Sieger in Paris eingezogen; jetzt bot Wilhelm in seiner stillen Weise ein stilles Schach. Jawohl! auch an Preußen sollte Rache genommen werden, die fürchterlichste Korsen-Rache, aber nicht jetzt, sondern wenn Napoleon die Zeit für günstig hielt; wenn er genügend gerüstet war; wenn er den Sieg sicher hatte; wenn die Gelegenheit zu plötzlichem Überfall sich bot. Und 10 lange Jahre bohrte sich der heiße Stachel des Zornes und Hasses tiefer und tiefer in das gallische Herz, seit Düppel und Königgrätz wahnsinnige Schmerzen bereitend, die Napoleons Thron erschütterten.

Wilhelm aber war der Sohn jener Königin Luise, die mit ihren Kindern 1806 vor den Horden Napoleons I. bis Memel flüchten und Entbehrungen tragen mußte gleich armen Bürgersleuten, und deren Herz über dem Elende des Vaterlandes gebrochen war. Er war der Sohn jenes Friedrich Wilhelm, der nach dem Unglücke von Jena nur drei Thaler geben konnte, als die Prinzessin Charlotte ein Kleid brauchte; der sich in Tilsit alles mußte gefallen lassen und die eine Hälfte seiner Länder verlor, die andere der peinigenden Fürsprache des Zaren verdankte; der seine Kammergüter mit der Hälfte jener Summe von 40 Millonen Thalern belastete, welche Napoleon für den Abzug der französischen Besatzung verlangte; der seine Kronjuwelen zu den Juden, sein Silberzeug in die Münze schickte, um Geld für die Umgestaltung des Heeres nach Scharnhorsts großen Gedanken zu erhalten. Wilhelm wurde eben 16 Jahre alt, als das große Frühjahr von 1813 anbrach und die preußischen Kolben ihre befreiende Arbeit begannen; an seinem Vater, an den Gestalten von Stein und Blücher, Scharnhorst und Gneisenau bildete sich des Jünglings Sinn. Endlich durfte der junge Krieger wenigstens am Feldzuge von 1814 teilnehmen und aus den Vorzügen und Fehlern von

Freund und Feind lernen, was Siege sichert oder gefährdet. Am 23. und 24. Februar 1814 stand Wilhelm zum erstenmale im Feuer und zeichnete sich am 27. derart aus, daß er ein Recht auf das eiserne Kreuz hatte und auf das russische St. Georgskreuz, welches einem Ausländer höchst selten und nur für hervorragende persönliche Tapferkeit verliehen wird. Dann schaute er vom Hügel von Belleville zum erstenmale auf Paris, um dessen Besitz noch gekämpft wurde; dann nahm er teil am ersten Einzuge der Verbündeten. Möglich, daß Wilhelm in jenen Tagen Napoleons Söhnchen „den König von Rom" gesehen; sicher, daß der 17jährige preußische Major jenen 6jährigen Prinzen des Exkönigs von Holland kennen lernte, der ihm nach 56 Jahren bei Sedan seinen Degen ausliefern mußte. Dann begleitete Wilhelm seinen Vater und seinen Bruder auf der lehrreichen Reise nach und in England. Nun erst begann für ihn in Berlin das regelrechte Lernen und der echte preußische Dienst, der unterbrochen wurde, als Wilhelm seine Schwester zu ihrer Vermählung mit seinem Freunde und Kriegskameraden Nikolaus nach Petersburg begleitete, wo er alle Kreise für sich gewann. Er blieb sechs Monate in Rußland und sah auch noch Spuren vom Brande Moskaus. 1821 ging er nach Italien, Bunsen und Niebuhr waren seine Führer in der ewigen Stadt. Still und fast ausschließlich militärischen Studien lebend ward ihm die erste große Freude, als am Jahrestag der Völkerschlacht (1831) der mit Augusta geschlossenen Ehe ein Sohn, der einzige, entsproß. Im Jahre 1840 stand er in derselben tiefen Erschütterung, wie einst als 13jähriger Knabe an den irdischen Resten seiner unvergeßlichen Mutter, am Sarge seines hochverehrten Vaters, — nun Friedrich Wilhelms IV., seines Bruders, erster Unterthan und Thronfolger mit dem Titel „Prinz von Preußen". Auch jetzt in erster Linie dem Militär sich widmend, erkannte er die Notwendigkeit, alles in den Kreis seines umfassenden Betrachtens und gründlichsten Denkens zu ziehen, was seiner späteren Aufgabe: ein König im höchsten Sinne des Wortes zu sein, entsprach. Nie hat ein Prinz sich gewissenhafter zu einem Monarchen erzogen, als Wilhelm. Darum auch seine, nur zu kurze Studienreise mit Bunsen durch England, denn die neue Zeit rief auch vor dem Schlosse der Hohenzollern nach „Verfassung". Wie gut, daß er hier zu den Schätzen seiner Erfahrungen und Beobachtungen von 1814, zu seinen späteren praktischen und theoretischen

Kriegsstudien hinzufügen konnte die so einfachen und weisen Bemerkungen des alten Wellington: „Ich kenne nichts Wichtigeres, als sorgfältig auf die Verpflegung des Soldaten zu achten: sorgt dafür, daß er gut bekleidet, beherbergt und genährt werde. Wie sollte er fechten, der arme Bursche! wenn er, abgesehen davon, daß er sein Leben aussetzt, noch mit unnötigen Mühseligkeiten zu kämpfen hat? Auch darf er nicht, wenn es irgend verhindert werden kann, von Kugeln getroffen werden, bevor er ordentlich im Gefecht ist. Man sollte auf die jungen Offiziere ein scharfes Auge haben und gegen die Soldaten nachsichtig sein."

Nach seiner Rückkehr sollte das schmerzlichste über ihn kommen: die Revolution von 1848 befleckte die stolze Hohenzollernkrone, und das verirrte Volk forderte die Verbannung des durchaus verkannten Prinzen, der am 27. März 1848 aufs neue nach England kam, hier scharf und ohne Voreingenommenheit das Verfassungsleben wieder studierend, in gleicher Weise den Gang der Angelegenheiten auf dem Festland, namentlich in Deutschland und Preußen verfolgend. Was er erlebt hatte und jetzt sah, gewann ihn grundsätzlich gegen den Absolutismus und für die konstitutionelle Monarchie. Bald rief der König den Verbannten zurück, der auf der Rückreise in Wesel offen aussprach: „Es ist schmerzlich, verkannt zu werden; nur mein reines Gewissen hat mich über diese Zeit hinweggeführt und mit reinem Gewissen kehre ich in mein Vaterland zurück ... Ich schließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen an; aber Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft streben, das ist mein Beruf. Wer mich gekannt hat, weiß, wie ich immer für das Vaterland geglüht habe." Im Juni 1849 warf er die republikanischen Schilderhebungen in der Pfalz und in Baden nieder. Dann ging er wieder stille seinen militärischen und anderen Studien nach; 1855 führte er das Zündnadelgewehr, das sich 1849 bewährt hatte, in der ganzen Armee ein. Mit gespannter Aufmerksamkeit, aber in durchaus gebotener Zurückhaltung folgte er den Ereignissen des Krimkrieges und den Folgen desselben. Da übertrug ihm sein schwer erkrankter Bruder am 8. Oktober 1858 die volle Regierungsgewalt.

Wilhelm hatte erkannt, daß die Schmach von Jena wie die von Olmütz ihren tiefsten Grund in der Vernachlässigung des Heeres und

in der Unzulänglichkeit der alten Rüstung hatten, welcher Preußen längst entwachsen war. Schon hatte er dreimal Gelegenheit gehabt bei nötig gewordenen teilweisen Mobilisierungen bedenkliche Mängel wahrzunehmen. Als er sich aber 1859 mit dem bekannten Erfolge bereit machte, Österreich gegen Frankreich zu helfen, enthüllte diese Mobilisation mehr als je die unverbesserlichen Mängel des alten Militärsystems, das seit 45 Jahren keine wesentliche Änderung erfahren. Nun hatte er aber nicht mehr nur das volle Verständnis für die nötige Umgestaltung des Heerwesens, sondern er besaß auch die Macht, dieselbe zu wollen und durchzuführen; an seine Seite berief er die schon längst ausgewählten Mitarbeiter Moltke und Roon. Denn, wenn eine Frage sofortige Lösung gebot, so war es die der Reorganisation des preußischen Heeres. Wer mochte wissen, was sich über Nacht ereignen konnte? Nach Rußlands und Österreichs Demütigung durch Napoleon war die Reihe, sobald er sich stark genug fühlte, sicherlich an Preußen. Allerdings versicherte Napoleon dem von den deutschen Fürsten umgebenen Prinzregenten von Preußen seiner Friedensliebe (Juni 1860 in Baden-Baden); aber diesem Kaiser nach allem was seit 1848 vorgefallen Glauben zu schenken, ging doch wohl nicht an. Staunend sah zudem das ganze deutsche Volk, wie die Italiener aus ähnlicher Zerrissenheit und Ohnmacht gegen Napoleons Willen mehr und mehr zur Einheit gelangten; noch am 10. November 1859 hatte man bei der Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag seine Worte auf das deutsche Volk angewendet: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr! Und: der Augenblick ist da, wo du die Summe der großen Lebensrechnung ziehen sollst; die Zeichen stehen sieghaft über dir, Glück winken die Planeten dir herunter und rufen: es ist an der Zeit! Alles blickte hoffend und vertrauend auf Preußen und seinen Wilhelm, der durch den Tod seines Bruders (2. Jan. 1861) König wurde.

Aber die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses verstand weder seine Zeit noch seinen König: sie verweigerte wiederholt die Mehrkosten für die Reorganisation. Das änderte sich nicht, als der König Bismarck ins Ministerium berief. Der Konflikt steigerte sich in unerhörter Weise und zu ungemessenem Grade. Frankreich rieb sich vergnügt die Hände. Einstweilen war es freilich in Mexiko

vollauf beschäftigt, um der germanischen Republik in Nordamerika ein romanisches Kaiserreich in Mittelamerika, und zwar eines von Frankreichs Gnaden, gegenüberzustellen. Aber die vorläufige Schwächung Preußens besorgten ja die Preußen selbst, — denn in Frankreich beurteilt man alles nach Frankreich —; ließ man die Sache noch einige Jahre so weiter gehen, so winkte ein zweites Jena. Das Unglaubliche geschah: selbst die Ruhmesthaten in Schleswig-Holstein, namentlich bei Düppel (18. April 1864) und die Befreiung der Herzogtümer von dänischer Herrschaft übten keinen oder doch nur geringen Einfluß auf den erbitterten Kampf der Parteien, der bald den ganzen deutschen Bund in Mitleidenschaft zog. Ein solcher Staat und ein solches Volk bot Frankreich sicherlich keinen großen Widerstand, wenn Napoleon nur die rechte Stunde abwarten konnte. Freilich: Die Düppeler That schmerzte; schon dieser Erfolg der Preußen wurmte. Indes, neben Sebastopol und Solferino hatte ja doch Düppel wenig zu bedeuten. Allerdings führte Wilhelm mit den Seinen die Umgestaltung des Heeres auch gegen das Parlament fort und zu glücklichem Ende. Aber dafür erlebten die Franzosen die große Freude, daß die Entfremdung Preußens und Österreichs täglich stieg, daß die Deutschen ihre Hoffnungen auf Preußen vergruben oder gar in Haß verwandelten. Wenn König Wilhelm diesen prächtigen Bismarck nur noch einige Jährchen schalten und walten ließ, so war der Krieg zwischen Preußen und Österreich ganz sicher, das übrige Deutschland gegen Preußen, dieses selbst am Rande der Revolution, und seine reorganisierte Armee, vom Parteigeiste selbstverständlich erfüllt, — warum sollte es in Preußen anders als in Frankreich sein — höchstens in der Lage, den Kampf so lange zu führen, bis alles auf den Tod erschöpft war; dann war die rechte Stunde da, an den Rhein, über den Rhein zu gehen, einen neuen Rheinbund zu schaffen und wieder von Berlin und von Wien aus der hochaufstaunenden Welt Gesetze zu diktieren. So die weitgehendsten Hoffnungen. Und wenn man auch bescheidener rechnete, so ging alles doch jedenfalls sehr gut. Denn es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder siegte Österreich, oder es siegte Preußen. Ging das erst jüngst von Frankreich niedergeworfene Österreich als Sieger hervor, so war erst recht die französische Armee die erste der Welt trotz allen Reorganisationen und

Düppeler Erfolgen; Preußen wurde gedemütigt und verkleinert zu gunsten Österreichs und der hungrigen Mittelstaaten, die sicher über die Rheingrenze mit sich reden ließen. Siegte dagegen Preußen — selbstverständlich mühsam, denn Österreichs Armee hatte es ja den Franzosen bei Magenta und Solferino recht sauer gemacht — so durfte es sich behaglich abrunden, falls es in seiner Erschöpfung Napoleon den Rhein nicht gut verwehren konnte und wollte; der ganze deutsche Norden wurde preußisch, aber dann war Deutschland für ewig zerrissen und das geschlagene Österreich der nach Rache lechzende verläßlichste Bundesgenosse Frankreichs.

Und da war auch bereits der Krieg, noch ehe man es dachte! Freilich an Preußens Seite das neue Italien. Diese Thatsache bereitete Frankreich den ersten Schmerz, war aber die Ursache einer ersten großen Freude. Denn Italien unterlag der österreichischen Südarmee bei Custozza (24. Juni 1866) an einem Tage und konnte nun in Sack und Asche über die kindische Thorheit trauern, ohne Frankreich etwas angestrebt zu haben, ohne Frankreich etwas gelten zu wollen. Für die „tiefer blickenden" französischen Zeitungspolitiker war Custozza eine erquickende Genugthuung: jetzt mußte sich das gegen Frankreichs Willen groß gewordene Italien um so rückhaltloser in die warm schützenden Arme Napoleons werfen. Und Custozza konnte ja weiterhin nur ein kleines Vorspiel zu den Thaten der „großen" Nordarmee unter Benedek sein! Wer weiß wie bald dieses Preußen in den großen Hafen französischen Schutzes sich flüchtete!. Aber in 3 mal 24 Stunden befand sich — es war erstaunlich — Preußen im Besitze des ganzen deutschen Nordens; dann kamen täglich Siegesnachrichten vom böhmischen Kriegsschauplatze und häuften sich in betäubender Schnelligkeit; ehe man es sich versah, war Österreichs stolze Nordarmee beispiellos geschlagen. Das hieß ja, Friedrich des Großen Siege übertrumpfen; da verschwanden ja Magenta und Solferino hinter Königgrätz — Sadowa; dann war ja die französische Armee nicht mehr die erste der Welt; dann war's ja nichts mit dem Zuge nach Berlin, um 1813 und 1814 und 1815 gründlich zu rächen. Unmöglich, alles auszudenken und die Wahrscheinlichkeit zu ermessen, daß die Welt künftighin nicht mehr ausschließlich auf Paris ihre Blicke, sondern einige auch nach Berlin richten werde; daß der Schwerpunkt der Welt sich nicht

mehr ausschließlich in Paris befinden sollte; daß auch die politische Welt genau wie die gewöhnliche Welt um eine Axe mit zwei Polen sich werde drehen müssen. Die Einsichtigen in Frankreich konnten sich „patriotischer Beklemmungen" nicht erwehren, während die tobende Straße in wilder Wut in das ohrenzerreißende Geheul „Rache für Sadowa" ausbrach. Weitere 24 Stunden und ein unendlicher Jubel füllte die Boulevards, Paris flaggte und illuminierte, die bittersten Todfeinde sanken sich gerührt in die zuckenden Arme; denn Österreich hatte Venetien dem Kaiser geschenkt, damit er Italien festhalte und so die sieggewohnte Südarmee unter dem Erzherzog Albrecht zu einer neuen, glücklicheren Entscheidungsschlacht vor den Mauern Wiens freimache. Napoleon war bereit als Friedensvermittler Preußen in die Arme zu fallen. Aber Italien wollte nicht gehorchen und Preußen ließ sich nicht durch einen Telegraphendraht in seinem überaus raschen Vordringen gegen Wien hemmen. Der französische Gesandte, Benedetti, mußte sich schleunigst aus Berlin in das preußische Hauptquartier begeben, um für Napoleon den Ruhm eines Schiedsrichters, und wenn möglich noch etwas dazu, einzuhandeln oder zu ertrotzen; aber seine Rolle war eine klägliche, weil Preußen nach Königgrätz noch über 664 000 Mann verfügte, während Napoleon, als er seinen Kriegsminister frug, ob nötigenfalls ein Okkupationsheer von 50 000 Mann für Venetien verfügbar sei, eine verneinende Antwort erhalten hatte. Desto eher und leichter verständigte sich Preußen in weiser Mäßigung mit Österreich und den süddeutschen Staaten, gründete den Norddeutschen Bund: dem knirschenden Frankreich blieb das Nachsehen. Benedetti forderte noch am 6. August 1866 wenigstens Mainz mit entsprechendem Gebiete bei Strafe sofortiger Kriegserklärung, worauf Bismarck kurz antwortete: „Gut, dann ist Krieg."

So erschien die Entwickelung dem gewöhnlichen Beobachter. Noch viel tiefer und schmerzlicher drang der Stachel in die Eingeweide der „Wissenden" an der Seine. Napoleon fühlte ganz lebhaft, daß er 1859 den Höhepunkt seiner Macht und seines Einflusses bereits überschritten hatte. Um sein Ansehen aufzuputzen, hatte er 1863 zu einem Kongreß eingeladen, der in Paris über streitige Fragen entscheiden sollte; aber dieser kam nicht zustande, — ein harter Stoß für Napoleons Stellung in Frankreich, die ohnehin

schon durch sein mexikanisches Abenteuer gelitten hatte. Im Jahre 1861 hatten nämlich Frankreich, England und Spanien eine gemeinsame Expedition beschlossen, um Mexiko zur Befriedigung ihrer Staatsangehörigen zu zwingen. Als dies im wesentlichen erreicht war, zogen die Engländer und Spanier wieder heim, die Franzosen aber blieben, um die Republik in ein romanisches Kaiserreich zu verwandeln. Schon hatte der Erzherzog Maximilian von Österreich den neuen Thron bestiegen und einige Zeit unter französischem Schutze innegehabt, als die Vereinigten Staaten erklärten, keine neue Monarchie unter den Auspicien irgend welcher europäischen Macht auf amerikanischem Boden dulden zu wollen, und die Franzosen zum Abzug drängten. Zu diesem Mißerfolg kam noch Napoleons schwankende Haltung gegenüber dem Papsttum auf der einen, der italienischen Nationalidee auf der anderen Seite. Eine gährende Unzufriedenheit mit des Kaisers Politik, die Frankreichs hegemoniale Stellung gefährde, verbreitete sich über das ganze Land; im gesetzgebenden Körper machte sich Thiers unbequem, der mit großem Nachdruck bei maßvoller Form die Herstellung des konstitutionellen Regiments forderte; es bildete sich dem schroffen Vertreter des „persönlichen Regiments" Rouher gegenüber eine Mittelpartei unter Emile Ollivier mit dem Programm „Frankreich treu anhänglich an die Dynastie, welche ihm die Ordnung gewährleistet, hängt nicht minder der Freiheit an." Napoleon fühlte, wie der Boden unter seinen Füßen zu weichen begann. Eine „Grenzrektifikation" nach dem Rheine hin erschien als das geeignetste Mittel zur Befestigung des Thrones. Darum hatte Napoleon schon seit etlicher Zeit durch vertrauliche Agenten verschiedene Vorschläge an Preußen gelangen lassen, zuletzt im Mai 1866 ein förmliches Bündnis angetragen: Preußen solle gegen Österreich von Frankreich mit 300 000 Mann unterstützt werden; Italien solle Venetien, Preußen einen Gebietszuwachs mit einer Bevölkerung von 7—8 Millionen, Frankreich das deutsche Gebiet zwischen Mosel und Rhein (doch ohne Koblenz und Mainz) erhalten. Trotz mehrfacher fast drohender Mahnungen lehnte Bismarck im Juni 1866 das Anerbieten definitiv ab. Seither rechnete Napoleon nur auf die Niederlage Preußens und auf dessen Ausbeutung für französischen Beistand. Zu diesem Zwecke suchte er die Allianz mit Italien für Preußen wertlos zu machen,

Österreich in seiner Kriegslust zu bestärken und zu einem für Frankreich günstigen Vertrage zu vermögen: Österreich solle Venetien an Frankreich (beziehungsweise an Italien) abtreten und als Entschädigung Schlesien erhalten. Was für Erwerbungen in diesem sehr geheim gehaltenen Vertrag Napoleon für sich beanspruchte, ist unbekannt, aber leicht zu erraten; denn 3 Tage nach diesem Vertrag sprach er sich sehr offen über seine Pläne aus, deren Kernpunkt war, daß die Deutschlands Macht lähmende Rivalität Österreichs und Preußens bestehen bliebe, Preußen als Ersatz für Schlesien und die Rheinprovinz die Elbherzogtümer und vielleicht Hannover oder Kurhessen erhielte, das südwestliche Deutschland dagegen für eine Erneuerung des Rheinbundes reif würde. Königgrätz rettete Deutschland aus dieser ungeheuerlichen Gefahr.

Die am 3. Juli 1866 vollzogenen Neuwahlen zum aufgelösten Abgeordnetenhause Preußens hatten die Regierungspartei ganz erheblich vermehrt, Freude und Stolz über die großartigen Errungenschaften bis zum Ende des Krieges thaten ein mehreres. Das Beste aber thaten der weise Herrscher und sein großer Ratgeber: sie benutzten den Augenblick des Triumphes und der Kraft zu einer völligen und aufrichtigen Versöhnung, — ein seltener Entschluß von welthistorischer Bedeutung! Ein Gefühl tiefer Freude ging durch alle Herzen, als der König in der Thronrede, mit welcher er am 5. August 1866 den Landtag eröffnete, die Worte sprach, daß er anerkenne, wie die Staatsausgaben der letzten Zeit (für die Armeereorganisation) der gesetzlichen Grundlage der Verfassung entbehrten, daß er aber hoffe, die Landesvertretung werde die Indemnität, um die sie angegangen werden solle, erteilen. Damit war das gesunde Verhältnis zwischen Regierung und Volk hergestellt und eine gedeihliche Entwickelung der deutschen Dinge verbürgt. Nach einjähriger „Diktatur" traten auch die Abgeordneten der von Preußen eroberten Länder, in denen sofort die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, in den Landtag ein. Die nationale Schöpfung aber, die dem Kriege von 1866 entsprang, war der Norddeutsche Bund, geschlossen unter der obersten Leitung Preußens von sämtlichen deutschen Staaten nördlich vom Main.

Ja, diese Mainlinie, welche Deutschland erbarmungslos zerschnitt, war das große Pflaster, das sich Frankreich auf die blutende Wunde

der nationalen Eitelkeit für die nächste Zeit legte. Napoleon selbst suchte durch eine Publikation, welche nachweisen sollte wie gut sich doch alles gemacht, zu beschwichtigen; nur eine ernste Lehre für Frankreich enthalte der letzte Krieg „die Notwendigkeit, daß wir um unser Gebiet zu verteidigen ohne Aufschub zu einer Vervollkommnung unserer militärischen Organisation schreiten müssen." Es geschah wesentlich durch Marschall Niel und nach preußischem Vorbild. Dennoch blieb Frankreichs Stichwort: „Rache für Sadowa". Um wenigstens etwas vorzuzeigen, zettelte Napoleon mit dem geldbedürftigen König von Holland einen kleinen Handel an, um das seit Auflösung des deutschen Bundes in der Luft schwebende Luxemburg (46 Quadratmeilen mit ca. 200 000 Einwohnern) zu kaufen. Noch gehörte dieses zum Zollverein, auch die preußische Besatzung war noch in der Festung, aber die staatsrechtliche Stellung des Landes war unklar, der Besitz für den neuen Bund, der glücklicherweise keinen fremden Souverän mehr zu seinen Mitgliedern zählte, von zweifelhaftem Werte, die Bevölkerung gegen deutsche oder preußische Regungen unempfindlich. Dennoch weigerte sich Preußen dem Verkauf an Frankreich zuzustimmen. Dieses rasselte mit dem Säbel: im Frühling 1867 stand man vor dem Kriege. Moltke war für den Krieg, den er siegreich zu enden gewiß war, aber Bismarck gab beim König den Ausschlag mit der Erwägung, daß es richtiger sei, erst die neue Ordnung in Deutschland sich befestigen zu lassen. Auch Napoleon war nicht so eifrig zum Kriege, wie die lärmenden Journale: die Waffen waren noch nicht geschmiedet, die ihm den Sieg verbürgten. Man lenkte ein, um so leichter als auch europäische Vermittlung dazwischen trat: Luxemburg wurde für neutral erklärt, blieb aber im Zollverein; das preußische Besatzungsrecht sollte erlöschen, aber die Festungswerke vom holländischen König auf eigene Kosten (zur Strafe für seine Geldgier und seinen Schachersinn) geschleift werden. Mit treffender Bosheit verglich der Pariser Witz den Kaiser mit einem Jäger, der nach vielen Fehlschüssen beim Wildprethändler einen Hasen kauft, um ihn seiner harrenden Freundschaft als Jagdbeute vorzusetzen, aber ertappt und beschämt ihn wieder zurücktragen muß.

Da kam ein neuer Schlag: auch mit der Mainlinie war es nichts; diese Südstaaten hatten sich ja schon am Ende des vorjährigen

Krieges verpflichtet, im Falle Preußen angegriffen werde, ihre Truppen unter Wilhelms Oberbefehl zu stellen! Es kam den Franzosen vor, als sei noch niemand jemals so hintergangen worden, wie Frankreich von Preußen. Bald kamen die vorläufig noch getrennten Brüder sogar zu einem Zollparlament in Berlin zusammen; von da bis zu einem Vollparlament schien nur ein Schritt zu sein. Um so eifriger ließ der Kaiser unter gelegentlichen Friedensbeteuerungen an der Reorganisation des Heerwesens für einen Zusammenstoß mit dem neuen Deutschland arbeiten. Die Opposition in Kammer und Land nahm zu, bei den Neuwahlen zum gesetzgebenden Körper im Mai 1869 kam es so weit, daß die seitherige Majorität unterlag. Napoleon stellte sich, als wolle er einlenken, und berief am Ende des Jahres den Führer der Mittelpartei Ollivier an die Spitze des Ministeriums, um fortan konstitutionell zu regieren; die betreffenden Verfassungsänderungen wurden dem Senat vorgelegt. Die Verfassung sollte durch ein Plebiscit sanktioniert werden. Alles war nur Mittel zum Zweck: denn diese allgemeine Volksabstimmung gestaltete sich zu einer großen Demonstration für des Kaisers Person und das „persönliche Regime". In einem Staate, wo alles, was ein Ämtchen hat, bis zum Dorfbürgermeister und Nachtwächter und Tagschreiber herab von dem jeweiligen Machthaber abhängt, fielen allerdings 7 350 000 Stimmen für, aber die bedenkliche Zahl von $1\frac{1}{2}$ Millionen gegen Napoleon und unter der letzteren waren 40 000 aus den Reihen der Armee, auf die sich Napoleons ganze Herrlichkeit stützte. Es war ein furchtbarer Schlag: die Armee begann zu grübeln, verstärkte die Reihen der Gegner! Es war die höchste Zeit, diese Armee zu beschäftigen, die Unzufriedenheit dieser $1\frac{1}{2}$ Millionen nach außen abzulenken, diese $7\frac{1}{3}$ Millionen bei der Stange zu halten, also — — einen Krieg zu führen.

Aber nicht einen gewöhnlichen regelrechten Krieg sollte es geben, sondern einen Banditen-Überfall im tiefsten Frieden, damit wenigstens die ersten Tage sichere Erfolge über Preußen brächten, welche Österreich und Italien vielleicht doch ermutigten, gemeinschaftliche Sache mit dem Raubritter an der Seine zu machen. Darum mußte noch am 30. Juni 1870 Ollivier im gesetzgebenden Körper verlogen und heimtückisch deklamieren, obgleich der Krieg bereits beschlossen war: „Ich erkläre, daß die Regierung keinerlei Besorgnis hegt, und

daß zu keiner Zeit die Aufrechthaltung des Friedens gesicherter war als jetzt: wohin man blickt, kann man nirgends eine Frage entdecken, die vielleicht Gefahren in sich tragen könnte."

Ein je blödsinnigerer casus belli irgendwoher hervorgezerrt wurde, d. h. je sicherer das mit allen denkbaren, aber auch nur denkbaren Möglichkeiten rechnende Preußen überrumpelt werden konnte, desto erwünschter war's dieser nichtswürdigen Gesellschaft in Paris, wo die klassischen Beispiele eines Richelieu und eines Ludwigs XIV. cynische Anbeter und Nachahmer gefunden.

Das größte Drama der Weltgeschichte begann.

Scene: das östliche und nördliche Frankreich.

Handelnde Personen: die Völker Deutschlands und Frankreichs.

Im Zuschauerraum: sämtliche Staaten und Völker des Erdkreises.

Erster Akt.

Die Kriegserklärung.

Die Spanier hatten wieder einmal eine Revolution gemacht. Die Königin Isabella war im September des Jahres 1868 verjagt, die Republik proklamiert worden. Bald besannen sich die Spanier jedoch eines Bessern und suchten nach einem passenden König. Napoleons spanische Gattin, die Kaiserin Eugenie, nahm großen Anteil an der Sache. Da gab es einen Prinzen Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen: katholisch, durch seine Mutter ein Abkömmling der Beauharnais und durch seinen Vater (einen Sohn der Prinzessin Murat) auch mit dem einstmaligen Könige von Neapel, dem Schwager des ersten Napoleon, verwandt; noch unverheiratet. Und es gab auch noch eine Verwandte der Kaiserin Eugenie, welche zweifellos allen Anforderungen genügte, die Prinz Friedrich billigerweise an eine Gattin aus dieser Sippe und die nicht gerade verwöhnten Spanier an eine Königin stellen durften. Spanien aber schüttelte zweifelnd das Haupt und verständigte sich lieber mit Friedrichs ältestem Bruder, mit dem Prinzen Leopold. Schon am 17. November 1869 hatte der französische Gesandte in Madrid Napoleon auf diese Kandidatur aufmerksam gemacht: ein abwehrender Wink des Kaisers hätte diesen Plan in Madrid zweifellos sofort zu Falle gebracht. Im Sommer 1870 erklärte Leopold sich zur Annahme der Krone bereit, wenn die Vertreter der spanischen Nation ihre Zustimmung geben würden. Jetzt erst schien man sich plötzlich in Paris zu erinnern, daß Leopold auch ein entfernter Verwandter des preußischen Königs, ein Hohenzoller sei. Denn die so sehnlich erwartete „rechte Stunde“ schien gekommen!

Die Pariser Presse hatte seit zwei Jahren ihren Lesern unermüdlich gepredigt, der böse Bismarck allein habe die spanische Revolution 1868 angezettelt, um Frankreich einer treuen Bundesgenossin

zu berauben. Der gallischen Phantasie war es keine allzugroße Zumutung, wenn irgendwo ausgesprochen wurde, daß Bismarcks Absicht dabei noch weit schlimmer gewesen, daß er es von vornherein darauf angelegt hatte, Spanien zu einer preußischen Provinz zu machen und das arme Frankreich zwischen zwei Feuer zu nehmen. Für einen entfernten Verwandten des preußischen Königshauses und einen näheren der Napoleoniden gingen die Preußen gewiß nur mit halbem Herzen in den Krieg, die Süddeutschen sicher gar nicht; Verbündete wären für Preußen in diesem Falle undenkbar; vielleicht wären auch die 1866 eroberten Provinzen schon jetzt zum Aufstande reif. Alles lag im tiefsten Frieden; König Wilhelm war zum Kurgebrauche in Ems, Bismarck, Moltke u. s. w. auf ihren Gütern im Norden und Süden, andere zerstreut in den Seebädern, „das Volk in Waffen", die preußische Armee zum großen Teile im Ernteurlaub. Dagegen waren Frankreichs Abgeordnete und Minister in Paris vollzählig beisammen, die herrliche Berufsarmee fertig bis auf den letzten Gamaschenknopf; Ollivier hatte soeben deklamiert; englische Staatsmänner vermochten kein Wölkchen am politischen Himmel zu entdecken; der kränkliche, schwankende Kaiser konnte von Eugenie meisterlich behandelt werden. Der spanische Vorfall eignete sich demnach jetzt vortrefflich dazu, um durch die gefälligen Zeitungen die öffentliche Meinung bis zur Siedehitze zu treiben, und Napoleon hatte doch immer noch die Wahl, entweder den Rücktritt des Prinzen Leopold von der preußischen Regierung (welche doch diese Kandidatur gar nichts anging) zu fordern und sich mit einem Triumph über Preußen zufrieden zu geben, oder durch ein verletzendes Auftreten den Krieg über Nacht zu erzwingen.

Am 3. Juli (dem Tage von Königgrätz-Sadowa!) hatte der Abgeordnete Cochery mit den Ministern Ollivier und Gramont eine Unterredung: er solle wegen der hohenzollernschen Thronkandidatur eine Interpellation einbringen. Am Morgen des 4. Juli brachte der offiziöse „Constitutionell" die in seine Sonntagsnummer extra eingeschobene Nachricht, daß gewisse Agenten „nach Preußen" gegangen seien, um „dem Prinzen von Hohenzollern" die Krone Spaniens anzubieten; unbegreiflich, daß einem „preußischen Prinzen" das Scepter Karls V. anvertraut werden solle. Am selben Tage schon erschien Frankreichs Botschafter in Berlin, Benedetti, bei Bismarcks

Stellvertreter v. Thile und drückte diesem sein Befremden und zugleich sein Mißbehagen über die Berufung des Prinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron aus; dies habe in Paris eine peinliche Stimmung erzeugt, die mit jeder Stunde wachse. Thile antwortete, daß das preußische Kabinett der Thronangelegenheit Spaniens nicht nur ganz fern stehe, sondern daß überhaupt diese ganze Verhandlung für Preußen gar nicht vorhanden sei; demnach könne er auch keine Auskunft erteilen. Und an demselben 4. Juli suchten die Minister Gramont und Ollivier eine Besprechung mit dem preußischen Gesandten v. Werther, wobei Gramont auf die „peinlichen Eindrücke" auf die „gereizte Stimmung" hinwies; der Schleier des Geheimnisses (!), welcher die ganzen Unterhandlungen umgebe, sei sehr geeignet, Mißtrauen gegen Preußen zu erwecken. Werther konnte nicht mehr sagen, als Thile; übrigens werde er den König von Gramonts Mitteilungen in Kenntnis setzen.

Da er ohnehin den König in Ems begrüßen und Urlaub nehmen wollte, verließ Werther Paris am 5. Juli. Die Pariser Zeitungen brachten die Nachricht des Constitutionell, verschärften dessen Bemerkungen und begannen heftige Ausfälle gegen die Bismarcksche Politik. Der Spektakel in Paris war in gewünschter Weise fertig. An demselben Tage (5. Juli) brachte Cochery die bestellte Interpellation. Tiefstes Schweigen bedeckte die Kammer. Gramont antwortete am 6. Juli: „daß Marschall Prim dem Prinzen von Hohenzollern die spanische Krone angeboten und daß dieser sie angenommen hat, ist richtig. Die Verhandlungen sind für uns Geheimnis. Wir können also nicht wissen, in welcher Weise sie geleitet wurden, wir kennen noch keine Entschließung des spanischen Volkes. Wir bitten Sie, meine Herren, die Diskussion zu vertagen — sie hätte kein Resultat. Frankreich hat der spanischen Nation stets seine Sympathieen gezeigt, es wird alles vermeiden, was den Schein eines Druckes auf die öffentliche Meinung in Spanien haben, einer Einmischung in die Angelegenheiten jener großen und edeln Nation gleichkommen könnte. Aber diese Achtung vor fremden Rechten eines Nachbarvolkes kann uns nicht verpflichten, zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze und dadurch in ihrem Interesse das Gleichgewicht Europas störe, die Beziehungen, die Ehre Frankreichs gefährde. Noch hegen wir die Hoffnung, daß diese Befürch-

tungen nur leere sind, welche durch die Weisheit des deutschen Volkes, durch die Freundschaft des spanischen zu Frankreich, bald genug zerstreut werden dürften. Sollte es anders kommen, dann rechnen wir auf Ihre Unterstützung, meine Herren, auf die der Nation, und stark dadurch, würden wir ohne Zaudern, ohne Schwäche unsere Pflicht erfüllen."

Der Beifall der entzückten Hörer erstickte die vereinzelten Warnungsrufe. Paris, Frankreich war in tollem Wirbel. In Deutschland war man an das Geschrei in den französischen Kammern und an den Ton der Pariser Presse schon lange gewöhnt: es war dort eben ein neuer Spektakel. Aus der spanischen Frage konnte unmöglich ein Krieg sich entwickeln. Am 6. Juli schrieb die N. A. Z. „das spanische Volk allein hat zu entscheiden — niemand anders. Das deutsche Volk hat lediglich die Aufgabe, sich weise d. h. neutral zu verhalten. Wenn andere Völker dabei eingreifen wollen, mögen sie es thun. Wir bleiben so fern als möglich davon." Spanien versicherte, daß die etwaige Wahl des Prinzen Leopold durchaus kein Akt der Feindseligkeit gegen Frankreich sei; man habe sich keineswegs mit Bismarck in Verbindung gesetzt, um durch ihn die Zustimmung des Königs (als Familienhaupt der Hohenzollern) zu Leopolds Kandidatur zu erlangen.

Das alles bedeutete den Frieden. Hatte doch auch Benedetti Berlin verlassen, um sich in Wildbad zu pflegen.

Da ließ sich der Constitutionell am 8. Juli wieder vernehmen, daß ein Festhalten des spanischen Ministeriums an der Kandidatur des Hohenzollern das Abbrechen der diplomatischen Beziehungen zur Folge haben werde. „Es kann nicht genügen, daß Preußen erklärt, es stehe der Kandidatur fern." Über diesen dummen Satz konnte man in Deutschland nur lächeln. Für die Sprache der „Liberté": daß man die Preußen mit Kolbenstößen über den Rhein treiben solle; des „Moniteur": daß man die Frage erweitern und die Räumung von Mainz, die Aufhebung der Bündnisse mit den Südstaaten, die Abtretung Nord-Schleswigs fordern solle; des „Pays": unser Kriegsgeschrei bleibt ohne Antwort, die Echos des Rheines sind stumm, — hätte Preußen mit uns gesprochen, wie wir mit ihm, wir wären schon längst unterwegs! — hatte man das gebührende Maß deutscher Verachtung. Überrascht war man aber, als die Zeitungen meldeten, daß

Benedetti auf Befehl seiner Regierung die Kur unterbrochen habe und von Wildbad nach Ems abgereist sei (8. Juli). Seither kamen Nachrichten, welche zunächst bedenkliches Kopfschütteln, dann lauten Unwillen erregten, bis grimmiger Zorn über das unverschämte Pack alle Deutschen in einem bebenden Aufschrei äußerster Entrüstung vereinte. Benedetti erbat und erhielt am 9. Juli Audienz, der König empfing ihn, wie immer, sehr gnädig und lud ihn zur Tafel. Auf der dann folgenden Promenade sprach Benedetti zum Könige im Sinne der am 7. Juli von Gramont erhaltenen Depesche, welche lautete: „Sie müssen unbedingt vom König eine kategorische Antwort erhalten. Die einzige, die uns befriedigen und den Krieg verhindern kann, ist diese: die Regierung des Königs billigt die Annahme seitens des Prinzen von Hohenzollern nicht und erteilt ihm den Befehl, von seiner ohne Erlaubnis des Königs gefaßten Entschließung zurückzukommen. Wenn Sie vom König erlangen, daß er die Annahme namens des Prinzen widerruft, so wird dies ein großer Erfolg und ein großes Verdienst sein. Der König wird seinerseits den Frieden gesichert haben. Wenn nicht, so ist der Krieg da." Dem kleinen Manne mochte gegenüber der imposanten Gestalt des Preußenkönigs und Siegers von Königgrätz doch bange ums Herz sein, so daß auf seine bescheidene Darlegung der König die Antwort gab: er sei in der ganzen Angelegenheit nur als Oberhaupt der Familie, keineswegs als König befragt worden; da er kein Recht habe, dem Prinzen Befehle zu erteilen, welche eine Annahme der Krone herbeizuführen imstande seien, könne er auch keinen Befehl zur Abweisung jener Anträge geben; überdies wisse er Leopolds augenblicklichen Aufenthalt gar nicht, und es sei die Sache doch wohl nicht so dringend, daß nicht noch einige Tage darüber hingehen könnten. Das letztere bestritt Benedetti am 11. Juli bei einer zweiten Audienz: die Haltung der Repräsentanten und der Bevölkerung Frankreichs gestatte den französischen Ministern nicht, länger zu warten. Auch diesmal blieb der König in den Grenzen einer gesellschaftlichen Unterhaltung und wiederholte in anderer Form das bereits am 9. Gesagte. Gramont ließ sich an demselben Tage in der Kammer wieder interpellieren, um durch eine abschwächende Erklärung Preußen zu beruhigen, damit dieses ja nicht mit Rüstungen, die in Frankreich bereits am 9. begonnen hatten, nachfolge. Deutschlands Sorge schwand wieder,

namentlich als es vernahm, daß an demselben 11. Juli ein Ministerrat in Berlin unter Roons Vorsitz beschlossen habe, gegenüber den kriegerischen Vorbereitungen Frankreichs keine militärischen Maßregeln außergewöhnlicher Art zu treffen; auch wurde bekannt, der König habe Bismarck nach Ems berufen, auf der Hinreise werde dieser am Abend des 12. Juli in Berlin eintreffen.

Benedetti hatte über seine zweite Audienz berichtet und erhielt am Abend des 11. Juli die Weisung Gramonts: „Ihre Sprache entspricht an Entschiedenheit nicht mehr der Stellung der Regierung. Sie müssen jetzt den Ton steigern." Am 12. Juli erhielt der spanische Gesandte in Paris vom Fürsten von Sigmaringen, vom Vater, ein Telegramm, in welchem dieser im Namen seines Sohnes von der Kandidatur zurücktrat. Der Gesandte eilt damit nach dem auswärtigen Amt; er unterbricht ein Gespräch Gramonts mit dem preußischen Gesandten, das sich nachher fortsetzt: Der französische Minister entwickelt, indem er die soeben empfangene Nachricht als Nebensache behandelt, den erstaunlichen Gedanken, daß der König von Preußen, um die Stimmung zu beschwichtigen und die Herstellung der guten Beziehungen zu bewirken, einen Brief an den Kaiser schreiben solle, dem man durch Veröffentlichung weite Verbreitung verschaffen müsse. Er entwickelt den Inhalt eines derartigen Briefes: der König, würde es darin heißen, hätte nicht denken können, indem er den Prinzen zur Annahme der Kandidatur ermächtigte, damit den Interessen und der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten; der König schließe sich der Entsagung des Prinzen mit dem Wunsche und der Hoffnung an, daß jeder Grund des Zwiespaltes in den beiden Nationen nunmehr verschwunden sei. Selbst telegraphische Behandlung der Sache wurde begehrt. Bismarcks ungnädige Antwort lautete, der Gesandte müsse den französischen Minister mißverstanden haben und möge ihn ersuchen, die Forderung schriftlich abzufassen und in der vorschriftsmäßigen Weise durch den französischen Botschafter in Berlin überreichen zu lassen.

Nunmehr erhielt Benedetti für den 13. Juli den Befehl, diese Angelegenheit dem Könige direkt zu unterbreiten; zugleich ließ sich die Regierung durch Duvernois interpellieren, welche Garantieen man zu fordern gedenke, um in Zukunft ähnlichen Verwickelungen mit Preußen überhoben zu sein. An diesem 13. Juli sagte aber der

„Constitutionell": „Der Friede Europas wird nicht gestört werden. Vollständig sich ihrer hohen Stellung bewußt, welche sie der Ehre wert hält, ein großes Land zu regieren, haben die Minister fest und energisch gesprochen. Ihren gerechten Forderungen hat man Gehör gegeben. Der Prinz Leopold von Hohenzollern hatte die spanische Krone angenommen. Frankreich erklärte, daß es sich jedem Familien-Übereinkommen, welches seine Interessen verletze oder bedrohe, widersetzen werde — und die Kandidatur wird zurückgezogen. Es wird kein Prinz von Hohenzollern in Spanien regieren. Mehr haben wir nicht verlangt und von dieser friedlichen Lösung nehmen wir mit Stolz Kenntnis. Ein großer Sieg! er kostete nicht eine Thräne! nicht einen Tropfen Blutes!" Moltke seinerseits genehmigte noch an diesem Tage mehrere Urlaubsgesuche höherer Generalstabsoffiziere; ein norddeutsches Geschwader durfte zu einer Übungsfahrt in fernen Meeren auslaufen. Das drohende Kriegswetter hatte sich scheinbar verzogen! — Gramont aber beantwortet an demselben 13. Juli die Interpellation: „Der spanische Botschafter hat mir offizielle Anzeige von dem Verzichte des Prinzen von Hohenzollern auf die spanische Thronkandidatur gemacht. Die Unterhandlungen, welche mit Preußen geführt werden, sind noch nicht beendet. Es ist uns nicht möglich, über dieselben nähere Erklärungen zu geben." Es antworten laute Rufe, daß man Preußen ein Ultimatum stellen müsse, daß die Regierung die Würde der Nation verletzt habe. Und an demselben 13. Juli begegnet der König auf der Promenade Benedetti, welcher die Gelegenheit sucht, den ihm noch nachts zugekommenen Befehlen gemäß zu handeln. Der König unterbricht ihn lächelnd, indem er ihm ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung mit der Nachricht von der Verzichtleistung des Prinzen entgegenhält. Benedetti antwortet, daß er diese Nachricht bereits gestern Abend aus Paris erhalten habe. Kurze Pause; nach leisem Hüsteln beginnt Benedetti die Fortsetzung seines Ansuchens. Der König bemerkt: er sehe die Angelegenheit als eine erledigte an. Nun verlangt Benedetti, daß der König die bestimmte Versicherung ausspreche, niemals wieder einzuwilligen, falls diese Kandidatur aufs neue auftauche. Der König antwortet, daß er eine solche Anforderung auf das entschiedenste abweisen müsse. Benedetti sprach dennoch weiter, unter Gestikulationen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich

zogen: er mag das Ansuchen wegen des Entschuldigungsbriefes des Königs an Napoleon vorgebracht haben. Der König wandte sich plötzlich ab, verließ die Promenade und kehrte in sein Hotel zurück. Benedetti telegraphierte sofort nach Paris und erhielt die letzten Befehle. Gegen zwei Uhr schickt der König seinen Flügeladjutanten zum Botschafter mit der Nachricht, daß soeben eine Mitteilung des Fürsten von Hohenzollern eingelaufen sei, welche die Meldung des Extrablattes bestätige. Benedetti antwortet dem Adjutanten, er habe unterdessen den Befehl erhalten, eine nochmalige Audienz zu verlangen, um Frankreichs Forderung noch dringender zu wiederholen. Der Adjutant kehrt mit der Antwort zum Botschafter zurück, daß der König die Verzichtleistung des Prinzen in demselben Sinne und Umfange genehmige, wie seinerzeit die Annahme der Kandidatur; eine schriftliche Verzichtleistung befinde sich in des Königs Händen; was die Versicherungen für die Zukunft anbelange, so berufe sich Seine Majestät auf das, was Sie dem Grafen am Morgen auf der Promenade selbst erwidert hätten. Benedetti erklärt, diese Aeußerungen sofort nach Paris berichten zu wollen; zur Erledigung des zweiten Punktes müsse er aber eine nochmalige Audienz nachsuchen, um womöglich aus des Königs Munde die Worte zu vernehmen, welche der Adjutant ihm überbracht habe, denn in der neuen Depesche seien Argumente enthalten, welche er Seiner Majestät unterbreiten wolle. Damals erzählte man, diese Depesche habe den Befehl erhalten: Brusquez le roi! Benedetti erscheint plötzlich in des Königs Vorzimmer mit dem Verlangen nach sofortiger Audienz. Prinz Radziwill bedeutet ihm vergeblich, daß der König doch endgültig gesprochen habe. Benedetti beharrt auf der Audienz. Darauf befiehlt der König dem Prinzen: „Sagen Sie dem Herrn Grafen, daß ich meiner Entscheidung von heute Morgen nichts weiter hinzuzufügen habe und keine Diskussionen über diese Angelegenheit mehr gestatte.“ Am selben Abend kurz vor 10 Uhr erhält Benedetti den Befehl Gramonts, eine letzte Bemühung bei dem Könige zu machen und dann schleunigst nach Paris abzureisen.

Benedetti meldet dem Könige durch den Adjutanten am 14. Juli, daß er abends abreisen werde. Ihm wird die Antwort, daß der König den Grafen in dem Wartesalon auf dem Bahnhofe noch einmal sehen werde; denn er wolle nachmittags nach Koblenz fahren;

seine Gemahlin zu besuchen. Benedetti telegraphierte an Gramont 14. Juli 3 Uhr 45 Minuten: „Ich habe soeben den König am Bahnhofe gesehen. Er beschränkte sich darauf, mir zu sagen, daß er mir nichts weiter mitzuteilen habe, und daß die Unterhandlungen, die noch weiter verfolgt werden könnten, von seiner Regierung würden fortgesetzt werden. Seine Majestät bestätigt mir, daß Seine Abreise nach Berlin am Dienstag Morgen stattfinden werde.“ Demnach hatte der König sich jetzt erst entschlossen, seine Kur abzubrechen; jetzt erst rechnete sein treuer, gerader deutscher Sinn mit der Möglichkeit, daß Sein Herr Bruder an der Seine der Erbe der Gesinnungen des ersten Napoleon, des vierzehnten Ludwig, Richelieus rc. sein könne.

Am 15. Juli in der Mittagsitzung verlas Ollivier ein Schriftstück des Inhalts: Die Regierung freue sich, daß die Kammer ihre Politik billige, daß man von seiten Frankreichs mit aller Mäßigung zu Werke gegangen sei, weder Spaniens Empfindlichkeit gereizt, noch den Prinzen von Hohenzollern belästigt habe. Es seien nur mit den auswärtigen Mächten Verhandlungen angeknüpft worden, deren Resultat die vollkommene Billigung der Ansprüche Frankreichs gewesen. Als die Verhandlungen mit dem preußischen Bevollmächtigten vergeblich gewesen seien, habe man sich an den König selbst gewandt, der zugegeben, daß er dem Prinzen von Hohenzollern die Erlaubnis zur Annahme der Krone Spaniens erteilt, dabei aber erklärt habe: wie ihm die Unterhandlungen fremd geblieben seien, da er sich nur als Familienoberhaupt, nicht als Souverän damit befaßt habe. Solche Unterscheidungen habe man französischerseits nicht zulässig befunden. Auf die Forderung, der König solle der inzwischen eingetroffenen Verzichtleistung des Prinzen beitreten und sich verpflichten, jede Genehmigung zur Annahme der Krone zu verweigern, habe der König ablehnend geantwortet, indem er gesagt: Er müsse sich seine vollständige Freiheit wahren, um die Verhältnisse zu Rate ziehen zu können. Obwohl diese Antwort eine sehr bestimmte gewesen, seien die Verhandlungen doch nicht abgebrochen worden, dagegen sei das französische Kabinett höchlichst überrascht gewesen, als plötzlich der König sich geweigert, Herrn v. Benedetti weiter zu empfangen. Weitere Überraschungen seien der dem Herrn von Werther erteilte Befehl zur Abreise gewesen, sowie die zuverlässigen Nachrichten, daß

Preußen waffne. Es wäre unter solchen Umständen ein Vergessen unsrer Würde, eine Unvorsichtigkeit gewesen, keine Vorbereitungen zu treffen, um den angebotenen Krieg aushalten zu können, indem Frankreich jedem den Teil der Verantwortung lasse, der ihm zukommt. „Seit gestern haben wir die Reserven einberufen. Wir werden die nötigen Maßregeln treffen, um unsere Interessen, die Sicherheit und Ehre Frankreichs zu wahren." Unter betäubendem Beifallsjubel schloß der Minister seine mehr als sonderbare Mitteilung. Sofort erhob sich Thiers, der doch seinerzeit (1840) zum Kriege gegen Deutschland gehetzt und den Rhein als Frankreichs Strom bezeichnet hatte: „Wissen Sie, daß Ihre Entscheidung Millionen von Menschen Heil oder Verderben bringt? In der Hauptforderung ist Genugthuung gegeben worden. (Großer Lärm.) Sie werden mich nicht ermüden. Ich erfülle meine Pflicht, die Pflicht, unklugen Leidenschaften zu widerstehen. (Großer Lärm.) Ist es wahr oder nicht, daß man unsere Forderungen bewilligte? Wollen Sie für eine Formfrage Ströme Blutes vergießen? Wir alle haben die Verantwortlichkeit für unser Votum zu übernehmen. Man lege uns die Depeschen vor. Ich betrachte diesen Krieg als unklug. Mehr als irgend jemand bin ich durch die Ereignisse von 1866 überrascht worden, aber der Moment der Rache kann nicht schlechter gewählt sein. Sie sind die Majorität und werden entscheiden, aber ich weiß, es wird der Tag kommen, an dem Sie Ihre Übereilung bereuen werden. Ich sage es Ihnen, Einer, der auf Frankreichs Größe eifersüchtig ist. Ich muß Ihre Beschimpfungen dulden, aber wenn Sie nicht nachdenken wollen, so versäumen Sie Ihre Pflichten als Volksvertreter. Ich verlange Mitteilung der Depeschen. Die Kammer hat zu entscheiden über ihr Thun." Als nun Jules Favre, ebenfalls gegen den Krieg, sprach, begannen die Abgeordneten den Saal zu verlassen. Ergebnis: alle Forderungen der Minister: 500 Millionen Franks für die Armee, 16 Millionen für die Flotte, Einberufung der dritten Altersklasse und der Mobilgarde wurden bewilligt. Die Straßen lärmten und heulten: „An den Rhein!" „Nach Berlin!" Schon wurden die Deutschen in Paris beleidigt, verhöhnt, thätlich angegriffen. Die Zeitungen überboten einander im wüsten Geschrei und Hetzen, gemeine Karrikaturen regten die niedrigsten Instinkte auf.

Deutschland war anfangs fast sprachlos vor Entrüstung, als es

von den Vorgängen am 13. in Ems las und hörte. „Als aber der König im Konzert in den Koblenzer Rheinanlagen erschien (14. Juli), fand das Publikum die würdige Sprache, indem es stehend mit donnerndem Jubelruf den deutschen Mann begrüßte, dessen liebenswürdige Haltung in seltsamem Gegensatz zu der Auf- und Zudringlichkeit des Franzosen gestanden; den preußischen König feierte, in dessen Händen das kostbare Kleinod der preußischen und der deutschen Ehre in ruhiger Sicherheit geborgen lag. Dann aber brauste in heftigem Sturme des Zornes All-Deutschland auf. Was langen Jahrhunderten nicht gelungen, vollbrachte jetzt eine kurze Stunde. Verschwunden waren alle Gegensätze der Stämme und Staaten, der Konfessionen, der Parteien, welche solange Deutschlands Kraft gebunden hatten, verlöscht mit einem Male die Erinnerungen von 1866 und alles Bittere, was noch von diesen Tagen her übrig war; und wenn im Herzen jedes Preußen der Zorn aufloderte über die freche Kränkung, die dem greisen Haupte seines Königs widerfahren, so erwachte in den Seelen aller übrigen Deutschen der Gedanke an alle Schmach, welche dem Vaterlande von der räuberischen Nation gekommen war, von deren Freveln so viele Ruinen aus drei Jahrhunderten zeugten. Die Feindschaft von Jahrtausenden her verdichtete sich zu Einer mächtigen unwiderstehlichen Empfindung, und zwischen dem Haß und Grimm brach sieghaft der Gedanke durch, daß endlich durch des Erbfeinds wahnsinnige That die Einheit Deutschlands eine volle, ganze, unwiderrufliche Wahrheit geworden war. Die große Stunde der deutschen Nation hatte geschlagen. Wer jene Tage erleben durfte, der fühlte sich in Einem Augenblicke reich entschädigt für alles Bittere, das er in den Jahren der Schmach und des hoffnungslosen Sehnens erlitten: man war sich bewußt, daß man nicht eine gerechte Sache allein, sondern die Sache Europas, die Sache des Rechtes und der Ehre, die Sache des sittlichen Fortschrittes in der ganzen Welt gegen ein nichtswürdiges Barbarenvolk vertrat, das die Waffen und Mittel hochentwickelter Civilisation im Dienste schlechtester Leidenschaften mißbrauchte. Über die aktenmäßige Darstellung des Herganges in Ems, wie die preußische Regierung sie bald veröffentlichte, trug die mythenbildende Kraft des Volksgeistes schnell den Sieg davon, und kaum waren die ersten Siege erfochten, so daß der Humor inmitten des ernsten Kriegsgetümmels

sein Recht fordern konnte, da schilderte das Lied vom König Wilhelm, der ganz heiter zu Ems saß und nicht weiter an die Händel dieser Welt dachte, die Scene, wie sie das Volk sich ausmalte: „Da trat in sein Kabinette eines Morgens Benedette, den gesandt Napoleon, der fing zornig an zu kollern, weil ein Prinz von Hohenzollern sollt' auf Spaniens Königsthron. Wilhelm sagte: ‚Benedettig, Sie ereifern sich unnötig, brauchen Sie man nur Verstand! Vor mir mögen die Spaniolen sich nach Lust 'nen König holen mein'thalb aus dem Pfefferland!' Der Gesandte, so beschieden, war noch lange nicht zufrieden, weil er's nicht begreifen kann; und er schwänzelt, und er tänzelt um den König und scharwänzelt, möcht' es gerne schriftlich ha'n. Da sieht unser Wilhelm Rexe sich das klägliche Gewächse mit den Königsaugen an, sagte gar nichts weiter, sundern wandte sich, so daß bewundern jener seinen Rücken kann. Als Napoleon das vernommen, ließ er gleich die Stiebeln kommen, die vordem sein Onkel trug; diese zog der Bonaparte grausam an, und auch der zarte Lulu nach den seinen frug ꝛc." Für den Augenblick freilich war von einer scherzhaften Auffassung auch nicht von ferne die Rede; ein stolzer Ernst durchzuckte das ganze deutsche Volk; man fühlte, daß jetzt der Krieg unvermeidlich sei; und man wußte, daß es ein furchtbarer, blutiger Kampf sein werde. Aber wie groß auch die Opfer sein mochten, die er fordern konnte, die Nation hätte sich selbst für nichtswürdig halten müssen, wäre sie jetzt nicht bereit gewesen, ihr alles an ihre Ehre zu setzen. Und sie that es nicht zweifelnd oder zagend, auch nicht tollkühn oder siegestrunken, sondern mit männlichem Ernst, mit heiliger Entschlossenheit, gefaßt auf die Möglichkeit schwerer Schläge, doch durchdrungen von der felsenfesten Gewißheit endlichen Sieges. Unmöglich, so rief Treitschke seinen Zuhörern zu, daß ein tapferes und sittliches Volk wie das unsere im Kampf für sein Recht und seine Unabhängigkeit unterliegen könne; unmöglich, so erscholl es von allen Seiten, daß diesen gewissenlosen Schürern des Kriegsbrandes, diesen gewerbsmäßigen Hetzern und Unruhstiftern, diesem aus Meineid hervorgegangenen, in ewiger Lüge fortwuchernden Kaisertume der Sieg beschieden sein könnte. Man fühlte das Wehen der göttlichen Allmacht in der Geschichte, und erhoben, gekräftigt, veredelt durch die Ahnung, daß hier nicht Menschenwitz, daß hier eine höhere Fügung zur Wirklichkeit werde, trat

das deutsche Volk in die schicksalsschweren Tage ein. Jetzt erbrauste wirklich ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall: Zum Rhein, zum freien deutschen Rhein! In Nord und Süd, vom Rhein bis zur Memel, in hunderttausendfachem Widerhall erklang das Gelübde: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein." (Bulle.)

Die Rückreise des Königs von Ems nach Berlin am 15. Juli war ein Triumphzug. An jeder Eisenbahnstation standen Tausende, die dem Vorbeifahrenden unter Thränen des Zornes und der Freude, Hüte und Tücher schwenkend, endlos zujubelten. Ähnliches hatte er schon 1813 als 17jähriger Prinz wohl erlebt, auch 1866, aber gleiches doch nie. Die Vorgänge in Paris vom gleichen Tage waren ihm nicht bekannt; deshalb sagte er noch auf dem Bahnhof zu Kassel auf die Anrede einer ihn begrüßenden Deputation: „Sie sehen mich, meine Herren, auf der Rückreise begriffen, um zu beraten und zu beschließen, was dann, wenn des Vaterlandes Ehre angegriffen wird, zu thun ist." Echt hohenzollerisch: sich selbst erst in zweite Linie zu stellen! Bis Brandenburg waren dem König entgegengefahren der Kronprinz, Bismarck, Roon und Moltke, die keine Zeit mehr verlieren wollten. Erst hier erfuhr der König alles. Der Krieg war da, wenn auch noch ohne offizielle Kriegserklärung. Vater und Sohn standen in schweigender Umarmung. Dann reckte sich des Königs Gestalt hoch empor. Er hatte seinen Entschluß gefaßt. Schon nachmittags war ganz Berlin auf den Beinen. Zahllose Unterschriften bedeckten die überall aufgelegte Volksadresse an den König: „Ew. Königlichen Majestät in diesen Tagen der Gefahr, — wo Deutschlands, Preußens Ehre von französischem Übermut dreist beleidigt, wo Frieden und Sicherheit ohne jeden Anstoß frevelnd bedroht sind, — die unverbrüchliche Treue, die allgemeine Begeisterung für den Kampf auszusprechen, drängt es das Volk. Wie 1813—15 zu Ew. Königlichen Majestät erhabenem Vater, wird jeder Preuße mit Gut und Blut zu seinem glorreichen Kriegsherrn stehen, und Ew. Königlichen Majestät getreues Volk bittet nur Eines: Nicht zu ruhen, bis dieser französische Übermut für alle Zukunft gedemütigt und Deutschland in seiner alten Größe hergestellt und gesichert ist. Wir haben nur ein Wort in dieser Zeit: Mit Gott für König und Vaterland! Hurra drauf! In Treue, in Ehrfurcht, in voller Zuversicht —

Männer des preußischen Volkes." Als der König 8¾ Uhr abends in diesem Berlin eintraf, huldigte ihm alles in stolzer Freude und in namenlosem Jubel. Und in derselben Nacht unterschrieb Wilhelm den Befehl, der nötig war, um das furchtbare Räderwerk der von ihm und seinen treuen Gehülfen geschaffenen und fortwährend gebesserten preußischen Armeeorganisation in Gang zu setzen. Preußen mobilisierte. Die telegraphischen Anordnungen flogen wie Blitze über das weite Land.

Putzig und niederträchtig, wie dem gegenüber der französische Senat am 16. Juli zu Napoleon sprach*): „Sire! Der Senat dankt

*) In Frankreich wirft man noch heute die Frage auf, ob denn der Vorwurf, daß der Bonapartismus allein den Krieg verschuldet habe und daß das Land oder Volk gar keine Schuld treffe, auch wirklich begründet ist. Einer Ausführung über Darimons „Histoire d'un jour" entnehme ich hierzu folgendes der Frankfurter Zeitung (1888 Nr. 199, 200, 203): Zur Beantwortung dieser Frage hat vor einiger Zeit General Boulanger die Anregung gegeben, indem er in dem ersten Hefte seines Geschichtswerkes „L'invasion Allemande" behauptete, das ganze Volk habe den Krieg gewollt, und zum Beweise dafür sich auf die Berichte der Präfekten berief. Die Republikaner protestirten natürlich entschieden gegen diese Behauptung, aber die Bonapartisten kamen dem General zu Hülfe und lieferten ihm für seine Angaben das aktenmäßige Material in den Äußerungen der Presse, über welche der Bonapartist Jules Delafosse genau Buch geführt hat. Dabei war Delafosse noch so boshaft, der damaligen Opposition ihren gut gemessenen Anteil an der Provokation des Krieges aufzukreiden. „Jawohl", schrieb er im „Matin", „Frankreich ließ ohne Widerspruch den Krieg über sich ergehen, und ich werde gleich die Beweise dafür beibringen. Aber wie hätte es ihm auch widerstehen sollen? Vier Jahre lang ließ man seinen Stolz bluten und seinen Patriotismus wüten, stellte man seiner Erniedrigung das unerhörte Glück Preußens entgegen und übertrieb man in ihm das Gefühl seines Verfalls. Überall, von einem Ende des Landes zum andern und in allen Schichten der Gesellschaft rüttelte man mit einer Art Wahnsinnslust an dem Joche, das Deutschland angeblich auf Frankreich legte und das man die Rache für Sadowa nannte. Man erwartete den Krieg als eine Notwendigkeit, und die meisten hielten ihn für eine Befreiung. Als daher die spanische Thronfrage auftrat, stürzte sich das aufgeregte Frankreich in thörichter Wut in den Krieg, und das Kaiserreich that nichts, als daß es ihm folgte." Delafosse rechtfertigte dann den Kaiser gegen den Vorwurf, daß der Krieg ein rein dynastischer gewesen sei. Niemals sei der Thron fester gestanden als am Vorabend des Krieges. Für die kaiserliche Regierung lag alle Bürgschaft in der Aufrechterhaltung des Friedens, alle Gefahr im Kriege, und wenn sie nur ihr eigenes Interesse hätte fragen dürfen, so hätte sie nie den Krieg erklärt. Aber der Krieg war eben nach Delafosse unvermeidlich, teils wegen des aufgeregten Zustandes der öffentlichen Meinung, teils wegen der steigenden Machtansprüche Preußens. Die spa-

dem Kaiser für die Erlaubnis, den Ausdruck der patriotischen Gesinnung, mit welcher er die ihm in der gestrigen Sitzung gemachten Mitteilungen aufgenommen, an die Stufen des Thrones bringen zu

---

nische Thronfrage sei wie ein Funken ins Pulverfaß gefallen. Es sei eine schwere Verschuldung Cocherys gewesen, diese Frage durch eine Interpellation auf die Tribüne des gesetzgebenden Körpers zu bringen, und der Herzog von Gramont habe eine noch schwerere Schuld auf sich geladen, als er ihm antwortete: „Denn in Wahrheit ist aus dieser Interpellation der Krieg hervorgegangen. Sie zog die Frage gewaltsam aus dem Bereich der diplomatischen Kanzleien und warf sie ins Publikum, in die Leidenschaft zweier rivalisierender Nationen, die sie nicht wieder los ließ. Aber man merkte damals nicht, daß der Herzog von Gramont unüberlegt und tollkühn handelte; man applaudierte vielmehr seiner Kopflosigkeit. Er hatte den Ton gefunden, der zu dem Fieber in den Gemütern paßte; er war der Held des Tages, und in ganz Frankreich wiederholte man, daß wir endlich einen Minister hätten, der wie ein Mann spreche."

Und nun kommen aus der Presse die Beweise für die nationale Genehmigung der Gramontschen „Kopflosigkeit". Als der Minister des Auswärtigen die Interpellation Cocherys mit der Erklärung beantwortet hatte, daß Frankreich die Besetzung des spanischen Thrones durch einen Hohenzollern nicht dulden werde, schrieb der „Univers": Die feste Sprache der Regierung wird einmütig gelobt und gebilligt. Unsere Minister sind unstreitig die Organe der allgemeinen Anschauung." Die „Opinion nationale": „Die Regierung hat ganz Frankreich hinter sich. Herr von Bismarck überschreitet alle Schranken. Wenn er Frieden behalten will, muß er nachgeben." Der „Gaulois": „Wenn wir diese letzte Beleidigung hingenommen hätten, so gäbe es keine Frau mehr auf der Welt, die den Arm eines Franzosen genommen hätte." Der „Figaro": „Frankreich hat das Recht, noch mehr zu verlangen. Da Preußen es getäuscht und mit ihm gespielt hat, muß die französische Regierung Bürgschaft fordern." Das „Journal de Paris": „Unsere Regierung hat Gründe, sich empfindlich zu zeigen. Wenn der Herzog von Gramont nicht gesprochen hätte, so hätte man schließlich glauben können, daß die ganze Politik Frankreichs aus Resignation und Abdankung bestehe." Der „Correspondant": „Man begreift die Aufwallung gegenüber gewissen Beleidigungen, und wundert sich nicht, daß die Regierung dem allgemeinen Zuge gefolgt ist." Die „Liberté": „Auf was warten wir noch? Fassen wir einen energischen Entschluß. Mit Faustschlägen werden wir sie zwingen, über den Rhein zurückzugehen und das linke Ufer zu räumen." Herr von Girardin war es, der so jetzt schon das Ziel der französischen Kriegserklärung proklamierte. Als dann der Prinz von Hohenzollern auf die spanische Thronkandidatur verzichtete und die französische Regierung mit diesem Zugeständnis sich zu begnügen schien, schrieb die „Presse": „Das wäre für uns die letzte Demütigung. Wir haben nur noch die Wahl zwischen der Kühnheit und der Schande." Die „Opinion nationale": „Dieses Drama, das wie eine Operette endet, befriedigt niemand. Die öffentliche Meinung bleibt traurig, verwirrt, beunruhigt." Die „Union": „Unser Land fühlt, daß es jenseits des Rheins etwas giebt, das man niederschlagen muß. Die Genugthuung, welche uns Fürst Anton

dürfen. Eine monarchische Kombination, welche dem Glanze und der Sicherheit Frankreichs schädlich ist, war vom Könige von Preußen insgeheim begünstigt worden. Allerdings hat auf unsern Ein-

gegeben hat, entspricht weder der Größe unserer Beschwerden, noch der Erregung der Gemüter." Der „Univers": „Man kann nicht leugnen, daß die öffentliche Meinung fast einstimmig eine energische Aktion fordert. Ein Krieg mit Preußen wäre populär." Der „National": „Das ist ein trauriger Friede, von dem man uns jetzt spricht." Die „Gazette de France": „Man glaubte an einen raschen, energischen, sühnenden Krieg. Aber Herr von Bismarck hat unsere Staatsmänner richtig beurteilt. Er weiß, was man von ihnen trotz des äußern Scheins erwarten kann." Der „Siècle": „Der Friede konnte ehrenvoll sein. Sie werden es dahin bringen, daß er lächerlich und nichtig ist." Als dann das Kaiserreich den Krieg erklärte, schrieb die „Presse": „Die kriegerischen Entschlüsse kommen nicht von der Regierung, die unentschlossen war; sie kommen aus dem Herzen des Landes." Der „Soir": „Das ist der begründetste und gerechteste, für die nationale Sicherheit unerläßliche Krieg." Der „Monde": „Die kaiserliche Regierung hat edelmütig dem Willen Frankreichs nachgegeben." Der „Univers": „Dieser Krieg ist weder das Werk einer Partei, noch ein vom Souverän verhängtes Abenteuer. Die Nation giebt sich ihm ganz und mit vollem Herzen hin." Das „Journal des Débats": „Welches auch sein Vorwand sei, diesen Krieg hat Preußen herbeigeführt durch sein Benehmen gegen Frankreich seit dem Prager Frieden." Die „Révue des deux Mondes": „Preußen ist und bleibt der Herausforderer. Es hat dieses plötzliche und unwiderstehliche Aufflammen Frankreichs gewiß nicht vorausgesehen."

In diesem Strauße sind alle Parteien vertreten, und es sprachen die berufensten Wortführer der öffentlichen Meinung, wie Girardin, Edmond About, John Lemoinne u. s. w. Jules Dalafosse folgert daraus, daß der Krieg von 1870 ein durchaus nationaler gewesen sei, und daß das Kaiserreich nur den Fehler beging, der öffentlichen Meinung zu widerstehen, nicht gewußt oder nicht gewagt zu haben.

In dem Artikel des Bonapartisten Delafosse über die Rolle, welche die öffentliche Meinung beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland gespielt hat, kommt der Satz vor, die Regierungen hätten nicht die Aufgabe, sich von den Volksleidenschaften ins Schlepptau nehmen zu lassen; ihre Pflicht sei es vielmehr diese Leidenschaften zu lenken, soweit sie können, und Gewalt zu brauchen, wenn es nicht anders gehe. Diese Pflicht habe das Kaiserreich versäumt; die öffentliche Meinung habe zum Kriege gedrängt, und die Regierung, nervös und unsicher hin und her schwankend, habe die Bewegung für unwiderstehlich gehalten. Hiernach hat es den Anschein, als habe die Regierung sich willenlos dem Strome der öffentlichen Meinung hingegeben und habe sich jedes eigenen, thätlichen Einschreitens, jeder absichtlichen Förderung des Kriegeszieles enthalten. Diese Auffassung entspricht jedoch der historischen Wahrheit nicht. Vor kurzem ist in Frankreich ein Buch erschienen, dessen Verfasser, Alfred Darimon, in der Form der „Geschichte eines Tages" — des 12. Juli 1870 — eine pragmatische Darstellung des Ursprungs der Kriegserklärung giebt,

spruch Prinz Leopold seine Annahmeerklärung zurückgenommen; Spanien, diese Nation, die uns kennt und das Freundschaftsgefühl, das wir für sie hegen, erwidert, hat auf die uns beleidigende Thron-

soweit die Sache bis jetzt historisch zugänglich ist. Wir wollen uns diese Darstellung etwas näher ansehen.

Die Einleitung zum 12. Juli bildete der 6. Juli. Am 3. Juli war die Nachricht von der spanischen Thronkandidatur des Prinzen Anton von Hohenzollern nach Paris gekommen und hatte eine ungeheure Aufregung verursacht. Es war eine Unklugheit, die Angelegenheit auf die Tribüne zu bringen; ein erleuchteterer Patriotismus hätte die Folgen dieses Schrittes vorausgesehen. Aber die Gefahr begann erst, als die kaiserliche Regierung, um der Interpellation Cocherys zuvorzukommen, einen drohenden Ton anschlug. Statt die öffentliche Gereiztheit zu mäßigen, verstärkte sie dieselbe, indem sie sich ihr anschloß. Statt zu verlangen, daß der Gesetzgebende Körper ihr Zeit zu Verhandlungen lasse, fürchtete sie sich vor der öffentlichen Meinung, vor dem Schein, friedfertig zu sein, und vor den Rivalitäten, welche die Existenz des Kabinetts bedrohten. Sie glaubte geschickt zu handeln, indem sie ihre Stimme erhob und das Schwert halb aus der Scheide zog. Die ministerielle Erklärung vom 6. Juli hat ihre geheime Vorgeschichte. Bei der Festsetzung ihres Wortlauts trug die Kriegspartei den Sieg davon. Der Herzog von Gramont hat dies später, in einem Briefe an Latour-Dumoulin, anerkannt. „Die erste Fassung", erzählte er, „war in gemessenem und diplomatischem Tone gehalten, aber sie erschien in Anbetracht der Umstände zu schwächlich und wurde in ihrem letzten Abschnitt in energischere Form gebracht, um das Berliner Kabinett aus dem Schweigen herauszutreiben, durch welches dasselbe Zeit zu gewinnen suchte." Am 5. Juli, unmittelbar nach der Sitzung des Gesetzgebenden Körpers, in welcher die Interpellation eingebracht worden war, wurde in Saint-Cloud unter dem Vorsitz des Kaisers Ministerrat gehalten. Es wurde aber kein Beschluß gefaßt, ebensowenig in einer zweiten, nachmittags abgehaltenen Sitzung; man entschied bloß, daß die Herren Ollivier und Gramont dem Rat am nächsten Morgen den Entwurf einer Erklärung vorlegen sollten. Dieser Entwurf, der am Morgen des 6. Juli den Ministern vorlag, zeigte weder Schwäche noch Unklugheit. Es hieß darin am Schlusse: „Wir zählen auf die Weisheit des deutschen Volkes und die Freundschaft Spaniens, um einen Plan zu beseitigen, der nach nichts weniger strebt, als das europäische Gleichgewicht zum Nachteil unserer Interessen zu zerstören." Der Kaiser selbst war es, der zwei drohende Sätze beifügte, von denen der eine Preußen selbst in Mitleidenschaft zog, während der andere von einem Appell an die Waffen sprach. „Wir glauben nicht", hieß es wörtlich, „daß die Achtung vor den Rechten eines benachbarten Volkes uns zwingt, zu dulden, daß eine auswärtige Macht zu unserem Nachteil das gegenwärtige Gleichgewicht der europäischen Mächte störe und die Interessen wie die Ehre Frankreichs gefährde." Wenn es aber nötig wäre — so lautete der Schluß — so würde die kaiserliche Regierung, stark durch die Unterstützung der Kammern und der Nation, ohne Zaudern und ohne Schwachheit ihre Pflicht zu erfüllen wissen. Alle Minister fühlten den Ernst dieser Sätze und mehrere, die begriffen, daß damit jede friedliche Lösung ausgeschlossen werde,

bewerbung Verzicht geleistet. Allerdings, die unmittelbare Gefahr war beseitigt, aber war nicht unser wohlberechtigter Anspruch noch vollständig vorhanden? Lag es nicht am Tage, daß eine fremde

versuchten Opposition zu machen, aber keiner hatte den Mut, im Widerstand gegen den Willen des Kaisers zu verharren. Die Erklärung wurde angenommen, Emile Ollivier, der die Feder führte, setzte die Worte: „Ne varietur“ darunter und der Herzog von Gramont fuhr mit ihr unmittelbar in den Gesetzgebenden Körper. Der Krieg war in sichtbare Nähe gerückt.

Was den Ministern am meisten auffiel, war die Wandlung, die in der Haltung des Kaisers im Laufe der Nacht eingetreten war. In den zwei Sitzungen des 5. Juli war der Kaiser still und nachdenklich, und wenn er sprach, ließ er keinen Zweifel darüber, daß er eine friedliche Lösung wünschte. Am folgenden Morgen war er nicht bloß anders gesinnt, sondern er verteidigte auch seinen neuen Standpunkt mit einer Lebhaftigkeit und Hartnäckigkeit, der die Hofminister nicht widerstehen konnten. Was war geschehen? Der Verfasser behauptet, der Kaiser habe inzwischen eine Unterredung mit der Kaiserin oder wenigstens mit einem der Ratgeber der letzteren gehabt, und unter den Beweisen für diese Ansicht führt er auch ein authentisches Wort des Fürsten Bismarck an, welcher sagte: „Um Mitternacht war der Friede gesichert; um ein Uhr war der Krieg entschieden. Die Kaiserin, die unter dem Einfluß ihres Beichtvaters stand, war schuld daran.“ Thatsache ist, daß die Kaiserin sehr aufgeregt war und aus ihrer kriegerischen Stimmung kein Hehl machte, und daß ultramontane Einflüsse, die sich der Kaiserin bedienten, den Kriegsbeschluß veranlaßten, hat Fürst Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 5. Dezember 1874 klar ausgesprochen, und zwar auf Grund nicht bloß gefundener Aktenstücke, sondern auch, wie er versicherte, anderweitiger zuverlässiger Mitteilungen.

Die Tage nach dem 6. Juli dienten zu Erklärungen und Verhandlungen. Preußen hatte sich zuerst hinter die Erklärung verschanzt, daß die Sache nur Spanien und den Prinzen von Hohenzollern anginge; als aber Spanien nicht bloß der Zurückziehung der Kandidatur zustimmte, sondern auch um die Herbeiführung dieses Zieles sich bemühte, zeigte sich auch der König von Preußen bereit, den Verzicht des Prinzen zu billigen, sobald derselbe vorläge. „Das war“, konstatiert der französische Verfasser ausdrücklich, „ein deutliches Zeichen, daß Preußen den Verzicht wünschte und daß man sicher darauf rechnen konnte.“ Und er konstatiert auch, daß diese Haltung Preußens durch den Wunsch, den Krieg zu vermeiden, eingegeben war. Ganz anders aber stand es mit der kaiserlichen Regierung. Der Herzog von Gramont betrachtete die spanische Thronkandidatur als eine Intrigue Bismarcks und wollte die Gelegenheit benützen, über diesen, als Rache für Sadowa, wenigstens einen diplomatischen Sieg davonzutragen und so sein eigenes Ministerium mit Ruhm zu bedecken. Aus diesem Grunde durfte die Affaire nicht enden, ohne daß Preußen sich demütigte. Das war das Motiv der neuen Forderung, welche die kaiserliche Regierung erhob, als alles schon auf dem Punkte stand, friedlich beigelegt zu werden. Anfangs schien die französische Regierung sich mit dem Verzicht des Prinzen Leopold begnügen zu wollen; das genügte ihr aber jetzt nicht mehr. Der Herzog von

Macht zu gunsten ihres Einflusses und ihrer Herrschaft, zum Schaden unserer Ehre und unserer Interessen wieder einmal das Gleichgewicht Europas hatte stören wollen? Hatten wir nicht das Recht,

Gramont bedurfte einer Teilnahme des Königs von Preußen am Verzicht auf die Kandidatur. Von verschiedenen Seiten hatte man sich inzwischen bemüht, den Verzicht des Prinzen Leopold zu erhalten. Der Marschall Serrano hatte zu diesem Zwecke seinen Neffen, den General Lopez Dominguez, nach Berlin geschickt, Fürst Karl von Rumänien, der Bruder des Prinzen, schickte seinen Pariser Agenten Stratt nach Sigmaringen, um die Familie und ihr Oberhaupt, den Fürsten Anton, über die Gefahr der Lage aufzuklären, und der Verfasser fügt bei, es stehe außer Zweifel, daß der König von Preußen selbst die Verzichtleistung des Prinzen durch seine Ratschläge und sogar durch Befehle herbeizuführen bestrebt war. Er erreichte auch, daß Fürst Anton sich bereit erklärte, feierlich im Namen seines Sohnes auf jeden Anspruch auf den spanischen Thron zu verzichten. Die Nachricht davon gelangte am 11. Juli abends nach Paris, und der Kaiser sprach sich sehr befriedigt darüber aus. Am 12. Juli früh wußte man in Saint-Cloud, daß der offizielle Verzicht noch im Laufe des Tages eintreffen werde.

Es ist sehr schwer, den Geisteszustand Napoleons III. inmitten der Ereignisse, die ihm den Thron kosten sollten, sich genau vorzustellen. Bald folgte er seiner eigenen Vorliebe für die Ruhe des Friedens, bald stellte er seine ganze Autorität in den Dienst von Bestrebungen, die seiner Überzeugung und seinem Temperament widersprachen. Die Erklärung dieser Wandlungen liegt wohl im Gesundheitszustand des Kaisers. Er zählte erst 62 Jahre, aber ein frühzeitiges Altern, die Frucht eines unordentlichen Lebens, gesellte sich zu seiner natürlichen Unentschlossenheit und machte ihn unfähig, einen Entschluß zu fassen oder an einem gefaßten Entschlusse festzuhalten. Schon im Jahre 1866, als Österreich auf Grund früherer Zusagen seine Hülfe anrief, entschuldigte er sich damit, daß er nicht mehr zu Pferde steigen könne. Diese Abnahme seiner Kräfte hatte ihre Folgen. Die Kaiserin gewann auf ihn einen Einfluß, der in dem Maße wuchs, als er selbst immer mehr vor Erklärungen, Widerreden und Streitigkeiten sich fürchtete. Die Kaiserin selbst war von blinden Politikern umgeben, die im Hinblick auf das Ende des Kaisers sich schon eine große Rolle in der Regentschaft spielen sahen. Sie brauchten einen großen glücklichen Krieg; das Kaiserreich sollte mit einem Schlage alles Ansehen zurückerobern, das es seit dem mexikanischen Kriege, seit der Gründung des Norddeutschen Bundes und der Bildung des einigen Italiens verloren hatte. Die Kaiserin hatte nicht bloß weibliche Leidenschaften und suchte ihren Gemahl in den Entschlüssen festzuhalten, die sie ihm einmal abgerungen hatte, sondern sie konnte auch, auf Grund von Illusionen, die man sich immer noch über die Macht des Kaiserreichs machte, in der That in der Affaire eine Gelegenheit erblicken, große Fehler wieder gutzumachen und die Dynastie zu befestigen. Das waren nach dem französischen Geschichtsschreiber die Elemente, aus denen der verhängnisvolle Beschluß des 12. Juli hervorging. Sehen wir uns nun diesen Tag selbst noch etwas näher an.

Wir haben bereits gesehen, daß das Kaiserreich an dem Kriege zwischen

von dieser Macht Bürgschaften zu fordern, daß derartige Versuche nicht wiederholt werden können? Diese Bürgschaften sind verweigert worden! Die Würde Frankreichs ist mißachtet. Ew. Majestät zieht

Frankreich und Deutschland doch nicht so unschuldig war, wie die Bonapartisten es hinstellen. Der Hof ließ sich nicht willenlos von der öffentlichen Meinung treiben, sondern er hatte seine eigene kriegerische Politik, die er ohne Rücksicht auf den Stand der öffentlichen Meinung zu verwirklichen bestrebt war. Die Geschichte des 12. Juli 1870 beweist dies unwiderleglich.

Es ist bekannt, daß Fürst Anton von Hohenzollern am 11. Juli Namens seines Sohnes auf die spanische Thronkandidatur Verzicht leistete. Die offizielle Nachricht davon gelangte am 12. Juli gegen Mittag an den spanischen Gesandten Olozaga in Paris, der sie sofort sowohl dem Kaiser als dem Ministerpräsidenten Emile Ollivier mitteilte. Das war der Friede, wie der Kabinettschef im ersten Augenblick der Freude mit dem Telegramm in der Hand in den Wandelgängen des Gesetzgebenden Körpers zu verkünden sich beeilte. „Wir haben niemals", fügte er bei, „etwas anderes gewollt als diesen Verzicht. Der Zwischenfall ist beendet." Und als Herr Thiers einigen Befürchtungen Ausdruck gab, erwiderte Ollivier: „Seien Sie ganz ruhig; wir halten den Frieden fest und werden ihn uns nicht mehr entschlüpfen lassen." In demselben Momente aber telegraphierte der Herzog von Gramont an den französischen Botschafter in Ems, er möge alle seine Geschicklichkeit und Zähigkeit aufbieten, damit der König von Preußen an der Verzichtleistung des Prinzen Leopold sich beteilige. „Die Teilnahme des Königs", telegraphierte er, „muß von ihm selbst ausgehen oder wenigstens in deutlicher Weise aus Thatsachen ersichtlich sein." Der Minister des Auswärtigen eröffnete also den Zwischenfall wieder, den der Ministerpräsident für geschlossen erklärte. Darüber begann die Sitzung der Kammer und der Herzog von Gramont fand dort Unterstützung seines Vorgehens. Clement Duvernois, welcher das Kabinett zu stürzen strebte, wollte demselben nicht die Ehre lassen, den Verzicht des Hohenzollernschen Prinzen erlangt zu haben; des Beistandes der Königspartei in der Kammer sicher, kündete er eine Interpellation an, welche dazu bestimmt war, den bereits gelösten Knoten wieder zu schürzen. Das Kabinett wurde aufgefordert, anzugeben, „welche Garantieen es verlangt habe oder zu verlangen beabsichtige, um die Erneuerung von Verwickelungen mit Preußen zu verhüten." Das hieß dem Herzog von Gramont entgegenkommen und der Kriegspartei eine neue Waffe liefern. Von nun an gingen die Verhandlungen in ein Stadium über, das von dem ersten und auch von dem zweiten vollständig verschieden war. Dieses Verlangen nach Garantieen, welche Duvernois forderte, konnte die kaiserliche Regierung sich anzueignen nicht gut verweigern, ohne den Schein auf sich zu laden, Furcht vor Preußen zu haben; auf der andern Seite aber konnte Preußen — das erkennt der französische Historiker an — auf die Forderung nicht eingehen, ohne seine Würde zu opfern.

Der preußische Vertreter in Paris, Herr von Werther, war abwesend, aber er hatte die Weisung bekommen, auf seinen Posten zu eilen, und am Morgen des 12. Juli traf er in Paris ein. Nachmittags 3 Uhr hatte er eine Unterredung mit dem Herzog von Gramont, der von ihm das nämliche zu erreichen

das Schwert: Das Vaterland ist mit Ihnen, bebend vor Unwillen und Stolz. Die Übergriffe eines durch einen Tag großen Glückes überreizten Ehrgeizes mußten früher oder später erfolgen. Hastiger

suchte, was Herr von Benedetti in Ems vom König direkt zu verlangen beauftragt war. Der Herzog von Gramont ging sogar so weit, von einem Briefe zu sprechen, den der König an den Kaiser schreiben sollte, und den der Herzog aufsetzte. In diesem Briefe sollte der König wegen dessen, was geschehen, sich entschuldigen, sich der Verzichtleistung des hohenzollernschen Prinzen anschließen und die Hoffnung aussprechen, daß jetzt alles geordnet sei. Vergebens erklärte Herr von Werther, daß er gemessenen Befehl habe, jede Einmischung seines Souveräns nach der einen wie nach der andern Richtung abzulehnen, der Herzog von Gramont wie auch Ollivier, die während der Unterredung herbei kamen, erklärten ihm, daß das Ministerium der Stimmung in der Kammer und im Lande nicht widerstehen könne, wenn man ihm nicht eine Genugthuung von der Art der vorgeschlagenen zukommen lasse. Unmittelbar nach seiner Unterredung mit Herrn von Werther ging der Herzog von Gramont nach Saint-Cloud zum Kaiser. Um 7 Uhr nach Paris zurückgekehrt, schickte er sofort an Benedetti in Ems ein Telegramm, in welchem er ihm befahl, vom König von Preußen zu verlangen, er solle versichern, daß er die hohenzollernsche Kandidatur nicht genehmigen würde, wenn sie wieder auftauchen sollte. Indem so das Ministerium die Prätension des Herrn Duvernois zu der seinigen machte, stellte es die Alternative, daß entweder der Krieg ausbrach, oder der König von Preußen eine moralische Niederlage erlitt. Was war nun in Saint-Cloud geschehen während der zwei oder drei Stunden, da der Herzog von Gramont dort war? Herr Darimon stellt fest, daß auch der Kaiser, auf die Nachricht vom Verzicht des hohenzollernschen Prinzen, zu seinen friedlichen Absichten zurückgekehrt war und die Sache für beendet hielt. Das Dunkel, das auf diesem Teile liegt, wird noch durch den Umstand vermehrt, daß der Kaiser dem Herzog von Gramont einen Brief schrieb, in welchem er die neuen Instruktionen aufzählte, die an Benedetti zu telegraphieren wären, und in welchem er besonders auf der Forderung von Garantieen bestand. Dieser Brief aber, der am 12. Juli abends geschrieben war, gelangte an den Herzog von Gramont erst, nachdem er bereits an Benedetti in gleichem Sinne telegraphiert hatte. Der Brief war also nicht die Ursache des verhängnisvollen Telegramms an Benedetti; das Telegramm war bereits abgesandt, als der Brief des Kaisers eintraf. Was hatte dann aber der Brief zu bedeuten? Herr Darimon sieht für dieses Rätsel nur zwei Lösungen. Entweder hatte der Herzog von Gramont in Saint-Cloud auch die Kaiserin gesprochen, war auf ihre Absichten eingegangen und hatte es über sich genommen, an Benedetti die neuen Weisungen zu telegraphieren, während es die Kaiserin übernahm, nachträglich die Zustimmung des Kaisers beizubringen; in diesem Falle hatte der Brief nur den Zweck, den Herzog von Gramont für das, was er gethan, zu decken. Oder aber noch in der Unterredung, der die Kaiserin beiwohnte, war sie über die Unschlüssigkeit ihres Gatten Herrin geworden, und auf Grund seiner mündlichen Zustimmung hat Herr von Gramont, nach Paris zurückgekehrt, die neuen Weisungen an Benedetti abgehen lassen; in diesem Falle sollte der Brief mit der Autorität des Kaisers den ver-

Ungeduld widerstehend, beseelt von jener stillen Beharrlichkeit, in welcher die wahre Kraft liegt, hat der Kaiser zu warten gewußt; aber seit vier Jahren hat er die Ausrüstung unserer Soldaten zur höchsten Vollkommenheit gebracht und die Organisation unserer Militärkraft zu ihrer ganzen Macht erhoben. Dank Ihrer Fürsorge steht Frankreich fertig da, Sire, und durch seine Begeisterung beweist es, daß es, wie Sie, entschlossen war, kein vermessenes Unternehmen zu dulden. — Möge unserer erhabenen Herrscherin wieder die kaiserliche

---

fassungswidrigen Schritt des Ministers decken, der zu so weittragenden Beschlüssen sich hergab, ohne seine Kollegen zu befragen. Herr Darimon ist nicht in der Lage, sich für die eine oder die andere Lösung zu entscheiden.

Der Rest ist bekannt. Der König von Preußen, welcher die versöhnlichsten Absichten bekundet hatte, änderte plötzlich seine Haltung, als er erfuhr, daß man Garantieen für die Zukunft verlange, und Herr von Bismarck, der bis jetzt in Varzin den Beobachter spielte, trat aus seiner Zurückhaltung heraus, ergriff den Vorteil, den ihm die Waghalsigkeit der französischen Politik darbot, und in der Zuversicht, daß die öffentliche Meinung Europas fortan auf der Seite Preußens stehen werde, „trug er kein Bedenken mehr, die Dinge zu verschlimmern", wie Herr Darimon sich ausdrückt. Der französische Historiker beruft sich auf das bekannte Telegramm der „Nordd. Allg. Ztg." vom 13. Juli, welches von der neuen Forderung Frankreichs Kunde gab und zugleich mitteilte, daß sich der König geweigert habe, Herrn Benedetti zu empfangen. So habe man einen Auftrag, der nichts Beleidigendes hatte, in eine Beleidigung verwandelt; Benedetti selbst habe bezeugt, daß es in Ems weder Beleidiger noch Beleidigte gegeben habe. Dieses Telegramm sei der Funke gewesen, der den Kriegsbrand entzündet habe. Der französische Historiker, auf die Autorität Bismarcks oder vielmehr Moriz Buschs gestützt, giebt aber auch zu, daß der Kanzler seine Absicht, die erste Gelegenheit zum Kriege zu benützen, nie verheimlicht habe. „Wir wissen, daß er geduldig den Augenblick abwartete, wo Deutschland ihm stark genug schien, den Sieg davonzutragen. Aus Klugheit war er 1867, in der Luxemburger Affaire, dem Konflikt ausgewichen, und mit fester Zuversicht auf den Erfolg war er drei Jahre später bereit, den Kampf aufzunehmen. Seiner Meinung nach wünschten alle Parteien in Frankreich den Krieg, insbesondere die Ultramontanen, an ihrer Spitze die Kaiserin. Wenn er bis dahin im Vorteil war, so lief er Gefahr, diesen Vorteil jetzt zu verlieren. Seine Politik bestand bisher darin, die Entscheidung zu verzögern; jetzt beschleunigte er die Entscheidung, die unvermeidlich war." Darimon citiert dann nach Busch folgende Äußerung Bismarcks: „Es galt, im Interesse Deutschlands und Europas ein Mittel zu finden, die Franzosen zu zwingen, aus ihrer Haltung herauszugehen, bevor sie vollständig kriegsgerüstet waren, und es war die höchste Zeit, einem Angriff ihrerseits zuvor zu kommen, und so, wenn möglich, für immer die Gefahr zu bannen, mit der ihr Haß und ihr Ehrgeiz die Nachbarn bedrohte. Dieses Mittel wurde in erster Linie geboten durch ihre Reizbarkeit; ihre Überhebung, ihre geringe Kenntnis des Gegners und ihre Vertrauensseligkeit thaten das übrige."

Macht übertragen werden. Die großen Staatskörper werden sie mit ehrfurchtsvoller Zuneigung, mit unbeschränkter Ergebenheit umgeben. Die Nation kennt die Erhabenheit ihres Herzens und die Festigkeit ihrer Seele, sie hat Vertrauen in ihre Weisheit und in ihre Thatkraft. Wenn die Stunde der Gefahr gekommen, ist die Stunde des Sieges nahe. Bald wird das dankbare Vaterland seinen Kindern die Ehre des Triumphes zuerkennen, bald, wenn Deutschland befreit ist von der Herrschaft, die es unterdrückt, wenn der Friede Europa zurückgegeben ist durch den Ruhm unserer Waffen, wird Ew. Majestät, welche vor zwei Monaten für Sich und für Ihre Dynastie durch den Nationalwillen eine neue Macht erhielt, sich von neuem dem großen Werke der Verbesserungen und Reformen widmen können, die — Frankreich weiß es und der Genius des Kaisers sichert es ihm zu — keine andre Verzögerung erleiden wird, als die Zeit, welche Sie gebrauchen, um zu siegen."

Kein Zweifel: der mit raffinierter Gewissenlosigkeit versuchte Überfall Preußens war gelungen, die Siegesgewißheit allgemein. Dem gegenüber hatte gar nichts zu sagen, was selbst der englische Gesandte noch am 12. Juli aus Paris nach London geschrieben: „Ich habe nur Zeit, Eurer Herrlichkeit in Kürze den Inhalt eines Gesprächs mit dem Herzog v. Gramont zu melden, von dem ich soeben zurückgekehrt bin. Der Herzog sagte mir, die Antwort des Königs von Preußen sei weder verbindlich noch zufriedenstellend. Seine Majestät habe jede Beziehung zu dem Anerbieten der spanischen Krone an den Prinzen Leopold von Hohenzollern in Abrede gestellt und es abgelehnt, dem Prinzen von der Annahme abzuraten. Andererseits habe der Vater des Prinzen Leopold im Namen seines Sohnes ausdrücklich erklärt, daß er die Annahme abgelehnt habe. In der That habe der Fürst die Kopie eines Telegramms übersendet, welches er an Marschall Prim — Madrid — erlassen habe und worin gesagt werde, daß die Kandidatur seines Sohnes gänzlich aufgegeben sei. Herr v. Gramont sagte, diese Lage der Dinge bereite der französischen Regierung große Verlegenheiten. Einerseits sei die Stimmung der Bevölkerung in Frankreich so aufgeregt, daß es zweifelhaft wäre, ob das Ministerium nicht eine Niederlage erleiden würde, wenn es, ohne eine vollständigere Genugthuung von Preußen erlangt zu haben, morgen vor die Kammer träte und erklärte, es

betrachte die Angelegenheit als erledigt. Andererseits werde durch die Thronentsagung des Prinzen Leopold der ursprüngliche Anlaß der Differenz beseitigt. Die noch am meisten befriedigende Seite der Sache sei, meinte Herr v. Gramont, daß Spanien nunmehr auf alle Fälle ganz außerhalb der Differenz sich befinde. Der Streit, wenn es überhaupt zu einem solchen kommen sollte, wäre auf Frankreich und Preußen beschränkt. — Ich verhehlte dem Herzoge weder meine Überraschung noch mein Bedauern darüber, daß die französische Regierung auch nur einen Augenblick Anstand nehmen könne, den Verzicht des Prinzen als die Erledigung der ganzen Sache anzusehen. Ich erinnerte ihn sehr scharf an die Versicherung, die er mich früher ermächtigt hatte meiner Regierung zu geben, daß, wenn der Prinz seine Kandidatur zurückziehe, die Angelegenheit erledigt sein würde. Ich hob so dringend, als ich es vermochte, die Gründe hervor, aus denen ein Abgehen von dieser Zusicherung seitens des Herzogs einen peinlichen und beunruhigenden Eindruck auf meine Regierung machen müßte. Insbesondere betonte ich, daß durch den Verzicht die Stellung Frankreichs völlig verändert werde. Wenn jetzt ein Krieg entstände, würde ganz Europa sagen, daß dies die Schuld von Frankreich sei; daß Frankreich sich in den Krieg stürze, ohne einen wirklichen Grund dazu, — lediglich aus Hochmut und Empfindlichkeit. Aus seiner bisherigen Stellung habe Frankreich unter anderm auch den Vorteil gezogen, daß die Differenz auf einen Gegenstand beschränkt bliebe, bei dem die Gefühle Deutschlands sehr wenig in Frage kämen, deutsche Interessen aber gar nicht. Nunmehr aber dürfe Preußen mit Recht hoffen, ganz Deutschland um sich zu scharen zum Widerstand gegen einen Angriff, für welchen keine anderen Beweggründe sich denken ließen, als Übelwollen und Eifersucht von seiten Frankreichs, und das leidenschaftliche Verlangen, seinen Nachbar zu demütigen. In der That, sagte ich, würde Frankreich die öffentliche Meinung der ganzen Welt gegen sich, sein Gegner aber alle die Vorteile für sich haben, die daraus entstehen, daß er ganz offenkundig zur Selbstverteidigung und, um einen Angriff abzuwehren, zum Kriege gezwungen worden ist. Wenn auch im ersten Augenblicke eine kleine Mißstimmung hier in der Kammer und im Lande eintreten sollte, müßte ich doch glauben, das Ministerium werde in kürzester Zeit besser mit beiden stehen, wenn es sich mit dem er-

reichten diplomatischen Siege begnügte und davon absähe, das Land in einen Krieg zu stürzen, für welchen sicherlich ein haltbarer Grund nicht vorhanden sei. Als Antwort hat der Herzog nur geäußert, eine definitive Entschließung werde morgen im Beisein des Kaisers gefaßt und dann sofort den Kammern mitgeteilt werden."

Bereits am 10. Juli hatte Frankreich, das mit Sicherheit auf den seit 1866 in Süddeutschland sich vertiefenden Gegensatz zu Preußen rechnete und die armen Deutschen vom preußischen Joche befreien wollte, in München sondiert, was Bayern im Falle eines französischen Krieges gegen Preußen zu thun gedenke. Schon die erste Antwort hatte in Paris nicht befriedigt. Eben an diesem 16. Juli kam die zweite Antwort: Der hochherzige König Ludwig II. befahl treu den geschlossenen Verträgen die Mobilisierung der bayerischen Armee. Die übrigen Regierungen folgten. Deutschland war einig.

Nun antwortete am 17. Juli in der Form eines Rundschreibens an die Vertreter des Norddeutschen Bundes Bismarck auf die Vorgänge und Lügen in Frankreich: . . . „Schon seit einer Woche konnte es für uns keinem Zweifel mehr unterworfen sein, daß der Kaiser Napoleon rücksichtslos entschlossen sei, uns in eine Lage zu bringen, in der uns nur die Wahl zwischen dem Kriege oder einer Demütigung bliebe, welche das Ehrgefühl keiner Nation ertragen kann. Hätten wir noch Zweifel hegen können, so hätte uns der Bericht des königl. Botschafters über seine erste Unterredung mit dem Herzog v. Gramont und Herrn Ollivier nach seiner Rückkehr aus Ems, in welcher ersterer den Verzicht des Erbprinzen als Nebensache bezeichnete und beide Minister die Zumutung aussprachen, Seine Majestät der König solle einen entschuldigenden Brief an den Kaiser Napoleon schreiben, dessen Publikation die aufgeregten Gemüter in Frankreich beschwichtigen könne. Abschrift dieses Berichtes füge ich bei; es bedarf keines Kommentars. Der Hohn der französischen Regierungspresse antizipierte den Triumph; die Regierung aber scheint gefürchtet zu haben, daß ihr der Krieg dennoch entgehen könne, und beeilte sich, durch ihre amtlichen Erklärungen vom 15. d. M. die Sache auf ein Feld zu verlegen, auf dem es keine Vermittlung mehr giebt, und uns und aller Welt zu beweisen, daß keine Nachgiebigkeit, welche innerhalb der Grenzen nationalen Ehrgefühls bliebe, ausreichend sein würde, um den Frieden zu erhalten. Da aber

niemand in Zweifel darüber war und sein konnte, daß wir aufrichtig den Frieden wollten und wenige Tage zuvor keinen Krieg möglich hielten; da jeder Vorwand zum Krieg fehlte und auch der letzte, künstlich und gewaltsam geschaffene Vorwand, wie er ohne unser Zuthun entstanden, so auch von selbst wieder verschwunden war; da es somit gar keinen Grund zum Kriege gab, blieb den französischen Ministern, um sich vor dem eigenen, in der Mehrheit friedlich gesinnten und der Ruhe bedürftigen Volke scheinbar zu rechtfertigen, nur übrig, durch Entstellung und Erfindung von Thatsachen, deren Unwahrheit ihnen aktenmäßig bekannt war, den beiden repräsentativen Körperschaften und durch sie dem Volke einzureden, es sei von Preußen beleidigt worden, um dadurch die Leidenschaften zu einem Ausbruch aufzustacheln, von dem sie sich selbst als fortgerissen darstellen konnten. Es ist ein trauriges Geschäft, die Reihe dieser Unwahrheiten aufzudecken: glücklicherweise haben die französischen Minister diese Aufgabe abgekürzt, indem sie durch die Weigerung, die von einem Teile der Versammlung geforderte Vorlage der Note oder Depesche zu gewähren, die Welt darauf vorbereitet haben, zu erfahren, daß dieselbe gar nicht existiere. Dies ist in der That der Fall. Es existiert keine Note oder Depesche, durch welche die preußische Regierung den Kabinetten Europas eine Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, angezeigt hätte. Es existiert nichts, als das aller Welt bekannte Zeitungstelegramm, welches den deutschen Regierungen und einigen unserer Vertreter bei außerdeutschen Regierungen nach dem Wortlaute der Zeitungen mitgeteilt worden ist, um sie über die Natur der französischen Forderungen und die Unmöglichkeit ihrer Annahme zu informieren, und welches überdies nichts Verletzendes für Frankreich enthält. Der Text desselben folgt hierbei.*)

*) Das betreffende Telegramm lautete: „Ems, 14. Juli. Nachdem die Nachricht von der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern der französischen Regierung amtlich mitgeteilt worden, stellte der französische Botschafter in Ems an den König Wilhelm die Forderung, ihn zu ermächtigen, daß er nach Paris telegraphiere: der König verpflichte sich für alle Zukunft, niemals zuzustimmen, wenn die Hohenzollern auf diese Kandidatur zurückkämen. Der König lehnte jedoch ab, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und ließ demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen: Seine Majestät habe dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen.“

Weitere Mitteilungen haben wir über den Incidenzfall an keine Regierung gerichtet. Was aber die Thatsache der Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, betrifft, so bin ich, um diese Behauptung in ihr rechtes Licht zu stellen, von Seiner Majestät ermächtigt worden, Euerer .... mit dem Ersuchen der Mitteilung an die Regierung, bei der Sie beglaubigt zu sein die Ehre haben, die beiden anliegenden Aktenstücke zu übersenden, von denen das erste eine auf Befehl und unter unmittelbarer Approbation Seiner Majestät des Königs redigierte, buchstäblich getreue Darstellung der Vorgänge in Ems, das zweite den amtlichen Bericht des Flügeladjutanten Seiner Majestät vom Dienst über die Ausführung des ihm gewordenen Auftrages enthält. Es wäre unnötig, darauf hinzuweisen, daß die Festigkeit der Zurückweisung französischer Anmaßung in der Sache zugleich in der Form mit aller rücksichtsvollen Freundlichkeit umgeben gewesen ist, welche eben so sehr den persönlichen Gewohnheiten Seiner Majestät des Königs, wie den Grundsätzen internationaler Höflichkeit gegen die Vertreter fremder Souveräne und Nationen entspricht. In Bezug endlich auf die Abreise unseres Botschafters bemerke ich nur, wie es dem französischen Kabinett amtlich bekannt war, daß diese keine Abberufung, sondern ein vom Botschafter aus persönlichen Rücksichten erbetener Urlaub war, bei welchem der letztere die Geschäfte dem ersten Botschaftsrat übergab, der schon öfter vertreten, und, wie dies üblich, anzeigte. Auch die Angabe ist unwahr, daß Seine Majestät der König mir, dem unterzeichneten Bundeskanzler, von der Kandidatur des Prinzen Leopold Mitteilung gemacht habe. Ich habe gelegentlich durch eine bei den Verhandlungen beteiligte Privatperson vertrauliche Kenntnis von dem spanischen Anerbieten erhalten. Wenn hiernach alle von den französischen Ministern angeführten Gründe für die Unvermeidlichkeit des Krieges in nichts zerfallen und absolut aus der Luft gegriffen erscheinen, so bleibt uns leider nur die traurige Notwendigkeit: die wahren Motive in den schlechten und seit einem halben Jahrhundert von den Völkern und Regierungen der civilisierten Welt gebrandmarkten Traditionen Ludwigs XIV. und des ersten Kaiserreichs zu suchen, welche eine Partei in Frankreich noch immer auf ihre Fahne schreibt, und denen Napoleon III., wie wir glaubten, glücklich widerstanden hätte. Als bewegende Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung können wir leider

nur die schlechtesten Instinkte des Hasses und der Eifersucht auf die Selbständigkeit und Wohlfahrt Deutschlands erkennen, neben dem Bestreben: die Freiheit im eigenen Lande durch Verwicklung desselben in auswärtige Kriege niederzuhalten. Schmerzlich ist es zu denken, daß durch einen so riesenhaften Kampf, wie ihn die nationale Erbitterung und die Größe und Macht der beiden Länder in Aussicht stellt, die friedliche Entwicklung der Civilisation und des nationalen Wohlstandes, die in steigender Blüte begriffen war, auf viele Jahre gehemmt und zurückgedrängt wird. Aber wir müssen vor Gott und Menschen die Verantwortung dafür denen überlassen, welche durch ihr frevelhaftes Beginnen uns zwingen, um der nationalen Ehre und der Freiheit Deutschlands willen den Kampf aufzunehmen; und bei einer so gerechten Sache dürfen wir vertrauensvoll auf den Beistand Gottes hoffen, wie wir schon jetzt des Beistandes der gesamten deutschen Nation durch die sich immer wieder steigernden Zeichen der freudigen Opferwilligkeit sicher sind, und auch die Zuversicht hegen dürfen, daß Frankreich für einen so mutwillig und so rechtlos heraufbeschworenen Krieg keinen Bundesgenossen finden werde."

Der 18. Juli brachte des Königs Befehl zur Bildung von drei Armeen und seine Ansprache beim Empfang der städtischen Behörden von Berlin: „Es ist Mir, meine Herren, außerordentlich wohlthuend, Sie in diesem ernsten Augenblicke hier versammelt zu sehen. Die Adresse, welche Sie im Namen Meiner Residenz Mir überreicht haben, giebt den großen Empfindungen, die Uns bewegen, in ergreifender Weise Ausdruck. Sie hat Mich durch ihre Wahrheit tief gerührt. Sie haben recht. Ich habe diesen Krieg nicht zu verantworten. Gott weiß es, Ich trage keine Schuld. Eine Herausforderung war an mich gerichtet. Ich mußte sie zurückweisen. Die Antwort zündete. — Der Empfang, der Mir überall in den Städten und Landen, durch die Ich gekommen, bereitet wurde, die Zustimmung, die Ich von allen Seiten aus Deutschland, selbst von Deutschen jenseit des Meeres empfangen habe, die Begrüßung, welche Mir am Freitag Abend hier zu teil wurde, haben Mich erhoben und mit Zuversicht erfüllt. — Es werden schwere Opfer von Meinem Volke gefordert werden. Wir wollen es uns nicht verhehlen, wir sind durch den unter Gottes Beistand erlangten raschen Sieg in zwei glücklichen Kriegen verwöhnt. So leichten Kaufes werden wir dieses

Mal nicht davonkommen. Aber Ich weiß, was Ich von Meiner Armee, was Ich von denen, die zu den Fahnen eilen, erwarten darf. Das Instrument ist scharf und schneidig. Der Erfolg, mit dem es geführt werden wird, steht bei Gott. Ich weiß auch, was Ich von denen erwarten darf, die — wie Sie es in Ihrer Adresse so schön betonen — berufen sein werden, die Wunden, die geschlagen, die Leiden und Schmerzen, die der Krieg bereitet, zu stillen und zu lindern. — Noch einmal, meine Herren, was Sie Mir im Namen Meiner Residenz aussprechen, hat mir innig wohlgethan. Ich danke Ihnen herzlich dafür und Ich bitte Sie zugleich, der Bürgerschaft Meinen aufrichtigen Dank auszusprechen für den überraschenden Empfang, den sie Mir bei Meiner Rückkehr bereiteten und von dem Ich keine Ahnung hatte."

Bereits wimmelte es auf allen Bahnhöfen von einberufenen Soldaten, als auch die telegraphisch gerufenen Abgeordneten aus allen Ecken und Enden nach Berlin eilten. Schon am 19. Juli konnte der König diese außerordentliche Reichstags-Session mit folgender Thronrede eröffnen: „Geehrte Herren vom Reichstage des Norddeutschen Bundes! Als Ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreten an dieser Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hieß, durfte Ich es mit freudigem Danke bezeugen, daß Meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Civilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, der Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe. Wenn nichtsdestoweniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Session zu berufen, so wird in Ihnen wie in Uns die Überzeugung lebendig sein, daß der Norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war, und daß, wenn Wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze unserer Unabhängigkeit aufrufen, Wir nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen. Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen und die für den Norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürg-

schaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehre seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben, auch nach Beseitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringschätzung des Anrechts der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet. Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begonnen, die deuschen Stämme je länger, desto inniger verbindet; heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Es ist keine Überhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. Das deutsche, wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten. — Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man Uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir Uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner

Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele Unserer Väter für Unsere Freiheit und für Unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war."

Keine Feder vermag zu schildern, was in den Herzen jener vorging, die das unschätzbare Glück genossen, solche echt deutsche Worte aus solchem Munde zu vernehmen; welch brausende Hochrufe den herrlichen Saal erfüllten und sich von dort zu den Hunderttausenden fortpflanzten, welche auf den Straßen der preußischen Hauptstadt in von Minute zu Minute wachsender Begeisterung auf und nieder wogten; was an allen Orten und Enden, soweit die deutsche Zunge klang, vorging, als der rastlose Telegraph und die geschäftigen Zeitungen diese königlichen Sätze in Paläste und Hütten trugen!

Schon nachmittags 2 Uhr fand die erste Reichstagssitzung statt. Bismarck erhob sich und sprach: „Ich teile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat. (Anhaltender Beifall und Bravo der Versammlung und von der Tribüne.) Nach den Worten, die Seine Majestät soeben an den Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mitteilung dieser Thatsache nichts weiter hinzu." (Lebhaftes Bravo!) Es war die erste amtliche Mitteilung, welche die preußische Regierung von der französischen in der ganzen Angelegenheit erhalten: ein klägliches Aktenstück, so viel Lügen als Worte. Drei Sitzungen genügten, um alles zu bewilligen, was die Regierung zur Kriegführung und für die Dauer des Krieges als notwendig bezeichnete.

An demselben 19. Juli, dem Todestage seiner Mutter Luise, befahl der König: „Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege, will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das Eiserne Kreuz soll, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde, oder daheim, in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbständigkeit des theuren Vaterlandes, erworben wird. Das Staats-Ministerium hat Mir den Ent-

wurf einer Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes unverzüglich vorzulegen."

Am 20. Juli antwortete der Reichstag auf die Thronrede: „Die erhabenen Worte, welche Ew. Majestät namens der verbündeten Regierungen an uns richteten, finden im deutschen Volke mächtigen Widerhall. Ein Gedanke, ein Wille bewegt in diesem ernsten Augenblicke die deutschen Herzen. Mit freudigem Stolze erfüllt die Nation der sittliche Ernst und die hohe Würde, womit Ew. Majestät die unerhörte Zumutung des Feindes zurückgewiesen, der uns zu demütigen gedachte, jetzt aber unter schlecht ersonnenen Vorwänden das Vaterland mit Krieg überzieht. Das deutsche Volk hat keinen anderen Wunsch, als in Frieden und Freundschaft zu leben mit allen Nationen, welche seine Ehre und Unabhängigkeit achten. Wie in der ruhmreichen Zeit der Befreiungskriege, zwingt uns heute wieder ein Napoleon, in den heiligen Kampf für unser Recht, unsere Freiheit; wie damals so werden auch heute alle auf die Schlechtigkeit und Untreue der Menschen gestellten Berechnungen an unserer sittlichen Kraft und unserem entschlossenen Willen zu Schanden werden. Der durch Mißgunst und Ehrsucht irregeleitete Teil des Franzosenvolkes wird zu spät die böse Saat erkennen, welche für alle Völker aus blutigem Kampf hervorwächst; dem besonnenen Teile dieses Volkes ist es nicht gelungen, ein gegen die Wohlfahrt Frankreichs und das brüderliche Zusammenleben der Völker gerichtetes Verbrechen zu verhüten. Das deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer, gewaltiger Kampf bevorsteht. Wir vertrauen der Tapferkeit und Vaterlandsliebe unserer bewaffneten Brüder und dem unerschütterlichen Entschlusse unseres einigen Volkes, alle Güter dieser Erde daran zu setzen, um nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer des deutschen Mannes Nacken beugt; vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Helden-Königs und deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden, den großen Kampf, welchen der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen; vertrauen Gott, dessen Gericht blutigen Frevel straft. Von den Ufern des Meeres bis zum Fuße der Alpen erhob sich unser Volk auf den Aufruf seiner einmütig zusammenstehenden Fürsten. Kein Opfer ist ihm zu schwer. Die öffentliche Stimme der civilisierten Welt anerkennt die Gerechtigkeit unserer

Sache. Befreundete Nationen sehen in unserm Siege die Befreiung von dem auf ihnen lastenden Drucke bonapartischer Herrschsucht und die Sühne auch an ihnen verübten Unrechts. Das deutsche Volk aber wird endlich auf der behaupteten Wahlstatt den von allen Völkern geachteten Boden friedlicher, freier Einigung finden. Ew. Majestät und die mit Ihnen verbündeten deutschen Regierungen sehen uns wie unsere Brüder im Süden bereit. Es gilt unsere Ehre und unsere Freiheit. Es gilt die Ruhe Europas und die Wohlfahrt seiner Völker."

Und wieder, wie vor 57 Jahren, ließ Gott auch in diesen Tagen Deutschlands Dichter singen und sagen, was die Deutschen fühlten. Es war, als ob jetzt erst Theodor Körners schaurig-schöner „Aufruf" zur rechten Geltung komme; als ob erst für dieses Jahr das 30 Jahre früher entstandene Gedicht Arndts ganz und gar passe: „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran, und wollen die Welschen ihn haben, so sammle mein Deutschland dich stark wie ein Mann und bringe die blutigen Gaben, und bringe das Schrecken und trage das Grauen von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen, und klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein! All-Deutschland in Frankreich hinein! Sie wollen's: so reiße denn, deutsche Geduld, reiß' durch von dem Belt bis zum Rheine! Wir fordern die lange gestundete Schuld, — auf! Welsche, und rühret die Beine! Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen, wir klingen die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein! All-Deutschland in Frankreich hinein! Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran! Wir wollen ein Liedchen euch singen von dem, was die schleichende List euch gewann, von Straßburg und Metz und Lothringen: zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben! So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben! So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein! All-Deutschland in Frankreich hinein! Mein einiges Deutschland, mein freies, heran! Sie wollen, sie sollen es haben. Auf! sammle und rüste dich stark wie Ein Mann und bringe die blutigen Gaben! Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern, erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern! So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein! All-Deutschland in Frankreich hinein!" Von Mund zu Mund flog Geibels herrliches Kriegslied: „Empor, mein Volk! Das Schwert

zur Hand, und brich hervor in Haufen! Vom heil'gen Zorn ums Vaterland mit Feuer laß dich taufen! Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott, das Maß ist voll; zur Schlacht mit Gott! Vorwärts! Dein Haus in Frieden auszubau'n, stand all dein Sinn und Wollen; da bricht den Hader er vom Zaun, von Gift und Neid geschwollen. Komm über ihn und seine Brut das frevelhaft vergoss'ne Blut! Vorwärts! Wir träumen nicht von raschem Sieg, von leichten Ruhmeszügen: ein Weltgericht ist dieser Krieg und stark der Geist der Lügen. Doch der einst unsrer Väter Burg, getrost, er führt auch uns hindurch. Vorwärts! Schon läßt er klar bei Tag und Nacht uns seine Zeichen schauen; die Flammen hat er angefacht in allen deutschen Gauen; von Stamm zu Stamme lodert's fort, kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord! Vorwärts! Voran denn, kühner Preußenaar, voran durch Schlacht und Grausen wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar vom Himmel her ein Brausen; das ist des alten Blüchers Geist, der dir die rechte Straße weist. Vorwärts! Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach, ein einig Volk in Waffen, wir stürmen nach, ob tausendfach des Todes Pforten klaffen. Und fallen wir: flieg, Adler, flieg! Aus unsrem Blute wächst der Sieg. Vorwärts!"

Friedrich Bodenstedt aber sang: „Franzosen, Franzosen, den Tag habt in Acht, wo die Krieger aus Deutschland heranziehn zur Schlacht! Sie stürmen heran, ein gewaltiges Heer, den Haß in der Brust, in der Hand das Gewehr. Sie gedenken der Tage vergangener Schmach, die ihr uns gebracht, und sie tragen's euch nach! Ihr habt uns in Zwietracht zersplittert gemeint, doch im Kampf gegen euch stehn wir alle vereint. Eine Schlacht wird geschlagen am heiligen Rhein, die soll ein germanisches Fehmgericht sein! Eine Schlacht, wie der Kaiser noch keine gesehn, da soll der Franzose den Deutschen verstehn! Es kamen die Krieger und sprachen zu mir: ‚Auf, sing' uns ein Schlachtlied, wir danken es dir, du hast uns gesungen von Liebe und Lust, jetzt aber füllt grimmiger Haß unsre Brust. Es kamen die Krieger und sprachen zu mir: ‚Auf, sing' uns ein Schlachtlied, wir danken es dir! Uns fehlt's nicht zum Kampfe an Feuer und Mut, doch beim Liede marschiert sich's noch einmal so gut.‘ Wohlauf denn, ihr Brüder aus Bayern und der Pfalz, nun schafft die Franzosen euch gründlich vom Hals! Wohlauf, Kameraden aus Schwaben und der Mark, zerschlagt uns den

ganzen französischen Quark! Der Pommer, der Sachse, der Katte, der Frank, jetzt mach' es ein jeder dem andern zu Dank: für Deutschland Ehren und Siege gehäuft, und alle „Gloire" im Rheine ersäuft. Den alten Verschwörer vom Throne gestürzt, mit dem Schwert nach Paris die Pfade gekürzt, es führt euch ein Heldenkönig zum Rhein, nnd der Sieg wird mit euren Fahnen sein!"

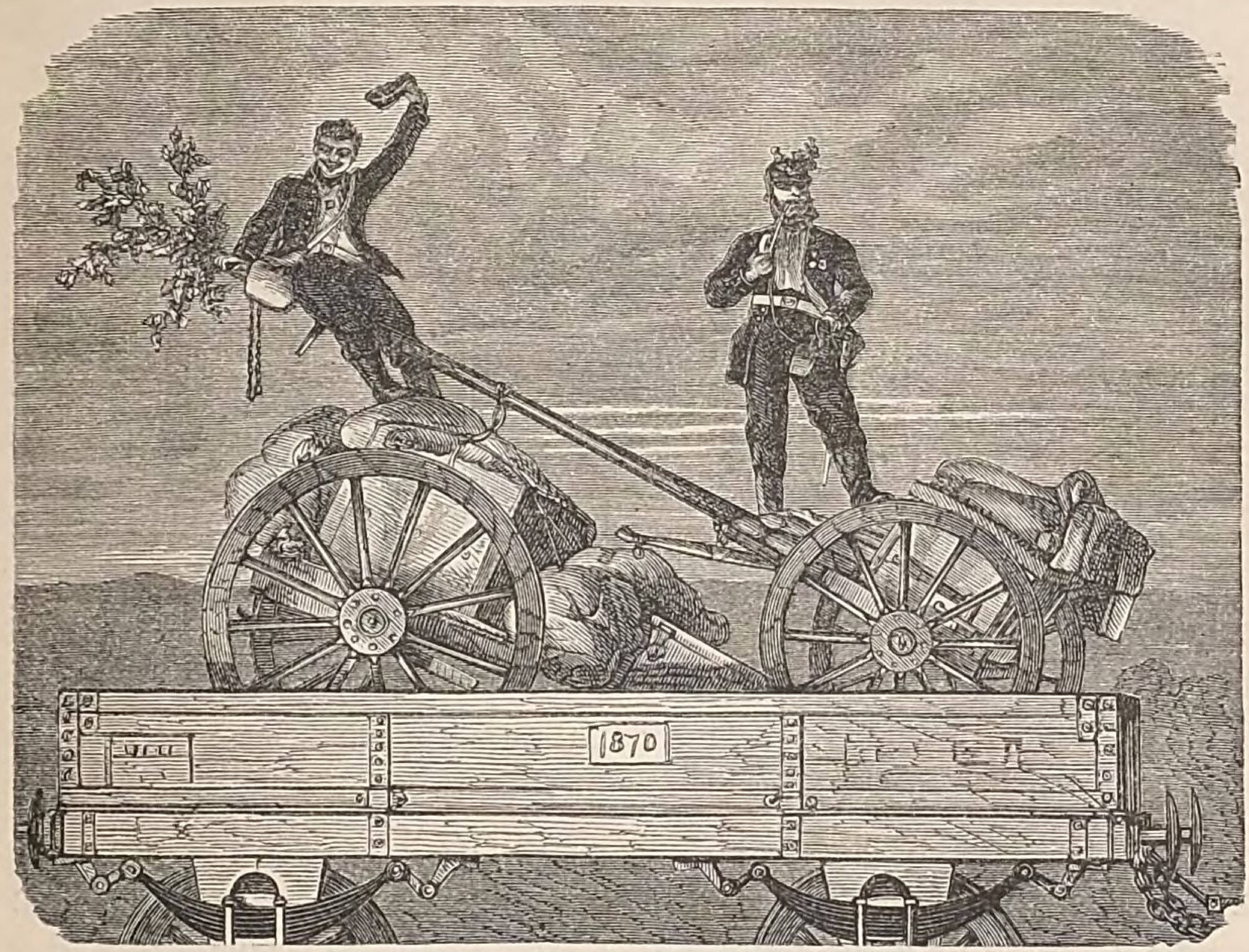
Und Oscar v. Redwitz antwortete aus München: „An Napoleon". „Du hast's gewagt; der Frieden ist gebrochen! — mit frecher Lüge, die zum Himmel schreit, hast, Frevler, du zu deinem Volk gesprochen, und es, durch Stolz bethört, mit uns entzweit. Weil wir einmal begonnen, zu erstarken, solang schon webend unsrer Macht Gespinst, dieweil dir selbst in deines Reiches Marken des Aufruhrs grimmer Geist entgegengrinst, — deswegen warfst du von dem morschen Throne den Feuerbrand in unsres Friedens Zelt! Deswegen, deines Volkes Ehr' zum Hohne, wardst du zum Lügner vor der ganzen Welt! Und, o der Schmach! — statt daß es dich verachtet, so jauchzt dein Volk noch deiner Lüge zu. Des Neides Wahn hat seinen Geist umnachtet, es sank so tief, wie längst zuvor schon du! Nun wiß! Das Eine wirst du wohl erreichen: es wird ein Schlachtfeld werden riesengroß! Vor nie geschauter Unzahl blut'ger Leichen wird heimlich schaudern selbst der Erde Schoß. Es wird ein Seufzen sein und Weheklagen aus all der Sterbenden und Witwen Mund, so tausendfach, wie nie seit alten Tagen auf einmal noch vernahm des Himmels Rund. Wo Fleiß und Tüchtigkeit nur Segen schufen, da wird das Elend berghoch aufgetürmt, kommt plötzlich mit entmenschten Racherufen des Krieges Furie dahergestürmt, in Jahren wird der Nachweh'n herber Becher für unser Volk, wie dein's, geleert nicht sein. O du gewissenloser Friedensbrecher, ja, die Berechnung sie trifft sicher ein! Doch auch das andre wiß, du falscher Spieler, worin du gründlich dich verrechnet hast! Du glaubtest Wunder, als welch guter Zieler du unsrer Schwäche Punkt ins Aug' gefaßt! Schwarzweiß nur wähntest du der Scheibe Farbe, doch sieh nun, wie sie schwarzrotgolden ist! Blitzschnell verbannt ward jede Hasses-Garbe, jüngst eingeheimst in unglücksel'gem Zwist. Was allen Reden, Festen nicht gelungen, was wir umsonst ersehnt ohn' Unterlaß, des Vaterlandes Notstand hat's erzwungen, zu Brüdern eint uns gegen dich der Haß. Dahin sind alle Stammesunterschiede, s'ist jeder nur des

einen Volkes Sohn; und jeder singt in gleichem Racheliede: ‚Fluch und Verderben dir, Napoleon!‘ Du trautest wohl dem Unheilsruf der Eulen, die brüteten in des Verrates Nacht. Doch sieh, zu himmelhohen Feuersäulen ist allwärts deutscher Treue Glut entfacht! Ein jeder greift mit zorn'ger Faust zur Wehre, und wer's nicht kann, der hilft daheim im Land. Selbst Österreich stehet fest zu deutscher Ehre, und drückt zum Siegeswunsch uns treu die Hand. Ja, wiß! Der Heldengeist der Freiheitskriege, er braust durchs Volk mit auferstandner Macht. Wenn jetzt ein Arndt und Körner niederstiege, sie glaubten, ihre Zeit sei neu erwacht. Wie über deinen Ohm und Namensvetter, wird Fluch um Fluch auch über dich ergeh'n, und wie bei Leipzig einst ein Schlachtenwetter, das dich vernichtet, das ist unser Fleh'n! So zieht geeint das deutsche Volk in Waffen voll Todesernst zum heil'gen Krieg heran. Ob wir des Sieges Lorbeer einst erraffen, ob du einst triumphierst auf blut'gem Plan, — wer will schon jetzt die Prophezeiung wagen? Drum werd' kein Hohn, kein Prahlen bei uns laut; wir wissen's, welchen Riesenkampf wir schlagen, wie nie zuvor die Erde noch geschaut. Das aber wiß auch du, daß wir geschworen: es wird ein Kampf auf Leben und auf Tod! Und ging' uns auch die erste Schlacht verloren, nun wohl, zur zweiten dann! — Was hat's für Not? Dir soll vor unsrem zähen Leben grauen! — Doch du? — Fällt nicht in Trümmer gleich dein Thron, wenn dich dein Volk einmal besiegt wird schauen? ‚Fluch und Verderben dir, Napoleon!‘“

Aber wie ein Prophet weissagte im Jubel und grimmem Zorn Freiligrath, daß alle Welt aufhorchte und so weit die deutsche Zunge klang mit- und hingerissen wurde: „Hurra, du stolzes schönes Weib, hurra, Germania! Wie kühn mit vorgebeugtem Leib am Rheine stehst du da! Im vollen Brand der Juliglut, wie ziehst du risch dein Schwert! Wie trittst du zornig frohgemut zum Schutz vor deinen Herd! Hurra, hurra, hurra, hurra, hurra Germania! Du dachtest nicht an Kampf und Streit: in Fried' und Freud' und Ruh' auf deinen Feldern, weit und breit, die Ernte schnittest du. Bei Sichelklang im Ährenkranz die Garben fuhrst du ein: da plötzlich, horch, ein andrer Tanz! das Kriegshorn über'm Rhein! Da warfst die Sichel du ins Korn, den Ährenkranz dazu; da fuhrst du auf in

hellem Zorn, tief atmend auf im Nu; schlugst jauchzend in die Hände dann: willst du's, so mag es sein! Auf, meine Kinder, alle Mann! Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein! Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt, da rauscht das deutsche Meer; da rückt die Oder dreist ins Feld, die Elbe greift zur Wehr. Neckar und Weser stürmen an, sogar die Flut des Mains! Vergessen ist der alte Span: das deutsche Volk ist eins! Schwaben und Preußen Hand in Hand, der Nord, der Süd ein Heer! Was ist des Deutschen Vaterland — wir fragen's heut nicht mehr! Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib, Ein Wille sind wir heut! Hurra, Germania, stolzes Weib! Hurra, du große Zeit! Mag kommen nun, was kommen mag: fest steht Germania! Dies ist All-Deutschlands Ehrentag: nun weh' dir, Gallia! Weh', daß ein Räuber dir das Schwert frech in die Hand gedrückt! Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd das deutsche Schwert gezückt! Für Heim und Herd, für Weib und Kind, für jedes teure Gut, dem wir bestellt zu Hütern sind vor fremdem Frevelmut, für deutsches Recht, für deutsches Wort, für deutsche Sitt' und Art, — für jeden heil'gen deutschen Hort, hurra! zur Kriegesfahrt! Auf Deutschland, auf, und Gott mit dir! Ins Feld! der Würfel klirrt! Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir des Bluts, das fließen wird! Dennoch das Auge kühn empor! Denn siegen wirst du ja: Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor! Hurra Germania!" So am 25. Juli; und noch packender, hinreißender am 3. August: „Wie der Wolf, der Assyrer, in klirrender Pracht einbrach in die Hürden Judäas bei Nacht; wie der Perser, der Ketten anlegte dem Meer, über Hellas ergoß sein barbarisches Heer; wie der Hunne, ein Pfeil den die Steppe verschoß, auf die Abendwelt niederfuhr, zahllos zu Roß; wie die Flotte, die unüberwindlich er hieß, wider England der Spanier brüsten sich ließ; wie der Korse, der Ohm, in unendlichen Reih'n seine Tausende führte nach Rußland hinein; wie er auf Leichen aufschlug sein blutig Gezelt, und vermessen sich wähnte den Herrscher der Welt: — so bekriegt jetzt der Korse, der Neffe des Ohms, so bekriegt er die Ufer des deutschesten Stroms; es schüttern die Kolben, es rasselt der Stahl — seinem Troß gern kredenzt' er des Rheinlands Pokal! dem Turko! dem Spahi! der stützt ihm das Reich: wie er selber, Hyäne und Schakal zugleich! Der bellt auf Geheiß, o verworfenes Spiel, deinen heiligen Hymnus, o Rouget de Lisle! Von der Saar

und der Mosel zum Odenwald schallt's; da erbleicht, da erzittert die Jungfrau der Pfalz; am Busen der Mutter verbirgt sein Gesicht der Säugling — ihr Lieben, o fürchtet euch nicht! Euch zu schützen



Nach Frankreich hinein! (1870.)

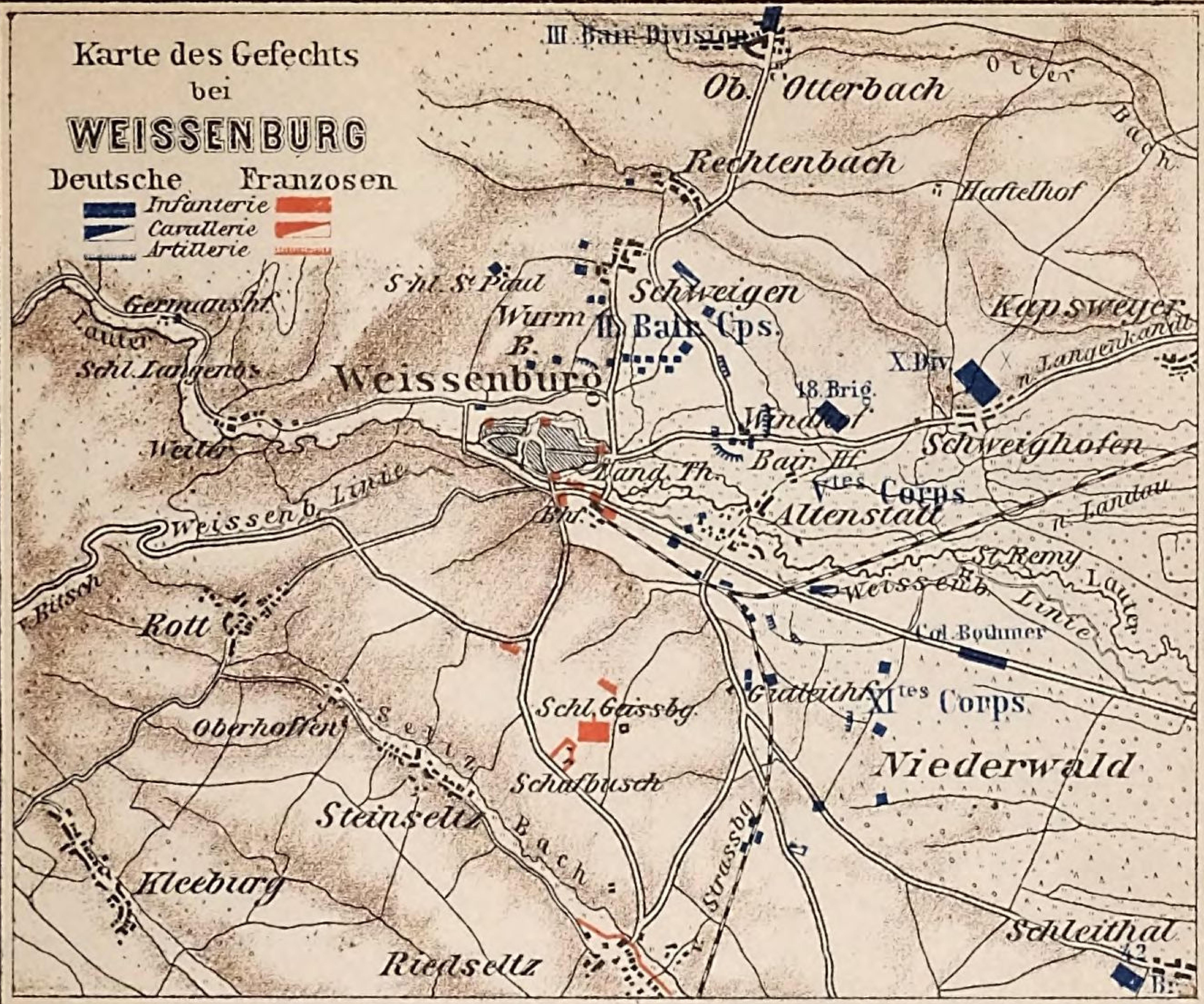
rückt Deutschland, das ganze, heran; seine tausendmal Tausend stehn da wie ein Mann; stürmen an, drängen vorwärts, ein wuchtiger Keil, zum Verderben dem Zwingherrn, den Völkern zum Heil! — So nun wird es geschehn! Den Assyrer zerbrach, den Perser, den Hunnen ein einziger Tag; ihre Macht, ihre Pracht, sie verging wie ein Rauch — die Armada zerblies des Allmächtigen Hauch! Und ihn, der sich wähnte den Herrscher der Welt, hat das Feuer im Bund mit der Kälte gefällt! Nur Geduld! noch ein Tag — und ein rächender Blitz flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz!"

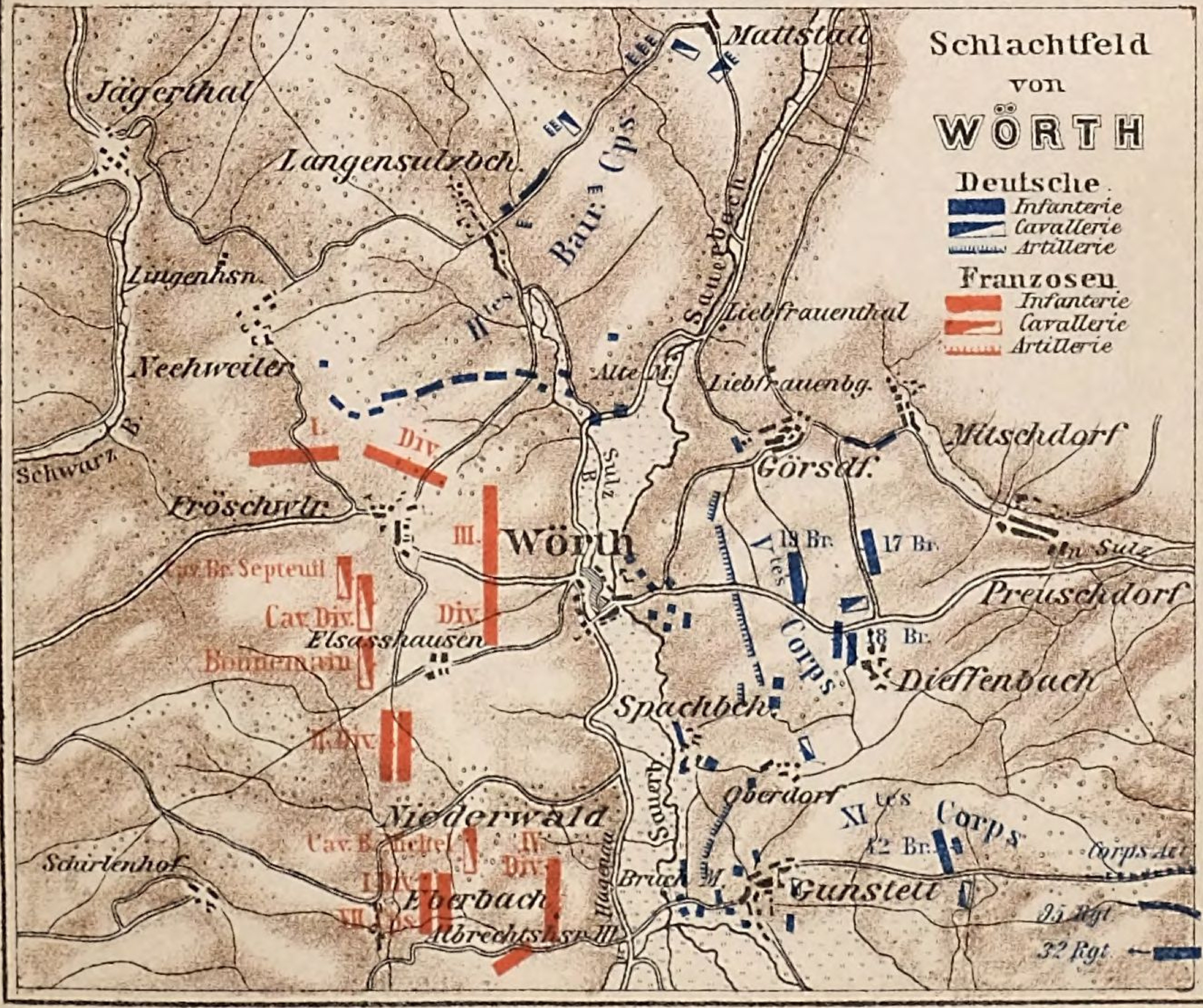
Der nächste Tag sah den ersten Sieg auf damals französischem Boden: den bei Weißenburg am 4. August.

Zweiter Akt.

Weißenburg. Wörth. Spichern.

Am Abend des 15. Juli war niemand im Zweifel darüber, daß Frankreich zu einem Überfall entschlossen und bereit sei. Man erwartete den sofortigen Einbruch der Franzosen in die Rheinlande, die nahezu wehrlos vor den großen Ausfallthoren Straßburg und Metz lagen. Bange Furcht vor den nächsten Tagen erfüllte die zunächst bedrohten Gegenden. Hatten doch die französischen Blätter, denen die deutschen alles schleunigst nachdruckten, seit Jahren keine Woche vorübergehen lassen, prahlend auf die furchtbare Reorganisation der französischen Armee durch Niel in allen Einzelheiten hinzuweisen, jener Armee, welche in veralteter Organisation Rußland und Österreich so geschlagen und gedemütigt hatte. Wer es wissen wollte, konnte es hundertmal hören, daß diese unvergleichliche, unwiderstehliche Armee schon im Frieden 362 Bataillone Infanterie zählte, jedes Regiment 1800, im Kriege dagegen 3000 Mann stark; in die glänzenden Garderegimenter durften nur die besten aus der Linie, wo sie mindestens 1 Jahr musterhaft gedient hatten, eingereiht werden. Das Korps der verhätschelten Zuaven bestand nur aus Freiwilligen, die meist schon gedient hatten und auf besonderen Wunsch hier eingereiht wurden, um in einer besonders bunten orientalischen Uniform auf den Pariser Boulevards und im Garnisonsdienst in Algerien zu prunken. Die Turkos waren wilde Afrikaner, angeworben und kommandiert von französischen Offizieren, verrufen durch unmenschliche, tierische Grausamkeit gegen Wehrlose und Verwundete. Und in den Händen einer solchen Infanterie das Chassepotgewehr mit einer Tragkraft bis auf 1400 ja 1600 Schritte, während das preußische Zündnadelgewehr bekanntlich nur 900—1000 Schritte weit schoß, so daß die Preußen in etwaigem Sturmangriff





Verlag v. Eugen Crusius in Kaiserslautern u. Leipzig.
Lith. Anst. v. Herm. Keil, Gotha.

Maafsstab 1:120000

mindestens eine Zone von 500 Schritt ungedeckt unter dem fürchterlichsten Kugelregen durcheilen mußten, ehe sie überhaupt beginnen konnten von ihrem Gewehr Gebrauch zu machen. Für die Verbesserung der Kavallerie hatte Napoleon ganz besonders Sorge getragen: da waren 4 Chasseurs d'Afrique-Regimenter, freiwillig angeworbene Franzosen, das Seitenbild der Zuaven; die 4 Spahis-Regimenter als Seitenbild der Turkos; die 12 schweren Regimenter (1 Garde-Kürassier-Regiment, 1 Garde-Karabiniers-Regiment, 10 Kürassier-Regimenter), die 22 Regimenter der mittleren, die 22 der leichten Kavallerie, — alle schon auf Friedensfuß mit je 28 Offizieren, 472 Mann und 400 Pferden, im Kriege aber mit je 32 Offizieren, 648 Mann und 592 Pferden. Die Spezialwaffe des Kaisers zählte im Felde 168 Batterieen mit 1008 Geschützen verschiedenen Kalibers; dazu kamen 24 jener entsetzlichen Mitrailleusen-Batterieen, deren Namen schon das Gruseln lehrten. Zum Eroberungs- und Belagerungskrieg waren 60 besondere Festungs-Artillerie-Kompagnieen bestimmt. Im ganzen hatte dieses unüberwindliche Frankreich 15—16 000 Geschütze aller Gattungen für Angriff und Verteidigung bereit. Am 1. Januar 1870 hatte der Kriegsminister die Gesamt-Friedens-Stärke auf 434 000 Mann angegeben: eine furchtbare Berufsarmee. Denn sie wurde durch Losung, mit erlaubter Stellvertretung für Geld, rekrutiert. Am liebsten freilich hätte Napoleon die allgemeine Wehrpflicht eingeführt; sein Plan scheiterte an dem Widerwillen der höheren und mittleren Stände gegen den Soldatendienst im Frieden. Als sicher galt allgemein, daß Frankreich in kürzester Frist mit einem gut geübten Heere von 450—480 000 die Grenzen überschreiten und an 300 000 Mann Reserven ꝛc. zurücklassen könnte.

Es kam also alles nur darauf an, den etwaigen Gegner durch ruchlose Kniffe und Pfiffe zu überlisten, was ja diesmal ausnehmend gut gelungen war. Denn in diesem tiefsten Frieden zählten die 368 norddeutschen Infanterie-Bataillone nur je ca. 540 Mann, so daß etwa die Hälfte der Mannschaft erst wieder unter die Fahne gerufen werden mußte, um die Kriegsstärke von ca. 1000 Mann zu erreichen. Die 75 Kavallerieregimenter zählten ca. 50 000 Mann, während ihre Kriegsstärke 72 000 Mann betrug. Die Artillerie mit 1212 Geschützen mußte ebenfalls erst mobilisiert werden. Die süddeutschen Armeen waren noch in der Umformung begriffen; die Friedensstärke

des bayerischen Heeres betrug ca. 34 000 Mann, des württembergischen ca. 13 000 Mann, des badischen ca. 14 000 Mann. In den linksrheinischen deutschen Ländern standen Mitte Juli alles in allem nur ca. 50 000 Mann. Brachen also die Franzosen am 16. Juli, was sie zweifellos konnten, wenn auch nur mit der Hälfte ihrer schlagfertigen Armee über die Grenzen, so konnten 50 000 Mann von Straßburg und Weißenburg aus fast ohne Widerstand binnen 4 Tagen in Karlsruhe und Stuttgart stehen und die ganze süddeutsche Mobilisierung stören, während 100 000 Mann genügten, die Pfalz und den größten Teil der Rheinprovinz zu überschwemmen, die allzu kleinen Streitkräfte nach Mainz und Koblenz hinein zu zwängen, von Mannheim aus Frankfurt zu bedrohen und somit die Kräfte von mindestens 10 Millionen Deutschen zu unterbinden. Welchen Eindruck mußten solche Erfolge in Europa machen; wie sehr die Kriegslust Österreichs und Italiens anfeuern! Freilich war ganz Deutschland des schließlichen Sieges dennoch gewiß; aber auf Niederlagen in der ersten Zeit war man gefaßt. Ein solches befürchtetes und bei dem so unerhört vom Zaune gebrochenen Kriegsfall begründetes Vorgehen Napoleons konnte die Neutralität Süddeutschlands erzwingen, die Gesamtstärke der deutschen Heere um ein volles Drittel schmälern; die Preußen nötigen, den Übergang über den Rhein, wenn er gelang, mit furchtbaren Verlusten erst zu erkämpfen; die zum Zurückgehen gezwungenen Franzosen behielten genügend Zeit, nach Melac'schem Muster alles in eine menschenleere Wüste zu verwandeln, auch die Eisenbahnen zu zerstören, das Vorrücken außerordentlich zu erschweren, den Platz zu einer Entscheidungsschlacht — bis dahin hatten sie alle Truppen beisammen — zu wählen und zu befestigen. Und trotzdem war Preußen, war Deutschland entschlossen, lieber dieses alles zu wagen, alle Rüstungen rechts des Rheines zu vollenden, nur ganz und gar kriegsbereit dem Feinde entgegen zu treten, anstatt rasch bloß halbfertige Bataillone zur Verstärkung über den Rhein zu halbsicherem Untergange zu werfen und dadurch den schließlichen Sieg vor den Thoren von Paris zu gefährden.

Unbegreiflich erschien es den Grenzbewohnern, als der 16. Juli, der 17., der 18., der 19. thatenlos verstrichen. Sollten die edeln Franzosen doch erst die völkerrechtliche Überreichung der Kriegserklärung abgewartet haben? Um so banger sah man dem 20. Juli

entgegen. Schon am 17. hatten selbst die Truppen in Paris und Chalons ihren Abmarsch vollzogen, hatte Marschall Bazaine Paris verlassen. Aber die kleinen Scharen deutscher Truppen bei Saarbrücken, im Schwarzwald, überall an der Grenze überboten sich in Tagmärschen, in Nachtmärschen, in kühnem Einbrechen in Feindesland, so daß ihre Zahl den Franzosen verzehnt-, verzwanzigtfach erschien; sie sahen eine Armee hinter Saarbrücken, eine Armee vor Landau, eine Armee in, auf und vor dem Schwarzwald; schon klagten gefangene Franzosen über aufreibendes Hin- und Hermarschieren, über knappe Kost und schlechte Verpflegung. Aber einer feindlichen Schar gelingt der Einbruch in ein pfälzisches Grenzdorf; ihr Anführer, ein Offizier, ersehnt als kostbarste Beute eine Karte der Pfalz; der Bürgermeister weist ihn an den Schullehrer; dieser schickt sich seufzend an, die kleinere der beiden Schulkarten von der Wand zu nehmen; der Offizier protestiert energisch und verlangt die größere, an deren Kopfe das ihm bekanntere „Karte von Palästina" anlockt; dem Lehrer geht ein Licht auf und der zufriedengestellte Offizier rückt ab. Seither zweifelte der Dorf-Bürgermeister nicht mehr am endlichen Siege der Deutschen.

Der 20. Juli verlief an der Grenze ruhig. In Paris erklärte Gramont, daß die Kriegserklärung auch Preußens Verbündeten gelte. König Wilhelm dagegen telegraphierte an den König von Bayern: „Nach erhaltenem Telegramm von Ihrem Ministerium habe ich sofort das Kommando über Ihre Armee übernommen und dieselbe der unter meinen Sohn gestellten III. Armee überwiesen. Wir sind durch unerhörten Übermut aus dem tiefsten Frieden in den Krieg geworfen. Ihre echt deutsche Haltung hat auch Ihr Volk elektrisiert, und ganz Deutschland steht einig zusammen, wie nie zuvor. Gott wolle unsere Waffen segnen in den Wechselfällen des Krieges! Ihnen persönlich muß ich aber meinen innigen Dank aussprechen für die treue Festhaltung der zwischen Uns bestehenden Verträge, auf denen das Heil Deutschlands beruht." Worauf der edle Ludwig erwiderte: „Ihr soeben erhaltenes Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite Ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns werden." Gleichzeitig telegraphierte der

ritterliche König Karl von Württemberg an den preußischen Kronprinzen als den Befehlshaber der III. Armee: „Ich freue mich, bei unserer deutschen Sache Ew. Königliche Hoheit hier zu begrüßen und bitte, mir den Tag der Ankunft bezeichnen zu wollen." Und der vom glühendsten Patriotismus beseelte Großherzog Friedrich von Baden grüßte: „Seiner Majestät Ernennung Ew. Königlichen Hoheit zum Befehlshaber der deutschen Südarmee gereicht mir und meinen

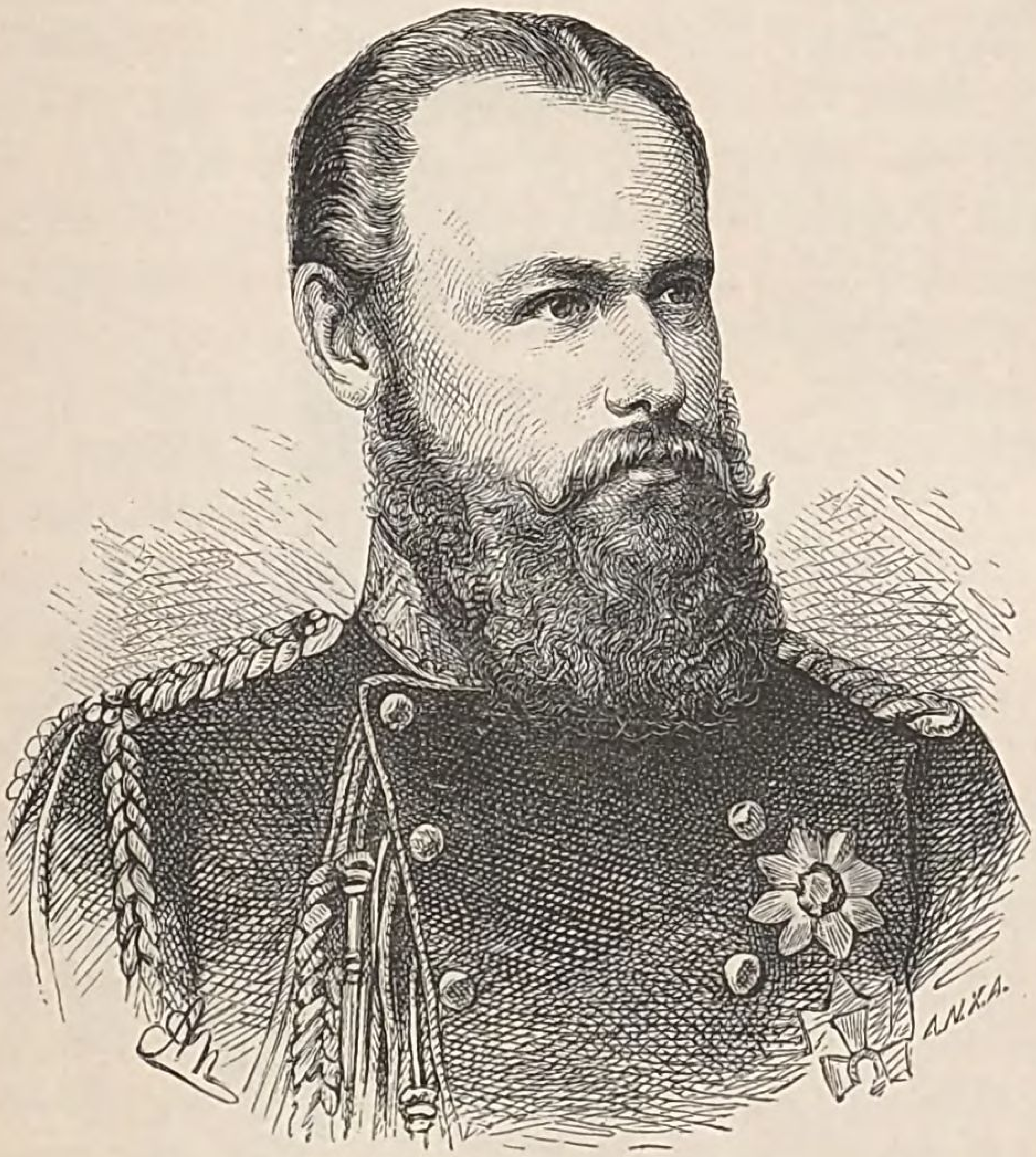


Ludwig II., König von Bayern.

Truppen zur größten Freude und Ehre. Möchte es uns gelingen, unter Ew. Königlichen Hoheit Befehl Höchst Ihr Vertrauen durch Treue und Tapferkeit zu verdienen. Jubelnd sehen wir Ew. Königlichen Hoheit Ankunft entgegen. Es lebe der König und das Vaterland." Wie sollten so bald diese braven bayerischen, schwäbischen, alemannischen, hessischen Truppen mit den norddeutschen wetteifern! Denn bereits an diesem Tage konnten die großen Militärtransporte nach dem Rhein auf den deutschen Eisenbahnen beginnen. Als end=

lich die ersten Preußen kamen, in tadelloser Haltung und Ausstattung für den Krieg, begann die Pfalz aufzuatmen: niemals sind Soldaten mit gleich warmem Herzen, mit gleichen Freudenthränen, mit gleichen Gaben, die dieser Garten Gottes auf Erden bietet, begrüßt worden, als diese Beschützer vor Frankreichs Horden.

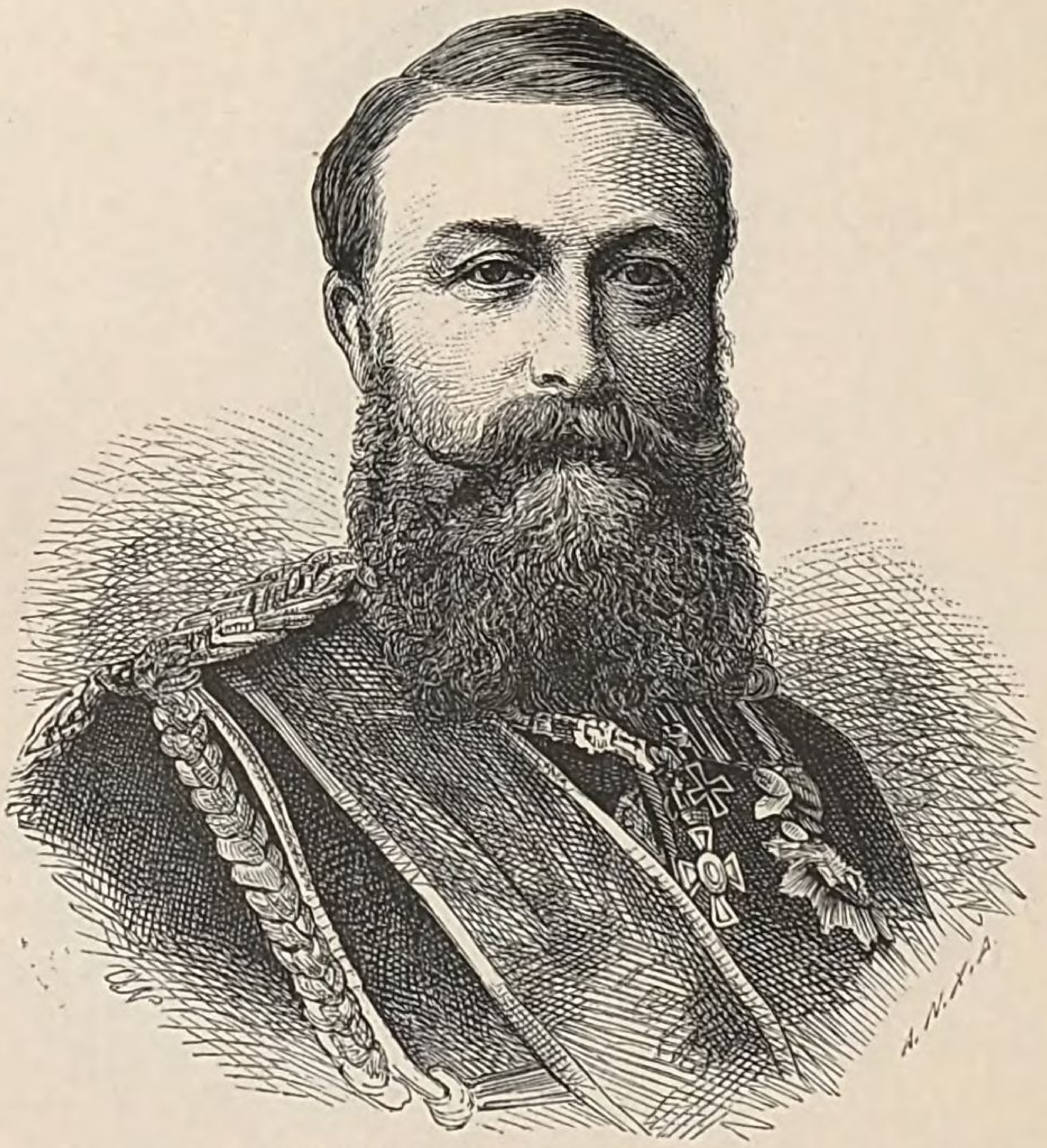
Am folgenden Tage (21. Juli) teilten Ollivier und Gramont dem französischen Senat und der Legislative die nun wirklich erfolgte



Karl I., König von Württemberg.

Kriegserklärung an Preußen und dessen Verbündete unter dem üblichen heiseren Zujubeln mit, und Gramont erließ jene widerwärtige Cirkularnote, die Preußen in der bekannten Weise nochmals an den Pranger zu stellen suchte. Aber schon sprach der König selbst zu seinem geliebten Volke: „Ich bin gezwungen, infolge eines willkürlichen Angriffs das Schwert zu ziehen, um denselben mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht abzuwehren. Es ist Mir eine große Beruhigung vor Gott und den Menschen, daß Ich dazu

in keiner Weise Anlaß gegeben habe. Ich bin reinen Gewissens über den Ursprung dieses Krieges und der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß. Es ist ein ernster Kampf, den es gilt, und er wird Meinem Volke und ganz Deutschland schwere Opfer auflegen. Aber Ich ziehe zu ihm aus im Aufblicke zu dem allwissenden Gott und mit Anrufung Seines allmächtigen Beistandes. Schon jetzt darf Ich Gott dafür preisen, daß vom ersten Gerücht des Krieges an durch



Friedrich I., Großherzog von Baden.

alle deutschen Herzen nur ein Gefühl rege wurde und sich kund gab, das der Entrüstung über den Angriff und der freudigen Zuversicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde. Mein Volk wird auch in diesem Kampfe zu Mir stehen, wie es zu Meinem in Gott ruhenden Vater gestanden hat. Es wird mit Mir alle Opfer bringen, um den Völkern den Frieden wieder zu gewinnen. Von Jugend auf habe ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hülfe alles gelegen ist. Auf ihn hoffe Ich und fordere Ich Mein

Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge Mich vor Gott in Erkenntnis Seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß Meine Unterthanen und Meine Landsleute es mit Mir thun. Demnach bestimme Ich, daß am Mittwoch, den 27. Juli, ein außerordentlicher allgemeiner Bettag gehalten und mit Gottesdienst in den Kirchen, sowie mit Enthaltung von öffentlichen Geschäften und Arbeit, soweit die dringende Not der Zeit es gestattet, begangen werden soll. Zugleich bestimme Ich, daß während der Dauer des Krieges in allen öffentlichen Gottesdiensten dafür besonders gebetet werde, daß Gott in diesem Kampfe uns zum Siege führe, daß Er uns Gnade gebe, auch gegen unsere Feinde uns als Christen zu verhalten, und daß Er uns zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden in Gnaden gelangen lasse." Ähnlich mag in unvordenklichen Zeiten ein greiser Germane, Volksherzog und Priester zugleich, zu seinem Volke gesprochen haben. Und fromm lauschte alles, was deutsch war, den frommen Worten des Dreiundsiebzigjährigen, und antwortete: Amen, Amen!

Während am 22. Juli die Luft weithin erdröhnte von der Sprengung der Rheinbrücke zwischen Kehl und Straßburg, empfing der Kaiser in Paris den Senat und den Gesetzgebenden Körper zur Entgegennahme ihrer vollsten Zustimmung zu seiner Politik und schloß seine Antwort mit den Worten: „Ein Krieg ist legitim, wenn er mit der Zustimmung des Landes und der Billigung seiner Vertreter geführt wird (!). Wir haben alles was von uns abhing gethan, um den Krieg zu vermeiden (!!) und ich kann sagen, daß es das Volk ist, welches unter seinem unwiderstehlichen Drange unsere Beschlüsse diktiert hat. Ich habe den Glauben an den Erfolg unserer Waffen, denn ich weiß, daß Frankreich hinter mir steht und Gott Frankreich beschützt." In seiner Proklamation an das französische Volk äußerte sich der Dezembermann: „Es giebt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, wo die Ehre der Nation gewaltsam erregt, sich als eine unwiderstehliche Macht erhebt, wo sie alle anderen Interessen beherrscht und allein und unmittelbar die Geschicke des Vaterlandes in die Hand nimmt. Eine dieser entscheidenden Stunden hat für Frankreich geschlagen. Preußen, dem wir während des Krieges von 1866 und seit demselben die versöhnlichsten Gesinnungen bezeugt hatten, hat von unserem guten Willen, unserer Langmut keine Notiz

genommen. Fortstürmend auf dem Wege der Eroberungen hat es zu jedem Mißtrauen Anlaß gegeben, überall übertriebene Rüstungen notwendig gemacht und Europa in ein Heerlager verwandelt, wo Ungewißheit und Befürchtungen herrschen. Die glorreiche Fahne, welche wir wieder einmal denen gegenüber entfalten, die uns herausfordern, ist dieselbe, welche durch ganz Europa die civilisatorischen Ideen unserer großen Revolution trug, sie repräsentiert dieselben Ideen, sie wird dieselben Gefühle der Hingebung einflößen (!). Franzosen! ich bin im Begriff mich an die Spitze dieser tapferen Armee zu stellen, welche von Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe beseelt ist; sie weiß, was sie wert ist, denn sie hat gesehen, wie in vier Weltteilen sich der Sieg an ihre Schritte heftete. Ich führe meinen Sohn mit mir; ungeachtet seines jugendlichen Alters kennt er seine Pflichten, welche sein Name ihm auferlegt. Er ist stolz auch seinerseits teilnehmen zu dürfen an den Gefahren derjenigen, welche für das Vaterland kämpfen. Ein letzter Zwischenfall ist noch hinzugekommen, um die Veränderlichkeit internationaler Beziehungen, den ganzen Ernst der Situation zu zeigen. Gegenüber den neuen Prätensionen Preußens haben sich unsere Reklamationen vernehmen lassen. Man hat ihrer gespottet und ein Verachtung bezeugendes Vorgehen darüber erfolgen lassen. Unser Land ist darüber von einer tiefen Erregung ergriffen worden, und alsbald hat sich der Ruf nach Krieg von einem Ende Frankreichs bis zum anderen vernehmen lassen. Es bleibt uns nur übrig unsere Geschicke der Entscheidung der Waffen anheimzugeben. Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir hegen den Wunsch, daß die Völker, aus denen sich die große einheitliche germanische Nation zusammensetzt, in freier Weise (! s. S. 4) über ihre Geschicke verfügen. Was uns betrifft, so verlangen wir einen Stand der Dinge, welcher unsere Sicherheit gewährleistet und die Zukunft sichert. Wir wollen einen Frieden auf dauernder Grundlage erringen. Gott segne unsere Bemühungen! Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache verteidigt, ist unbesiegbar."

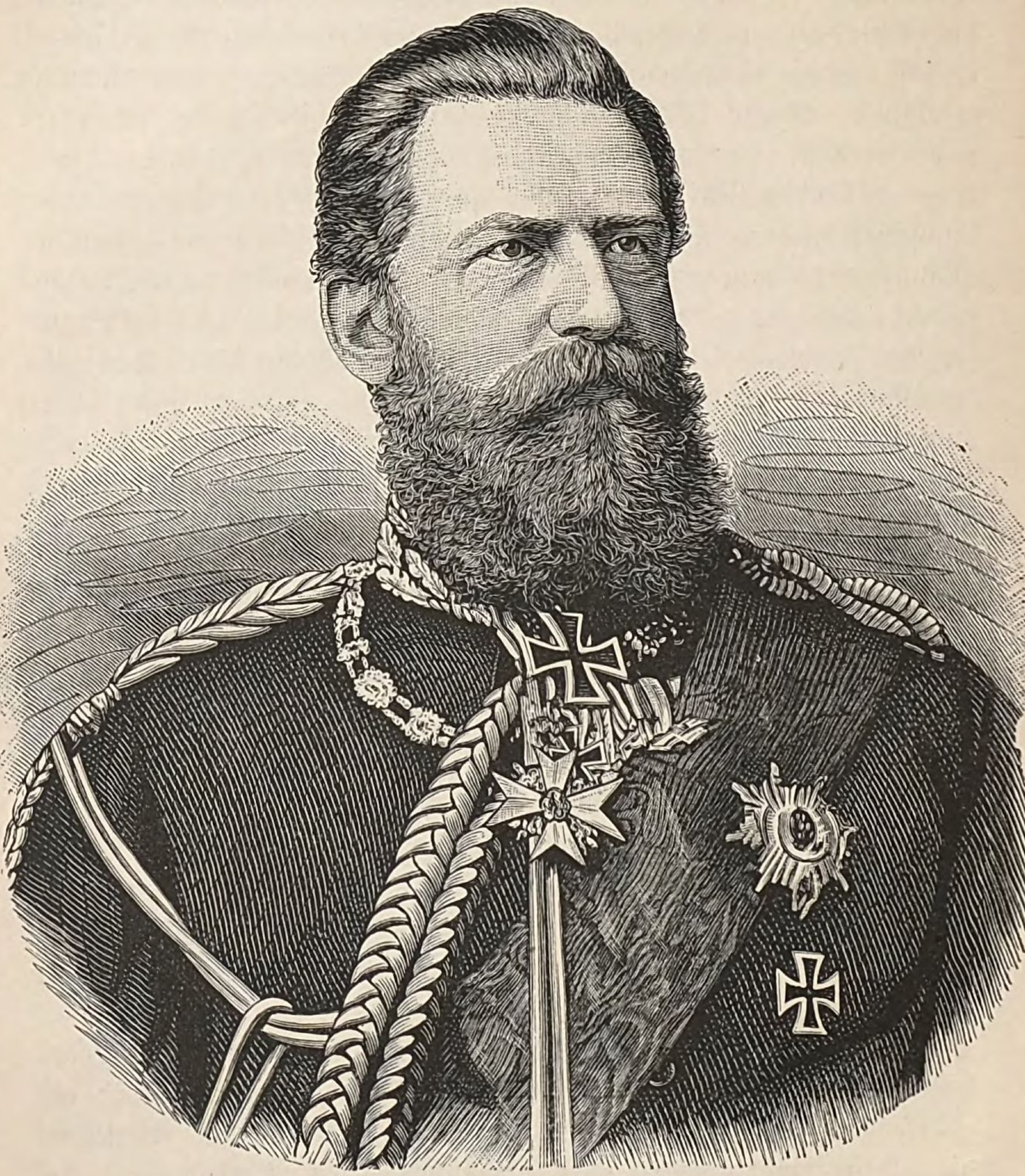
Diese mehr als sonderbare Proklamation erschien am 23. Juli. Zugleich ernannte der Kaiser seine Gemahlin Eugenie für die Zeit seiner Abwesenheit zur Regentin des Reiches. Der französische Generalstab ging zur Armee ab. Und da nun Frankreich noch immer

nicht marschierte, eröffnete Bismarck in seiner Weise einen furchtbaren Angriff, indem er dem englischen Botschafter in Berlin Dokumente vorlegte, aus denen zum Erstaunen aller Welt und zur speziellen Entrüstung Englands hervorging, daß Frankreich schon seit Jahren die Erwerbung von Luxemburg und Belgien betrieben und zu diesem Behufe um die Mitwirkung Preußens gebuhlt habe, selbstverständlich erfolglos. Ebenso selbstverständlich leugneten die Pariser Minister nnd Benedetti, worauf Bismarck den Nachweis führte, daß der Vertrag von Benedettis eigener Hand auf Papier der französischen Gesandtschaft niedergeschrieben worden; zugleich versicherte der gewaltige Mann, daß Napoleon, falls diese Veröffentlichungen unterblieben wären, noch jetzt bereit gewesen sein würde, Preußen die Hand zum Frieden zu bieten, wenn es sich mit ihm verbunden hätte, das unbewaffnete Europa gemeinsam zu überfallen, um sich auf Kosten anderer Staaten zu vergrößern. Der Eindruck auf Europa war ein außerordentlicher: seither blieb der Raubstaat Frankreich isoliert. Der erste Sieg, ein diplomatischer, war ein deutscher Sieg.

Bereits am 26. Juli konnten der Kronprinz von Preußen, der Prinz Friedrich Karl und General Steinmetz Berlin verlassen, um ihre Kommandos anzutreten. Wie den Vater am 15., so empfing jetzt den Sohn, den volkstümlichsten aller Prinzen, auf jeder Station der Jubel des Volkes. Er reiste nach München, um sich zur Übernahme des Kommandos über die bayerischen Truppen dort persönlich bei dem Könige von Bayern zu melden. Dieser war dem Kronprinzen bis Rhörmoos entgegengefahren. Der Empfang der beiden so Edlen und Würdigen in München spottete aller Beschreibung; bei der Festvorstellung im Theater wollte der Beifall gar kein Ende nehmen. Der gleiche enthusiastische Empfang in Stuttgart, in Karlsruhe, überall.

In denselben Tagen, am 28. Juli, ging Napoleon endlich ebenfalls zur Armee ab. Vor seiner Abreise gab er in St. Cloud ein glänzendes Fest; alles demokratisch: man setzte sich nach Belieben; die Militärmusik spielte, alles berauschend, die Marseillaise. Der Kaiser lächelte, die Kaiserin hatte Worte für jeden, Lulu holte seine Feldausrüstung herbei und zeigte sie den begeisterten Offizieren. Dann reiste Napoleon mit seinem Prinzen mit der Gürtelbahn still, fast ängstlich von Paris ab — — um es nie wieder zu sehen. In Metz

angekommen erließ er folgende Proklamation an die Armee: „Soldaten! Ich stelle mich an Eure Spitze, um die Ehre des vaterländischen Bodens zu verteidigen. Ihr werdet nunmehr gegen eine



Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

der besten Armeen Europas kämpfen, allein auch andere Armeen, welche ebenso tüchtig waren als sie, konnten Eurer Tapferkeit nicht widerstehen. Gleiches wird heute der Fall sein. Der Krieg wird

lang und mühevoll sein, aber nichts übertrifft die zähe Tapferkeit der Soldaten, welche in Afrika, der Krim, in Italien und Mexiko kämpften. Welchen Weg immer wir außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes einschlagen, wir finden stets die ruhmreichen Spuren unserer Väter. (!) Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Ganz Frankreich begleitet Euch mit seinen glühendsten Wünschen, das Weltall hat seine Augen auf Euch gerichtet. Von unsern Erfolgen hängt das Schicksal der Freiheit und der Civilisation ab. Thue jeder seine Pflicht! Der Gott der Schlachten wird mit uns sein."

„Wir werden uns ihrer würdig zeigen" versicherte der Kaiser, und die Vortruppen seiner Armee erfüllten seine Erwartung, indem sie an demselben Tage die offene Stadt Saarbrücken mit Kartätschen beschossen. Aber dabei blieb es. Die erstaunte Welt mußte noch etliche Tage warten, bis die Franzosen — allen unbegreiflich — endlich zur Offensive überzugehen schienen. Es geschah wieder bei Saarbrücken, am 2. August. Drei französische Divisionen mit 4 Kavallerieregimentern und 6 Batterieen Artillerie unternahmen das Heldenstück, diese damals durch eine „Armee" von 1800 Mann Infanterie, 3 Schwadronen Ulanen und 4 Feldgeschützen verteidigte Stadt mutvoll anzugreifen. Dem erhaltenen Befehle gemäß räumten die Preußen unter lebhaftem Feuergefecht langsam und in guter Ordnung die Stadt; ihr Verlust betrug 2 Offiziere und 70 Mann an Toten und Verwundeten, jener der Franzosen 6 Tote und 67 Verwundete. Kaiser Napoleon hatte sich mit seinem 14jährigen Sohne, der die Feuertaufe in einem selbst für Korsen frühzeitigen Alter erhalten und sich an Blut gewöhnen sollte, die „Schlacht" angesehen, nahm einen lächerlich schwülstigen Siegesbericht Frossards entgegen und schrieb der überglücklichen Mutter wörtlich folgendes: „Louis hat die Feuertaufe erhalten. Er war bewundernswert in seinem kalten Blute und nicht im mindesten aufgeregt. Eine Division des Generals Frossard hat die Höhen genommen, welche Saarbrücken beherrschen. Wir waren in der ersten Linie, aber die Flinten- und Kanonenkugeln fielen vor uns nieder. Louis hat sich eine Kugel aufgehoben, die bei ihm niederfiel. Die Soldaten vergossen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen. Wir haben nur einen Offizier und 10 Soldaten tot." Die französischen Zeitungen hielten sich verpflichtet, wenn selbst Frossard und der Kaiser derart sprachen, endlose Siegesberichte ihren

bereits mehr als heißhungrig gewordenen Lesern aufzutischen. Paris war eitel Jubel und Wonne: jetzt war man sicher, den Napoleonstag (15. August) wenn nicht schon in Berlin, so doch wenigstens in Köln oder in Breslau und Königsberg zu feiern. Und da die amtlichen deutschen Berichte der Bedeutung der Sache entsprechende kurze Nachrichten brachten, so wurden diese von wenigen gesehen und gewürdigt, so daß alle Welt, die Preußen — Deutschland unfreundlich



Napoleon III.

gesinnt war, nur von dem großen Franzosensiege bei Saarbrücken sprach und in unglaublicher Weise von den unabsehbaren Folgen dieser Entscheidungsschlacht faselte. Als aber Frossard am 3. August selbst in die „eroberte" Stadt kam und den Bürgermeister über die Stärke der abgezogenen Preußen befrug, legte sich ob der Antwort sein Gesicht in ernste Falten; er blickte einige Sekunden lang schweigend zur Erde, dann sagte er: „Wir waren sehr schlecht berichtet, ich selbst habe eine große Truppenmasse hier vermutet. Ich muß gestehen, daß diese Preußen ausgezeichnete Soldaten sind."

Mittlerweile aber hatte Deutschland seine Rüstung und seinen Aufmarsch vollendet. Am 15. Juli nachts erging aus Berlin der Befehl zur Mobilmachung; das Räderwerk der ungeheuren Maschine setzte sich in Bewegung, die stets bereitliegenden Einberufungsordres wurden expediert: vierundzwanzig Stunden hatte der Mann Zeit sein Haus zu bestellen, dann eilte er zu seinem Truppenteil, um dort eingekleidet zu werden; genau war alles im bereitliegenden Plan vorgesehen: wenn in diesem Plan die Stunde kam, bestiegen die Truppen den Bahnzug, wo die Rast vorgeschrieben war, fanden sie den Tisch gedeckt, — nur ein einziger Unglücksfall war zu beklagen bei der ungeheuren Völkerwanderung, die über eine halbe Million Streiter an den Rhein warf. In zehn Tagen war das Werk vollbracht, das norddeutsche Bundesheer aus dem so niedern Friedensstande auf den Kriegsfuß von 900 000 Mann gebracht. Mit den Norddeutschen wetteiferten in rühmlichster Weise die Süddeutschen. Hinter den bereitstehenden wuchsen neue Heere aus dem Boden: jedes Infanterieregiment ließ ein Ersatzbataillon, jedes Kavallerieregiment eine Ersatzschwadron zurück und entsprechend die übrigen Truppengattungen. Hinter der Linie stand als eine Reserve, der an Zahl, Kriegstüchtigkeit, patriotischer Energie keine andre gleichkam: die Landwehr, Kerntruppen von unzerbrechlicher Kraft. Und während so der Staat seine organisierten Kräfte in Bewegung setzte, gliederte sich, angelehnt an die amtlichen Autoritäten, die freiwillige Thätigkeit der bürgerlichen Bevölkerung bis herab zu den Schulkindern des letzten Dorfes. Dem Herzog der Deutschen, Wilhelm von Preußen, standen somit die dreizehn Armeekorps des norddeutschen Bundes, die zwei bayerischen Armeekorps, die badische, hessische und württembergische Division zur Verfügung. Sie waren in drei Armeen gegliedert. Den Oberbefehl hatte der greise König selbst und nicht bloß dem Namen nach, an Kenntnis des Geschäftes und des Dienstes bis ins kleinste Detail unvergleichlich, an Arbeitsamkeit, einfacher soldatischer Sitte, Fähigkeit Anstrengungen zu ertragen, Offizieren und Gemeinen ein Muster. Sein Generalstabschef war Moltke, der seinerseits nicht auf den 19. Juli 1870 gewartet hatte, um einen Plan zu entwerfen, wie man sich im Falle eines französischen Angriffes zu verhalten habe; als nächstes Ziel bezeichnete er einfach: „die Hauptmacht des Gegners aufzusuchen und wo man sie findet anzugreifen.“ Die I. Armee,

welche den rechten Flügel bilden sollte, sammelte sich unter dem alten Steinmetz 85 000 Mann stark über Koblenz; die II. Armee (ca. 220 000 Mann) über Mainz und Bingen vordringend, stand unter den Befehlen des Prinzen Friedrich Karl; den linken Flügel, der sich über Mannheim und Maxau zusammenzog, bildete die III. Armee (nicht viel unter 200 000 Mann), die Armee des Kronprinzen, dessen Generalstabschef General Blumenthal war: Niederschlesier und Posener, Kurhessen, Nassauer, Thüringer, die Bayern, Württemberger, Badenser. Den 3. August nahm man als den Tag an, an welchem diese Gesamtmacht der drei Armeen vollkommen operationsbereit sein würde. Es blieben zurück: 190 000 Mann, dazu kamen 160 000 Mann Landwehren und 226 000 Ersatztruppen, — eine ausreichende Reserve gegen Frankreich und vollkommen genügend, einem Landungsversuche im Norden zu begegnen, sowie einen etwaigen Angriff von österreichischer Seite abzuwehren. Für die Verteidigung der Küsten gegen etwaige Angriffe seitens der gewaltigen französischen Flotte hatte Vogel von Falckenstein zu sorgen.

Am 31. Juli wollte der König zur Armee abreisen. Aber es galt, vorher noch eine Pflicht der Höflichkeit inmitten aller drängenden Arbeit zu erfüllen. Der Papst Pius IX. hatte ihm geschrieben: „Majestät! Unter den ernsten Umständen, worin wir uns befinden, wird es Ihnen vielleicht ungewöhnlich erscheinen, von mir einen Brief zu empfangen, aber als Stellvertreter des Gottes des Friedens auf Erden glaube ich nicht weniger thun zu können, als Ihnen meine Vermittelung anzubieten. Mein Wunsch ist, die Kriegsvorbereitungen verschwinden zu sehen und die Übel, welche die unvermeidliche Folge davon sind, zu verhindern. Meine Vermittelung ist die eines Souveräns, der in seiner Eigenschaft als Regent wegen der Kleinheit seines Gebietes keine Eifersucht einflößen kann, der aber gleichwohl durch den moralischen und religiösen Einfluß, den er personifiziert, Vertrauen einflößen wird. Möge Gott meine Wünsche erhören und auch die, welche ich für Ew. Majestät hege, mit welcher ich wünsche durch die Bande derselben Christenliebe vereinigt zu sein. Nachschrift: Ich habe gleichfalls an Se. Majestät den Kaiser der Franzosen geschrieben.“ König Wilhelm antwortete am 30. Juli: „Sehr erhabener Papst! Ich war nicht erstaunt, sondern tief bewegt, als Ich die von Ihrer Hand aufgezeichneten rührenden Worte las, um Mich

die Stimme des Gottes des Friedens hören zu lassen. Wie könnte Mein Herz einen so mächtigen Ruf nicht hören! Gott ist Mein Zeuge, daß weder Ich noch Mein Volk den Krieg gewünscht oder hervorgerufen haben. Indem Wir den geheiligten Pflichten, welche Gott den Souveränen und den Nationen auflegt, gehorchen, ergreifen Wir das Schwert, um die Unabhängigkeit und die Ehre des Vaterlandes zu verteidigen, und Wir werden immer bereit sein, es niederzulegen, sobald diese Güter bewahrt sein können. Wenn Ew. Heiligkeit Mir von seiten dessen, welcher den Krieg so unvermutet erklärt hat, die Versicherung aufrichtig friedlicher Gesinnungen und Bürgschaften gegen die Rückkehr eines ähnlichen Angriffes auf den Frieden und die Ruhe Europas geben könnten, so würde Ich sicher Mich nicht weigern, sie aus den verehrungswürdigen Händen Ew. Heiligkeit zu empfangen, mit der Ich durch die Bande der christlichen Liebe und einer aufrichtigen Freundschaft verbunden bin."

Am Abend des 31. Juli verließ der König Berlin, um den Oberbefehl zu übernehmen. Seine Abreise gab der Bevölkerung Gelegenheit, ihm in rührendster Weise ihre Verehrung zu bezeugen. Der greise Monarch fuhr an der Seite seiner Gemahlin in einem offenen Wagen zum Bahnhofe, und längs des ganzen Weges hatte sich eine dichtgedrängte, von warmer Vaterlandsliebe durchglühte Menschenmasse eingefunden, die das königliche Paar mit lauten Zurufen begrüßte. Tief bewegt durch diesen Anblick, konnte die Königin ihre Thränen nicht zurückhalten und auch um Wilhelms Mund zuckte es verräterisch, als er sich erregt seinen weißen Schnurrbart strich. Am Bahnhof erwarteten ihn Bismarck, Moltke, Roon, Podbielski und die zum großen Generalstabe gehörenden Offiziere. Es war ein ergreifender Augenblick, als der König unter dem ehrfurchtsvollen Schweigen der ungeheuren Menschenmenge seine Gemahlin umarmte. Die Königin war zu bewegt, um ihr Schluchzen unterdrücken zu können, und auch über des Königs Wangen rollten Thränen herab, als unter des Volkes brausenden Zurufen, die den Donner des ausbrechenden Gewitters übertönten, der Zug sich langsam in Bewegung setzte. Der König hatte, ehe er ins Feld zog, einen Gnadenakt ausgeübt, den er in Worten verkündete, die eines an der Spitze seines Volkes kämpfenden Herrschers würdig waren. In den „An Mein Volk" gerichteten Abschiedsworten heißt es: „Indem Ich heute zur

Armee gehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und für Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich, im Hinblick auf die einmütige Erhebung Meines Volkes, eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen erteilen. Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war. Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unsern Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes." Die Eisenbahnen waren durch die Beförderung der Truppen und des Kriegsmaterials so stark in Anspruch genommen, daß des Königs Reise von Berlin bis Mainz, wo sein Hauptquartier, das während des Krieges gemeinhin als das „Große" oder „das Königliche Hauptquartier" bezeichnet wurde, mehrere Tage verblieb, ziemlich langsam von statten ging. Bei seiner Ankunft in Mainz erließ der König folgenden Armeebefehl (2. August): „Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein!" Wenn König Wilhelm verkündete, daß er den Oberbefehl über seine Armeen übernehme, so waren dies nicht leere Worte. Er war nicht nur dem Namen nach, sondern thatsächlich ihr Oberhaupt und beteiligte sich an den Entwürfen zu den strategischen Plänen, welche Moltke ausarbeitete. Auch wurde nichts Wichtiges unternommen, ohne daß er davon in Kenntnis gesetzt worden und es gebilligt hätte, und seine Persönlichkeit machte sich nicht nur in jeder Abteilung des Großen Generalstabes, der sich in seiner nächsten Nähe befand, sondern durchgängig beim ganzen im Felde stehenden Heere fühlbar. Alle diejenigen, welche einen tieferen Einblick in die Führung des deutsch-französischen Krieges gewannen, überzeugten sich, wie wenig dieser König ein bloßer Titulatur-Oberbefehlshaber war. Von allen Ausländern hatte niemand bessere Gelegenheit, König Wilhelms Überblick und Einfluß beurteilen zu können, als William Howard Russell, der ihm folgendes Zeugnis ausstellt: „Soweit ich urteilen kann, hat es nie einen

Höchstkommandierenden gegeben, der thatsächlich mehr den Oberbefehl geführt hätte, als dieser betagte König. Die Geschichte wird ihm ohne Zweifel Gerechtigkeit widerfahren lassen. Für den Augenblick wird sein Ruhm von Moltkes und Bismarcks Ruhm verschlungen oder wenigstens verdunkelt; allein der König übt auf die militärischen Operationen, die er aufs eingehendste überwacht, einen höchst wirksamen Einfluß aus und in der Armeeverwaltung und der Verwendung des Armeepersonals trifft er ganz und gar die entscheidenden Bestimmungen. Er war es, der dies ungeheure Heer geschaffen; er weiß es auch zu gebrauchen. Sein Auge ist so scharf, als ob er zwanzig und nicht dreiundsiebzig Jahre alt wäre, und er versteht den Soldaten vom Stiefelabsatz bis zur Helmspitze." (Forbes.)

Mit des Königs Kommando-Übernahme war die Rüstung und der Aufmarsch der Wacht am Rhein vollendet, welche nun 462 000 Mann Infanterie, 56 800 Mann Kavallerie und 1584 Geschütze umfaßte. Von dem Gelingen des Überfalls seitens Frankreichs konnte jetzt keine Rede mehr sein. Die Rollen wurden getauscht: Deutschland ergriff die Offensive.

Der Gedanke, von dem sich Napoleon hatte leiten lassen, war: möglichst schnell eine beträchtliche Truppenmasse nach Süddeutschland zu werfen, dieses zum Abfall von Preußen zu bringen, Österreich und Italien zu ermutigen, und etwa nach dem Muster des ersten Napoleon vom Jahre 1806 vorzugehen. Die natürlichen Mittelpunkte für die Ansammlung seiner Truppen waren bei der Anlage der Eisenbahnen Metz und Straßburg; dort gedachte der Kaiser als „Rheinarmee" 150 000, hier 100 000 Mann zu vereinigen und dann beide Massen bei Maxau über den Rhein zu führen; im Lager von Chalons sollte überdies eine Reserve von 50 000 Mann bereit stehen und die Flotte eine Landungsarmee von 30 000 Mann an die norddeutsche Küste werfen, wo die Dänen als willkommene Verbündete sicher erwartet wurden. Alle diese Pläne scheiterten zunächst an der mangelhaften Ausrüstung der Armee. Denn es kam nach und nach an das Licht, unter welch beispielloser Korruption das Kaiserreich und seine Armee bis in die höchsten und allerhöchsten Kreise hinauf gestanden. Die großartigen Vorräte für Heer und Flotte waren in dem mexikanischen Unternehmen unglaublich gelichtet worden, um nicht durch entsprechende Geldforderungen die Popularität dieses



Roon — Bismarck — Moltke

im Jahre 1870.

kaiserlichen Gedankens eines romanischen Kaisertums in Mittelamerika zu gefährden. Die reichen Mittel, welche dann Frankreich für die Reorganisation der Armee zur Verfügung gestellt hatte, wurden oft nicht zu diesem, sondern häufig zu ganz anderen Zwecken verwendet. Wenn der Kaiser selbst der Kriegskasse mehrere Millionen für Privatbedürfnisse entnahm, aber auf die Rückzahlung vergaß, so fand dieses Beispiel sehr eifrige und gründliche Nachahmung. Kein Zweifel: wie Napoleon mit seiner Kriegserklärung sein Volk und alle Welt belogen hatte, so hatten ihn seine Minister, Generäle und Offiziere belogen und betrogen. Eine Lüge folgte aus der anderen, bis sich das ganze Kaiserreich als eine einzige ungeheure Lüge entpuppte. Die Pläne scheiterten aber auch an dem entsetzlichen Wirrwarr (mit eine Folge der allgemeinen Verlogenheit), in dem die Truppen an die Grenze kamen. Denn da alles bis zum 15. Juli so schön gelungen, wollte man die Regimenter sofort an die Grenze werfen, um ja nicht durch eine systematische Mobilisierung, welche im günstigsten Falle mehrere Tage beanspruchte, den sofortigen Überfall des Nachbars zu verzögern, zu gefährden. Nun machten aber die einzelnen Regimenter, die zu einem Korps vereinigt werden sollten, in Ermangelung eines festen Planes weite Irrfahrten auf der Bahn, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten; hier endlich angekommen standen sie noch auf Friedensfuß und erwarteten ihre Reserven, ihre Trains, ihre Vorräte an den notwendigsten Lebensmitteln, Munition 2c. tagelang vergebens, so daß sie, obgleich der Grenze so nahe, dennoch gänzlich außer stande waren vorzurücken.

Klein hat in seiner Fröschweiler Chronik auch die bei der Armee Mac Mahons im Elsaß vom 19. bis 29. Juli herrschenden Zustände anschaulich geschildert. „Die Dorfbewohner hatten die ersten ankommenden Soldaten begeistert begrüßt, beköstigt, getränkt. In wenigen Tagen war aber die Zahl der Franzosen hier bereits auf 6000 gestiegen. Da meinten wir denn, Kaiser und Reich, für welche unsere Söhne und Brüder in den Tod gingen, hätten auch die Pflicht und Schuldigkeit, dieselben zu ernähren und glaubten in stupider Einfalt, hinter jedem anrückenden Regiment müßten auch allerhand Proviantwagen hereinfahren mit Brot, Fleisch, Wein, Kaffee, Tabak u. dgl. Und die guten Michele (so nennt man im Elsaß die Soldaten der Infanterie) glaubten das auch, blieben den ersten Tag bei

fröhlichem Humor, schliefen des Nachts gemütlich unter ihren Zelten: kommt Zeit, kommt Rat. Und der Morgen kam, und die kleinen Kaminchen waren schon allenthalben im Lager ausgestochen, und die blechernen Kochtöpfe standen bereit, die erwarteten Suppenvorräte zu verarbeiten; aber es kamen keine Proviantwagen, und Feueranzünden und Abkochen blieben für diesmal erspart. Soit! Einmal ist keinmal ... Der Soldat ist heiterer Laune, zündet ein Pfeifchen an, schnürt den Leibgürtel um ein Knopfloch enger, singt ein Liedlein und giebt sich zufrieden. Allein dieser harmlose Selbstbetrug sättigt doch nicht auf die Dauer. Es wurde Mittag, Nachmittag, Abend — den armen Jungen rappelte es im Magen. Was jetzt? — Jetzt strömten Offiziere und Mannschaften scharenweise ins Dorf herein, drangen in die Häuser — anständig, verlegen, das Geld in der Hand — ‚Pardon Monsieur, pardon Madame, könnten wir nicht Brot, Speck, Eier, Gemüse kaufen?‘ ‚Kaufen?‘ war damals noch die allgemeine Antwort —, ‚nicht kaufen; da nehmt den Laib Brot und das Stückchen Fleisch und die paar Zwiebeln und geht in Gottes Namen.‘ — ‚Merci Monsieur, merci Madame.‘ Aber noch waren die nicht zum Hofthor draußen, da kamen schon wieder andere: ‚Excusez Monsieur, excusez Madame, wir haben heute noch nichts gegessen, ... die Lebensmittel sind nicht angekommen, ... könnten wir hier nicht Brot, Kartoffeln, Wein, Äpfelwein oder sonst etwas kaufen?‘ Ja, ja, was wird das geben! — Aber was machen? Da standen die hungrigen Gesellen, bittend, flehend, ‚pour l'amour de Dieu!‘ Man mußte sich erbarmen, und wiederum hieß es: ‚nicht kaufen! Da habt ihr Brot, Kartoffeln, Milch‘ oder was sonst noch vorhanden. Und auch diese waren nicht abgefertigt, da drängten sich schon wieder andere heran, und so gings im ganzen Dorfe in allen Häusern bis in die tiefe Nacht. Großer Gott, wenn man zurückdenkt, dieses Getöse, dieses Durcheinanderwogen, dieses Suchen, Betteln nach Lebensmitteln! Und wie auch die Einwohner wetteiferten in selbstverleugnender Liebe und an jenem Abend in manchem Hause weniger gegessen wurde, damit die armen Tröpfe auch noch ein Bröcklein kriegten, was war das unter so viele? Wie mancher ist nach langem vergeblichen Suchen hungrig unter sein Zelt gekrochen, ohne vive la France! zu rufen, und was mußte erst werden, wenn am andern Morgen, in den folgenden Tagen diese Not keine Abhilfe

finden sollte? Und der Morgen kam, und die Sonne stand am hohen Himmel, und 6000 Menschen lagerten, lungerten, marodierten da herum und sollten ihr Blut vergießen, und der Hunger glitzerte zu ihren Augen heraus ... und dabei war in diesem fürchterlichen Wirrwarr kein Mensch, der Bescheid gewußt, kein Befehl, der Ordnung geboten, keine Maßregel, die Aushilfe verschafft hätte. Alles rannte in wilder Auflösung durcheinander, Wut und Entrüstung flammten auf allen Lippen. ‚Wo ist denn der Proviant? und wenn keiner da ist, warum ist kein General auf dem Plan, der solchen mit Gewalt erzwingen kann? Wir sind verraten; man will uns hier darauf gehen lassen! Wir gehen zum Feinde über!‘ — O Schmach und Schande! — — Dort oben vor der Kirche stand der Sous-Intendant militaire, umringt, belagert, von allen Seiten geängstet; sie heischten Fütterung, sie flehten, brüllten! ... Dort stand er, weinend wie ein Kind, die Hände überm Kopf zusammenschlagend: ‚Ich habe ja nichts; ich kann nichts geben! Man hat mich im Stich gelassen, die Einwohner müssen helfen, sollen um Gotteswillen helfen!‘ Wer konnte solchem Notgeschrei widerstehen? Es wurde sofort bekannt gemacht, jede Haushaltung solle auf der Stelle einen Ofen voll Brot backen, allerlei Nahrungsvorräte sammeln und dem Vaterland zum Opfer bringen.“

Und welchen Eindruck machte die ganze Erscheinung dieser Soldateska? „Diese Leute haben auch nicht die ersten Stufen sozialer Bildung durchschreiten dürfen; die haben keine Ahnung davon, daß der Soldat keine Maschine sein darf, die instinkt- oder gewaltmäßig in Bewegung gesetzt wird; daß der Soldat einen gewissen Gedankenhorizont haben muß: ‚ich bin ein lebendiges Glied am Leibe meines Volkes; auf mein Betragen, meine Mitwirkung kommt unendlich viel an,‘ ... die sind bloße Nummern, wie sie selbst sagen, rohes Kanonenfutter pour la Gloire de la France. Und Hand in Hand mit der grenzenlosesten Unwissenheit ging dann auch die moralische Verwahrlosung der Truppen. Dieses schlampige, verlotterte Wesen! Die Leute hatten gar keine militärische Haltung, kein Soldaten-Ehrgefühl; da lungerten sie herum wie müßige, heimatlose Bettler; und diese abscheuliche Trunkenbolderei, diese wütende Karten- und Würfelspielsucht! Dieses ewige Abbrüllen von allerlei Schund- und Schandliedern! Dieses wüste Fluchen, unflätige Zotenreißen! ... Der

Schaden lag noch tiefer. Wo der Soldat ein ungebildeter, sittlich verdorbener Mensch ist, da kann von Mannszucht keine Rede mehr sein. Die Bande der Ordnung und der Zucht waren zerrissen. Jeder that, was ihm recht deuchte. Der gemeine Mann kam und ging, wie es ihm beliebte; entfernte sich von seinem Truppenteil, aus dem Lager und kehrte wieder, wenn er es für gut fand; that seine Schuldigkeit oder that sie nicht, ganz nach persönlichem Ermessen. Begegnete ihm der Korporal, — nicht die geringste Achtung; kam ein Befehl, — er hatte keine Ohren. Derselbe Befehl: Er lachte! Eine Drohung: Er zuckte die Achseln! Eine Strafe? Allons donc! Und der Korporal ging seines Weges, und die Donnerwetter folgten ihm nach, und die pieds de nez spielten hinter seinem Rücken, — er mußte hören und merken und bekam doch kein Magengrimmen und verhängte auch keine Züchtigung, er wollte nicht, er konnte nicht, — ‚que voulez vous? c'est la guerre‘. Dort kommt sein Vorgesetzter, und der Korporal macht's ihm gerade so! Und der Sergeant hebt sich von dannen und verschluckt seinen Ingrimm und thut auch keine Klage gegen den pietätslosen Rebellen: denn er weiß wohl, und dieses behagliche Selbstgefühl ist die süßeste Genugthuung für seine mißhandelte Würde: ‚Heute abend, morgen früh mach ich's meinem Leutnant gerade so, — o, er wird sich's gefallen lassen! Was wollt ihr? Krieg ist Krieg!‘ Unglaublich, nicht wahr? und doch historisch; und wie der Sergeant dem Leutnant, so macht's der Leutnant dem Kapitän und einer dem andern bis zu den höchsten Spitzen in schrankenloser Willkür, — ach, sie wissen es nicht einmal mehr, in gegenseitiger tiefster Verachtung. Wie oft ist es vorgekommen, daß die Soldaten den Gehorsam unbedingt verweigerten, ihre Vorgesetzten beschimpften, — ja bedrohten. Und was geschah? — 's ist Krieg, hieß es, man kann nicht strafen. In Rothbach ging die Zucht- und Schrankenlosigkeit so weit, daß der Hauptmann von seiner Kompagnie nicht allein mit Verwünschungen überhäuft, sondern auch vor Faustschlägen nur durch die Dazwischenkunft des Ortspfarrers bewahrt wurde . . . In Fröschweiler geschah es, daß unser guter Kapitän (im Gedränge) aus Versehen einem gemeinen Soldaten auf den Fuß trat. ‚Wer heißt Sie mir auf den Fuß treten? ich lasse mir nicht auf den Fuß treten!‘ grob, frech, widerlich herausfordernd. Der Hauptmann schwieg und verbiß seinen Zorn, und als ich ihm sagte:

und diesen Menschen lassen Sie nicht sofort einsperren? ‚Mein Herr, — ich kann's nicht thun, morgen würde er mir eine Kugel durch den Kopf jagen.'" — —

Napoleon fand noch am 29. Juli um Metz kaum 130 000 Mann, um Straßburg kaum 50 000 Mann versammelt, und selbst diesen fehlte es an Pferden, an Verpflegungskolonnen, an Ärzten und Verwaltungsbeamten; ein Mal über das andre telegraphierten die Korpsintendanten an das Ministerium, ihnen Feldbacköfen und Wägeinstrumente, Zwieback und Hafer, Zucker und Heu, Krankenwagen oder Lagerzelte zu schicken; kein einziges Korps war in voller Stärke, kein einziges in wirklich feldtüchtigem Zustande. Mit der Flotte sah es ähnlich aus; nur acht Schiffe fuhren am 24. Juli von Cherbourg aus; die Kaiserin selbst begleitete sie eine Strecke weit in See; aber keine Landungsarmee war an Bord und die Ausrüstung so mangelhaft, daß an größere Unternehmungen gar nicht gedacht werden konnte. Nicht besser stand es mit dem zweiten etwa gleich starken Geschwader, das vierzehn Tage später auslief. Die Dänen waren sehr enttäuscht, sehr traurig und sehr stille. Von den acht Korps der Landarmee war das II. (Frossard), das aus dem Lager von Chalons kam, noch am besten zur Aufnahme der Feindseligkeiten gerüstet; es traf am 18. Juli in St. Avold ein und schob sich in den nächsten Tagen gegen Saarbrücken hin auf Forbach vor. Dann sammelte sich das III. Korps (Bazaine) in und um St. Avold, das V. (Failly) rechts davon bei Saargemünd, das IV. (Ladmirault) auf dem äußersten linken Flügel gegenüber Saarlouis. Napoleon stellte alle vier Korps, etwas über 100 000 Mann, unter Bazaines Befehl und verlangte, daß er am 31. Juli gegen Saarbrücken vorgehen solle; aber der Marschall sowohl wie die anderen Korpsführer erklärten, das sei bei der mangelhaften Ausrüstung unmöglich. Als der Kaiser drängte, so unternahm Frossard am 2. August den verlangten Vorstoß, wagte aber nicht über Saarbrücken hinaus zu marschieren. Bald wurde diese Stadt wieder geräumt, die Franzosen zogen sich in ihr Lager zurück. Der größte Lügner des Jahrhunderts, von all den Seinen ebenfalls belogen und betrogen, ließ das Haupt sinken und verzichtete auf die Offensive. Dagegen solle der Marschall Mac Mahon mit seinem Korps von Straßburg gegen Norden auf Weißenburg marschieren, um sich dem Korps Faillys zu nähern und dadurch die

Defensiv=Stellung der Gesamt=Armee zu verstärken. Mac Mahon beging aber den großen Fehler, Weißenburg nicht stark genug zu besetzen. Diesen Umstand benutzte die deutsche Heeresleitung aus taktischen und politischen Gründen zu sofortigem Vorgehen gegen Weißenburg. Aus taktischen: um Mac Mahons Vereinigung mit der Hauptarmee zu verhindern, wodurch beide schwach genug blieben, um einzeln geschlagen zu werden; aus politischen Gründen: weil ein Sieg bei Weißenburg sicher war und weil es klug war, den ersten Sieg der III. Armee, also den vereinigten, von den Preußen unterstützten Süddeutschen zukommen zu lassen. Der Wetteifer dieser verschiedenen Volksstämme mit den Preußen ließ 1866 gewiß ganz und gar vergessen, und das sich in eine Sache sammelnde Blut der Süd- und Norddeutschen Brüder gab sicher den besten Kitt für die neue Einheit und Einigkeit.

Am 30. Juli hatte der Kronprinz folgende Proklamation erlassen: „Soldaten der III. Armee. Von Sr. Majestät dem Könige von Preußen zum Oberbefehlshaber der III. Armee ernannt, entbiete ich den von heute ab unter meinem Befehl vereinigten königl. preußischen, königl. bayerischen, königl. württembergischen und großherzoglich badischen Truppen meinen Gruß. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Sitze der aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinsame nationale Sache, für deutsches Recht und deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir gehen einem großen und schweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtsein unseres guten Rechtes und im Vertrauen auf Eure Tapferkeit, Ausdauer und Manneszucht, ist uns der siegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn aushalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes Hilfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinigten Deutschlands Ruhm und Frieden." Das war der „künftige Deutsche Kaiser" (so hatte man ihm eben noch in Karlsruhe zugerufen) „wie er leibte und lebte, und wie er im Buch stand". Die Truppen, die Pfälzer alle, begrüßten ihn überall mit beispiellosem Jubel. Am 3. August war sein Hauptquartier in Landau; die Stadt selbst wie ihre nächste und nähere Umgebung starrte von deutschen Truppen aller Art; nachmittags sammelten sich die Generäle im Hofe des „Pfälzer Hofes", wo der Kronprinz abgestiegen war, zur letzten Beratung. In den frühesten Morgenstun-

den des nächsten Tages geschah der Aufbruch gegen Süden, gegen Weißenburg. Diese Stadt ist die beste Eingangspforte ins Elsaß, denn weiter links nach dem Rheine zu war das Land sehr waldig und sumpfig und ohne große Straßen, rechts hingegen verhindert die Bergkette der Vogesen die Entfaltung größerer Truppenmassen. Zur Verteidigung dieses wichtigen Punktes hatte Mac Mahon nur die Division Douay (zwei Linienregimenter, je ein Zuaven-, Turkos-Chasseursbataillon nebst drei Batterieen Artillerie, einer Batterie Mitrailleusen und einiger Kavallerie) entsendet. General Douay hatte am Gaisberg, auf dessen Kuppe oben ein Schloß mit einem Meierhofe liegt, sein Lager aufgeschlagen. Der Gaisberg beherrscht die ganze Gegend und namentlich die nördlich vorgelegene Stadt. Der General war eben im Begriff, an und auf dem Berge Batterieen zu errichten und Schanzen aufzuwerfen, als die Spitze der III. Armee sichtbar wurde.

Direkt auf Weißenburg marschierte der greise Hartmann mit seinem 2. bayerischen Korps; die Avantgarde-Division führt Bothmer. Auf Altenstadt marschiert Kirchbach mit dem 5. preußischen Korps; dieses und das 11. unter Bose sollen durch den Bienwald die Lauter überschreiten. Lauterburg soll durch die Badenser und Württemberger unter Werder besetzt werden. Als Reserve folgt von der Tann mit dem 1. bayerischen Korps und die 4. preußische Kavalleriedivision unter Prinz Albrecht, dem jüngsten Bruder des Königs. Bothmers Avantgarde erblickt Weißenburg zuerst; die Besatzung der Stadt bilden das 74. Linienregiment und Turkos. Auf der Höhe von Schweigen hält der Kronprinz. Der Feind grüßt aus der Stadt mit Kanonenschüssen. Eine Salve des Chassepotgewehres gilt den drei vordersten Bataillonen Bothmers. Die bayerischen Chevauxlegers jagen heran, hinter ihnen die Batterieen. Die Granaten zischen durch den Regenschleier und prasseln auf die Häuser der Stadt; es brennt an zwei Stellen. Die Sturmglocke heult, aus den Umgebungen der Stadt flüchtet unter dem beginnenden Feuer alles in fieberhafter Angst durch die Felder. Vorwärts! Vorwärts! ruft der Hornist den Blauen zu; die Bayern jubeln, sie haben ja viel zu lange stillgestanden und wollen doch an die „Wilden“. Die Jägerbataillone avancieren im Geschwindschritt. Da tauchen sie empor aus dem Niederholz, die schwarzen, wilden Gesichter, im weißen

Turban, den roten Fez hintenüber auf dem häßlichen Kopfe; in buntem Farbenschimmer huschen die Tirailleure der afrikanischen Horden durch die Büsche, gelenkig und schnell, an drei, vier Orten zugleich. Am Bahnhofe haben sich die schwarzen Kerle eingenistet, das kleine Zollhaus am Eingange zur Festung ist gleichfalls von ihnen besetzt. Hinter diesen Schützenketten zieht heran, was Douay den Deutschen entgegenwirft. Zwei Batterieen südwestlich von Weißenburg beginnen ein wütendes Feuer gegen die Geschütze bei Schwei-



Bayern im Kampfe mit in den Hopfenfeldern versteckten Turkos.

gen; diese antworten. Da ruft das Signal „Halt!" Die Bayern stehen, dann avancieren sie wieder langsam im ruhigen Marsche. Der Kugelhagel umsaust diese eisernen Männer, vor deren regelmäßigen Tritten und fester Haltung die feindlichen Schützenketten sich zurückziehen. Wieder ein Halt. Dann fordert das Signal den Angriff. Wie ein ungeheurer Fächer breiten sich die bisher geschlossenen Reihen auseinander. Mit lautem Hurra! werfen sich die Bayern auf den Feind. Dieser hat jede Hecke, jeden Busch, den Graben, die langen und breiten Holzstöße und die Pyramiden aus

Hopfenstangen zu Verteidigungsplätzen umgeschaffen. Erbittert, mit der Wut des Schakals, kämpfen diese wilden schwarzen Scharen und aus dem stark verbarrikadierten Weißenburg knattern die regelmäßigen Salven auf die Bayern. Zuweilen stürzt ein Troß jener Unholde gegen die Deutschen, ein wütender Kampf beginnt dann, und nur das heftige Feuer des wohlgedeckten Feindes nötigt die Bayern, wieder Halt zu machen. Hier steht das Gefecht; man hat einen solchen Widerstand kaum erwartet. Der Kronprinz giebt Befehl, das Gefecht in der Front hinzuhalten, bis ein Flankenangriff zu Hilfe kommen kann. Die Geschütze donnern unaufhörlich, die Lagen des Gewehrfeuers prasseln dazwischen, die Bayern Bothmers halten sich. Ihnen bringt Oberst von Bothmer, der Preuße, durch das 58. und 59. Infanterieregiment Unterstützung, indem er das Vorwerk Gutleuthof dem Feinde entreißt, um von Südosten Weißenburg zu fassen. Aber von den Höhen des Gaisberges herab sandten die französischen Geschütze einen Hagel von Geschossen gegen die Vordringenden. Kirchbach läßt Altenstadt durch die Königsgrenadiere und die 47er stürmen. Als die Turmuhr in Altenstadt auf ihrem durchschossenen Zifferblatt halb zwölf Uhr weist, ist der Ort in deutschem Besitze. Der Gaisberg speit Flammen und Tod. Neue Meldung: „Schwerer Stand der Division Bothmer." Also muß der Gaisberg genommen werden. Kirchbach formiert die Brigade zum Sturm auf die Höhen, drei Bataillone sendet er den Bayern zur Unterstützung.

Der Kronprinz war, von seinem Blumenthal begleitet, neben ihm der Herzog von Koburg und der Prinz Otto von Bayern, bereits zweimal die Höhen von Schweigen unter dem Feuer der Granaten, die von Süden her fielen, hinabgeritten, um durch seinen Zuruf die Bayern bei der harten Arbeit zu stärken. Von dem Außenposten am Landauer Thore kann man diese gefährlichen Ritte deutlich sehen, und die Tirailleure am Graben haben den Kronprinzen sehr bald bemerkt. Sie meldeten es den Kanonieren sofort und diese beeiferten sich, ihre Geschosse nach der angegebenen Richtung zu entsenden. Beim zweiten Ritte erhält der Kronprinz die Meldung, daß Bose die Teten des 11. Korps vorzuschieben beginne. Jetzt giebt der Kronprinz Befehl zum allgemeinen Vorgehen. Nun donnert es von allen Seiten. Kirchbachs Bataillone dringen von Süden und Osten gegen die Stadtmauer vor aufs Hagenauer Thor.

Die Barrikaden sind durch Granaten zerschmettert. Furchtbares Geheul und Wutgeschrei! Unter den gellenden Rufen Vive l'Empereur werfen sich die Franzosen den Einstürmenden entgegen. Schon sind die bayerischen Jäger auf der mit starkem Geländer versehenen Brücke am Landauer Thore, das durch einen starken Turm überwölbt und mit starken Thorpfeilern versehen ist. Weißenburgs Umwallung ist nur mittelmäßig stark, aber ein dreißig Schritt breiter Graben erschwert das Andringen; einige der Stürmenden werden hinabgestürzt, andre dringen in die Stadt, Turkos und Bayern im Handgemenge, Mann gegen Mann; die Schwarzen wehren sich Schritt vor Schritt. Gräßliche Töne gellen durch das Knattern des Gewehrfeuers, wenn der Fänger eines bayerischen Jägers in die Brust des Wüstensohnes dringt; mit Nägeln, mit Zähnen klammern sich die Kämpfer aneinander. Jetzt dringen die Preußen durch das Hagenauer Thor ein; in der Mitte der Straße stoßen endlich Bayern und Preußen durch den Knäuel der Feinde hindurch mit jubelndem Zuruf zusammen. Gegen zwei Uhr ist Weißenburg in den Händen der Deutschen. Wer von den Feinden nicht gefallen, giebt sich gefangen.

Douay hat vom Rande des Gaisberges die wütenden Kämpfe in und um Weißenburg deutlich wahrgenommen. Jetzt wird auch seine Lage gefahrvoll. Auf dem Wege nach Schleithal blitzt und blinkt es, lange Kolonnen entwickeln sich mit großer Schnelligkeit, Tirailleurlinien gehen vorwärts gegen Douays rechte Flanke; er ist hier und in der Front bedroht; unter dem Feuer seiner Artillerie läßt er den rechten Flügel zurückgehen. Unterdessen hat sich das Königsgrenadier-Regiment, ein Bataillon der 47er und das 5. Jägerbataillon zur Erstürmung des Gaisberges in Marsch gesetzt. Am Fuße des Berges liegen drei Vorwerke: Gaisberg, Gutleuthof und Schafbusch. Dieses besetzt Douay soeben, Gutleuthof war ihm bereits entrissen, in Gaisberg soll er soeben angegriffen werden. Der Gaisberg selbst ist mit natürlichen Terrassen versehen, durch welche sich die Wege nach der Höhe winden, die von dem festen Schlosse gekrönt wird. Die große Mauer, welche den an den massiven Bau stoßenden Garten umgiebt, ist ca. 25 Fuß hoch und setzt sich einmal etagenförmig ab. Auf der anderen Seite dehnt sich gegen die Stadt zu ein Hofraum aus, den verschiedene Häuser einschließen. Den Eingang zum Schlosse bildet ein hohes und tiefes Thor. Da

das Schloß der Stadt gegenüber liegt und die Höhen des Gaisberges mit Geschütz trefflich zu besetzen sind, bildet das Gebäude nebst Umgebung eine der besten Stellungen, die besonders dadurch leicht zu verteidigen ist, daß die im Schlosse eingenisteten Schützen ihre Feuer etagenförmig verteilen können. Die Franzosen hatten alles zur Abwehr hergerichtet. Die Wege nach dem Schlosse hinauf waren in der Eile verhauen und die Stämme gefällter Bäume hineingewälzt. Das Gehöft in der Flanke war ebenfalls zum Gefechte eingerichtet. Ein mörderisches Feuer empfängt den feindlichen Anmarsch aus den am Fuße der Anhöhe sich hinziehenden Hopfengärten und Weinbergen. Der Feind hat treffliche Stellungen, er sendet seine Kugeln mit größter Sicherheit der eigenen Personen, zahlreiche Tirailleurschwärme tauchen auf und dringen unter heftigem Feuer vor. Ihnen entgegen werfen sich die Jäger vom 5. Bataillon. Eine Lage der Zündnadelbüchsen fegt den Feind hinweg und die zweite räumt uuter den Fliehenden auf. Aber das feindliche Feuer erneut sich immer wieder und stärker. Die Chassepots speien einen Hagel von Kugeln aus, in welchem die Grenadiere Nr. 7 festen Schrittes geschlossen vordringen. Aber unter den dichtgeschlossenen Angriffs-Kolonnen räumen die feindlichen Geschosse furchtbar auf; es wird klar, daß die bis jetzt übliche Formation den Erfolg im Kampf mit Menschen-Hekatomben bezahlen muß. Aber rasch entschlossen und unter klugem Verständnis der neuen Lage gegenüber solchen Waffen, erfinden die Führer der Bataillone und Kompagnieen eine neue Angriffsart, indem sie das Terrain zu ihrem Schilde machen und zugleich die trefflich geschulten Truppen, welche alles vermögen, in zerstreuter Ordnung vorführen. Hier schwärmen Züge auseinander und eilen vor, um hinter dem Terrassenhang da vorne niederzukauern, dort wendet eine Kompagnie sich seitwärts, um in einzelnen Zügen den Graben zu gewinnen. Eine bewegliche Kette von kleinen Abteilungen zieht sich eng und enger um die französische Feuerlinie, schmiegt sich jeder Biegung an und drängt sich in jede Lücke hinein. Hier siegt der bessere Schütze über das bessere Gewehr. Die Königsgrenadiere dringen geraden Weges auf das Schloß zu. Da prasselt es von oben hernieder, zugleich erheben sich die französischen Schützen aus den Verhauen; an hundert Orten zugleich blitzt es auf. Vorwärts! rufen die Signale, vorwärts! mahnen die Offiziere. Der

Weg wird steiler, aus der Windung des Gehölzes stürzen die Bataillone des 74. französischen Linienregimentes, tapfere, entschlossene Gegner, die nicht glauben wollten, daß ein Feind in diese Stellung dringen könne. Mit Vive l'Empereur fallen sie auf die Grenadiere; Bajonettkampf, Stöße und Hiebe, wildes Rufen! Die Franzosen geben diesen Kampf auf. Mit Hurra! klimmen die Preußen aufwärts zum Schlosse. Da hüllt sich dieses plötzlich in eine Dampfwolke: ein Krater, aus welchem zahllose Blitze fahren; ein entsetzliches Feuer prasselt aus allen Fenstern, Luken und von den Mauern hernieder. Vorwärts! Vorwärts! Neues Handgemenge. Die Grenadiere schaffen sich aufs neue Raum zum Sturm. Schon können sie die Feinde auf den Mauern deutlich sehen. Doch diesem furchtbaren Schnellfeuer können die Tapfern nicht Stand halten; Major v. Kaisenberg versucht noch einmal vorzudringen, mit Hurra! folgen ihm die Treuen, ein Schuß streckt den Fahnenträger nieder, dessen Hand Kaisenberg die Fahne entnimmt; ein Schuß trifft den Fahnenstock, Kaisenberg hält das getroffene Banner und hoch es erhebend stürmt er voran. Da sinkt der Tapfere schwer getroffen nieder, mit ihm die Fahne. Das Bataillon geht feuernd zurück und sucht Deckung; neu anstürmende Bataillone der Königsgrenadiere dringen lautlos, in fester Formation den letzten Abhang des Berges herauf, das Gewehr im Arm. Douay wirft sich ihnen entgegen, die Mitrailleusen rasseln; aus dem Schlosse kracht eine neue Salve. Vergebens. Die Preußen steigen heran. Douay, bleich wie der Tod, ruft „C'est incroyable!" und eilt an eine unbenutzt stehende Mitrailleuse, richtet das Geschütz, er will selbst die Kurbel drehen, — ein Granatstück schmettert ihn zu Boden. Die Preußen sind dicht am Schlosse. Unter tosendem Rufen werfen sich die Franzosen ihnen nochmals entgegen. Umsonst. Die Grenadiere sind im Schlosse. Was sich nicht ergiebt, wird niedergemacht. Nun feuern die Verzweifelten ohne Unterlaß aus den Fenstern. Mittlerweile hat die 41. Infanteriebrigade Schafbusch genommen und ist ebenfalls herangekommen: das Schloß ist umstellt.

Auf dem rechten Flügel wogte indessen noch der Kampf, den die Artillerie der Franzosen sehr lange hinzog. Ungeachtet des heftigen Granatfeuers avancieren die Jäger vom 5. Bataillon und schießen die Mannschaft und die Pferde der Batterie bald nieder.

Unter dem Feuer der Jäger zieht sich der Feind zurück. Da gewahren sie ein Geschütz, welches aus Mangel an Pferden verlassen zu stehen scheint. Die Franzosen eilen zurück, um es zu retten. Die Jäger dringen vor: ein blutiges Handgemenge, und die Jäger haben die erste feindliche Kanone erobert. Dann vorwärts, ebenfalls auf die Höhe des Gaisberges.

Unten, in und um Weißenburg wird noch immer gekämpft. Die Franzosen halten sich noch in den Gassen, und in den Gärten tobt ein erbittertes Gefecht. Die Schwarzen haben sich in den Hecken, zwischen den Weinpflanzungen eingenistet. Die Wut der Deutschen giebt keinen Pardon, denn diese schwarzen Teufel haben auf Verwundete geschossen und andere Frevel begangen.

Zwei Uhr nachmittags! Das Feuer schweigt allmählich. Aus dem Fenster des Schlosses weht die weiße Fahne; 300 Franzosen strecken dort oben die Waffen. In der Stadt fallen noch einzelne Schüsse, in den Gärten wird hier und da noch gekämpft, aber der Tag ist entschieden. Auf der Straße nach Steinselz flüchten die Franzosen in drei Kolonnen. Ihr Zeltlager ist eine Beute der Sieger geworden. Der erste Sieg ist erfochten. Alles jubelt und sinkt einander in die Arme. Heut haben die Kinder Deutschlands von Nord und Süd, von West und Ost zum erstenmale nebeneinander, füreinander gefochten. Da sprengt er heran, der Kronprinz! Er reitet die Höhen des Gaisberges hinauf, umringt von den jubelnden Deutschen. Jetzt muß die starre Disziplin einmal dem überströmenden Gefühle weichen. Die Reihen lösen sich, alle wollen ihm nahe sein, dem Königssohn, der heut einen neuen Sieg erfochten, der sich des großen Wertes wohl bewußt ist, den dieser Kampf beanspruchen darf, und der mit dankenden Blicken all die Tapferen begrüßt, welche ihr Leben einsetzten. Da trifft er die Königsgrenadiere; man zeigt ihm die glücklich gerettete, zerschossene Fahne; er küßt sie. Dann ruft er, das Banner hoch erhebend: „Es ist ein prächtiger Anblick, meine Herren, und das verdiente Kreuz soll ihr zu teil werden." Und Kaisenberg? — Sie hatten den Schwerverwundeten in einem Hohlwege niedergelegt. Als er zur Besinnung kam, war sein erstes Wort: „Wo ist die Fahne?" Auf die Meldung von ihrer glücklichen Rettung lächelte er befriedigt. Man bringt sie, er drückt sie an das Herz. Nie sah er sie wieder flattern. (Nach Hiltl franz. Krieg.)

Der Kronprinz kommt zu den Bayern. Er hört auf dem Wege, so erzählte man bald, wie eine Kompagnie Gebirgsbayern ihrem Hauptmann die bittersten Vorwürfe darüber gemacht, daß er sie im besten Vorwärtsstürmen gegen die Turkos durch sein „Halt"! zum Stehen gezwungen; daß der stämmigste derselben mit den Fäusten den Schwarzen gedroht; daß dieser mit unanständiger Gebärde afrikanisch geantwortet; worauf der Bayer im wildesten Feuer auf eine Gruppe dieser Teufel hinspringt, einen im Nacken packt und den Zappelnden herüberbringt: „Da, Herr Hauptmann, solch Gewächs wollen wir mal ganz genau betrachten." — Auch die Bayern lösen die Reihen, des Siegers Reckengestalt zu umringen. Dieser hat das höchste Lob für sie: „Brave, brave Bayern! Ich danke, danke, danke Euch!" Da ergreift's seine Hand und drückt sie gewaltig und er hört eine treuherzige von Thränen halberstickte Stimme: „Hättest Du uns, Hoheit, Anno 66 geführt, wir hätten die Malefizpreußen in Grund und Boden geschlagen." Und als der Kronprinz fortgeritten, standen sie noch lange in Gruppen, hadernd mit der Gerechtigkeit auf Erden, die das herrliche Raufen in den heimischen Bergen böse bestraft, hier aber aufs höchste belohnt. — —

Tiefe Wehmut umzieht des Feldherrn Stirne, als er dann über das furchtbare Gefechtsfeld auf den Pfarrhof von Schweigen zurückreitet, wo sein Hauptquartier sich befindet. Schrecklicher, herzzerreißender Anblick! — Ringsum, weit verstreut jenes Gewirre von Fetzen, Waffen, Leichen, Blutlachen, Tornistern, Wagen, Rädern und tausend anderen Dingen, deren ursprüngliche Bestimmung niemand mehr erraten kann. Dort die Massen der nach den Lagern marschierenden Bataillone, neben ihnen die langen Züge der Proviantkolonnen, welche herankommen, dann die schauerlichen Züge der Wagen für die Verwundeten, ringsum das dumpfe Getümmel. Lange Reihen gefangener Franzosen kommen herbei, Wut und Scham malen sich in den Blicken aller. Die Tage waren noch nicht da, wo ihnen die Gefangennahme willkommen war. Am Pfarrhofe von Schweigen große Haufen gefangener Turkos. Die schwarzen Bengel werden neugierig betrachtet, sie grinsen abscheulich, fletschen die Zähne und lassen sich wie Affen füttern. Schauerlicher ist der Anblick der getöteten Afrikaner. Der Gesichtsausdruck dieser Gefallenen ist wahrhaft diabolisch, der besonders durch die starren Augen, welche sich

fast ganz weiß darstellen, und durch die fürchterlichen Gebisse der Toten hervorgebracht wurde.

1500 Tote und Verwundete, darunter 91 Offiziere, hatte der Tag den Deutschen gekostet; aber 1000 Feinde, 30 Offiziere, 20 Geschütze und 4 Mitrailleusen waren in die Hände der Sieger gefallen. Die Toten und Verwundeten der Franzosen beliefen sich auf nur 1000 Mann, was sie ihren gedeckten Stellungen verdankten. Alle Orte ringsum waren mit Verwundeten angefüllt; die Liebeswerke, welche schon vor Beginn des Krieges eingeleitet waren, begannen sich zu erfüllen. Freudig leerte das tiefaufatmende Landau seine Vorratskammern und schickte das beste, alles was man hatte, den Sterbenden, den Verwundeten, den jauchzenden Siegern ins Feld. Von allen Seiten zogen die roten Kreuze im weißen Felde herbei, und bis nach Kaiserslautern hinauf drängten sich die Wagen mit Erfrischungen, die langen Züge der Sanitätskolonnen.

Die Nacht sank auf die Gegend nieder und brachte den Ermüdeten einige Ruhe. An den Feuern in und um Weißenburg saßen viele, mit Briefschreiben in die Heimat beschäftigt. Aus einigen Orten tönte bis zum Morgen die Wacht am Rhein herüber und die fünften Jäger waren besonders lustig: sie hatten ja den besten Fang gethan.

Mittlerweile hat der Draht des Siegers Bericht an den glücklichen Vater nach Mainz gebracht. Ein unendlicher Jubel umtost den Monarchen. Moltke muß den ihn wie einen Vater bedrängenden Soldaten das Telegramm des Kronprinzen vorlesen, und weist in trefflicher Ansprache auf die kommenden Ereignisse hin. Der König beeilt sich, auch der Mutter nach Berlin die frohe Nachricht zu senden, welch glänzender aber blutiger Sieg „unter Fritzens Augen" erfochten, und schließt die Depesche in seiner Art: „Gott sei gepriesen für diese erste Waffenthat! Er helfe weiter." Nun aber der Jubel in Berlin, — in München, — an allen Orten, wo deutsche Herzen schlagen! Fast überall wird noch heute die Siegesnachricht bekannt. Das ganze Volk, alle Alter, Stand und Geschlecht gehoben in stolzer Befriedigung und noch stolzerem Hoffen.

Und da klang's auch schon, und da sang's auch schon in Deutschland überall: ein Pfälzer fand den ersten Ton in lautem Jubelschall: „Ich weiß einen Meister von hoher Art, der kennt nicht Furcht noch

Bangen, in Schleswigs Schule hochgelahrt hat er die Weihe empfangen. Herr ‚Friedrich‘ ist der Künstler benannt, erscheint im gewöhnlichen Reitrock, ein Tönemeister aus Preußenland, dirigiert mit eisernem Streitstock. Es hatte das Reich der Töne sich bald ihm wunderbar erschlossen, seines Spieles mächtige Allgewalt hat dem Gegner schon Thränen vergossen. Im fernen Böhmen hat er gastiert, — die Böhmen sind Geiger und Pfeifer, — und tüchtig seine Kapelle taktiert mit Pünklichkeit und Eifer. Die Böhmen hatten ihn bald erkannt und grüßten ihn: ‚Herr Kollege, obschon ihr uns die Finger verbrannt, ihr seid ein großer Stratege.‘ Jüngst schrieb er die herrlichste Ouverture als Tonschmaus dem welschen Ohre, die machte gewaltig, nach Gebühr, in Frankreich selbst Furore. Bei Weißenburg, im Elsaß, ward ein großes Konzert abgehalten, es lauschten die Turko, der Menschenbastard, die Zuaven und Zephirgestalten. Die Deutschen fanden sich zahlreich ein im kriegerischen Glanze, die Deutschen sind lustig und singen darein, besonders, wenn's geht zum Tanze. Und als Herr ‚Friedrich‘ den Degen schwang, seine Leute zu spielen begannen, Hurra, wie's da durch die Felder klang zu des Schwarzwalds riesigen Tannen. Denkt nur, den Baß mit gewaltiger Stimm', den bliesen die langen Kanonen, es durchpfiffen das Thal mit Löwengrimm Zündnadel- und Werderpatronen. Die Trompeten schmetterten lustig drein, die Schlägel rasten, die schlanken, die hurtigen Reiter fielen ein mit den Fiedelbogen, den blanken. Und mit der Begeisterung heiligem Zorn, durch Toben und Heulen und Zischen, erscholl das bayerische Jägerhorn gar wundertönig dazwischen. Den Franzosen fielen die Ohren zu ob diesen Melodieen, es legten sich viel' in Reihen zur Ruh', und andere suchten zu fliehen. — Und als Finale verklungen war, da regten sich tausend Kehlen, der Beifallssturm der deutschen Schar, der konnte dem Fest nicht fehlen. Es jubelt der Rhein, es lacht die Spree, den Elbstrom freut die Geschichte, doch herb und bitter wie Aloe schnitt die Seine ein Gesichte. Alldeutschland rufe mit Donnerbraus, mit deutscher, urkräftiger Lunge: Da capo, da capo, dal segno hinaus dem Meister, in mächtigem Schwunge. Drum ist zu empfehlen für alle Zeit, als gediegene Musiklektüre, von Kronprinz Friedrich die Ehrenarbeit: die Weißenburg-Ouverture."

(Johannes Hüll.)

Felix Dahn aber sang in Würzburg: „Nun laßt die Siegs-Fanfaren schmettern und fallet ein im Jubel-Chor: denn hell aus dunkeln Schlachten-Wettern stieg Deutschlands goldner Stern empor. Der falsche Zauber brach in Stücke an unsres Speeres Eichen-Schaft, dort welscher Trug und welsche Tücke, hier deutsche Treu und deutsche Kraft. Scharf habt den Adler ihr getroffen, ihr Schützen meines Alpen-Lands, und rasch, wie eurer Felsen Schroffen, erklommt ihr Wall und Mauer-Kranz. Gefällt die Wehr, den Schuß verhalten drang an der Preuße siegesfroh; sie haben ihm nicht Stand gehalten, dem Bajonett von Waterloo! Nein, als sie auf der Höhen Krone des deutschen Auges Blitz gewahrt, da hat des Cäsars Bataillone den Berg hinab die Flucht entschart. Jetzt nach Ulanen und Husaren, den Toten-Kopf am schwarzen Helm, wie Wetter Gottes drein gefahren auf Turko-Hund und Zuaven-Schelm! Das Lager brennt, die Adler fallen, das Mordgeschütz, stumm liegt es da, und durch die Lüfte braust's mit Schallen! Victoria! Victoria!"

Und wie nahmen die Elsässer und die dort hausenden französischen Truppen die Ereignisse des 4. August auf? Hören wir wieder die Fröschweiler Chronik: „Es war etwa 9 Uhr. Alles war in der größten Aufregung; die Offiziere standen gruppenweise zusammen, flüsterten einer dem andern etwas ins Ohr: Blicke und Gebärden deuteten unruhig nach dem Liebfrauenberg hinüber. Die Soldaten wogten auf und ab; es toste wieder so ganz eigentümlich durch die Massen; es fielen auch einige Worte: ‚Dort unten giebt's Neues', ‚Der Brand geht los.' Fragte man den einen oder den andern: ‚Was giebt's?' ‚Ich weiß nicht', war die Antwort, oder ‚Ein kleines Vorpostengefecht bei Weißenburg.' Unsern Bauern war der ganze Alarm noch ein Rätsel; sie ahnten aber doch mit sicherm Instinkte: jetzt muß es anders werden; entweder Franzosen oder Preußen. Und plötzlich, wie wenn ein unsichtbarer Feuerreiter herüber geflogen wäre, verbreitete sich die Hiobspost, und der Kanonendonner verkündete es dröhnend durch die Berge, daß die Deutschen Weißenburg überfallen hatten und der erste Waffentanz dort unten an der Grenze aufgespielt wurde. Nun denke sich einer in unsere Mitte; diese Bestürzung, dieses Aufbeben aller Gemüter. ‚Sie kommen! sie kommen! Herr Gott, sie kommen herüber!' Und dieses Durcheinanderrennen und Durcheinanderfragen: ‚Wo? wo? Wer ist in

Weißenburg? Wo ist der Marschall? Wo ist der Ducrot?‘ Dieses angstvolle Zappeln zwischen Furcht und Hoffnung — dieses fieberheiße Bangen nach guter Botschaft: ‚Wie steht’s? wer wird’s gegewinnen? werden sie hinausgeschlagen? noch nichts Neues?‘ und die tollen, wütigen Siegespropheten: ‚sie kommen nicht herein, oder nicht lebendig hinaus! in der Scharrhol müssen sie untergehen, am Schafbusch kriegen sie die letzte Ölung.‘ Und die Furchtsamen: ‚ja, ja! ’s geht nicht gut dort unten, horch, wie’s donnert!‘ Und die Verzagten: ‚sie kommen, sie kommen, Herr Jeses, sie kommen!‘ So vergingen, als wären sie an die Ewigkeit gebunden, vier bange, entsetzliche Stunden ... Da kam, gegen 2 Uhr, die erste Kunde — man wollte, mußte die Wahrheit so lange als möglich verhehlen. ‚Ein kleines Gefecht hat stattgefunden; General Douay hat unvorsichtig angegriffen — zu wenig Mann — ce n’est rien, ce n’est rien.‘ Aber der unsichtbare Feuerreiter sauste hinterdrein: ‚Die Franzosen haben’s verloren, Weißenburg brennt, General Douay ist gefallen, der Feind ist im Land ...‘ War das rien? Das war nicht rien. Das war viel, sehr viel, mehr als genug. Denn mit dieser ersten Niederlage gingen die Weißenburger Linien verloren, war die erste Grenzfestung erobert, die glorreiche Tradition des französischen Heeres, wo nicht gebrochen, doch bedenklich erschüttert, der Kampfesmut der deutschen Armee unendlich gehoben, das ganze Unterland vom Feinde überflutet, das Elsaß schmachvoll preisgegeben und moralisch verloren. Er war der erste Wetterschlag, der Frankreichs Stern den Untergang prophezeite. Aber, um Himmelswillen, wie war das möglich geworden? Hat man denn wirklich nicht gewußt, daß der Kronprinz dort unten in der Pfalz ein mächtiges Heer unter seine Fahnen sammelte? Und wenn man’s gewußt, hat denn der Marschall Mac Mahon mit seinen Generalen glauben können, die rauflustigen Bayern und Schwaben blieben dort ruhig sitzen und rauchten ihr Pfeifchen oder bliesen Trübsal nach Noten, bis wir kämen und jagten sie mit der Marseillaise von dannen? Eine sonderbare Strategie! Warum hat man nicht gleich eine bedeutende Armee an die Grenze geworfen, Weißenburg armiert, die umliegenden Anhöhen befestigt, die so wichtigen dem Feinde so verderblichen Engpässe der Vogesen nicht verschanzt? War denn die ganze Position nicht verteidigungsfähig? Man gehe hin und staune über den freveln Leicht-

sinn, über die unverzeihliche Untreue ... Der Tag bei Weißenburg war ein Unglück, viel größer, viel folgenschwerer, als man glauben sollte. Denn in Kriegszeiten, und besonders bei den ersten Schlachten, kommt es viel weniger auf den materiellen Verlust einer Festung, eines Landstrichs und — weil doch einmal Menschenleben geopfert werden müssen — auf den Verlust einiger Hunderte oder Tausende von Soldaten an, als auf die moralische Erschütterung des Heeres und der Bevölkerung; denn nicht die Schwerter sind's allein, sondern vor allem die mutigen Herzen, die nächst Gott über Sieg und Niederlage entscheiden ... Wenn 300 000 wilde Menschenfresser zähnefletschend durchs Liebfrauenthal heraufgebrochen wären, die Angst, das Wehgeheul hätte nicht ärger sein können, als wie am Donnerstag abends alle Geister zusammenbrüllten: ‚Die Preußen kommen! Die Preußen kommen! sie kommen! sie machen alles hin, sie nehmen alles weg, alle Männer von 15—60 Jahren; o Du großer Gott im Himmel dort oben, erbarme Dich! was fangen wir jetzt an?' ... Doch wie stand's nach dieser ersten Schlacht bei unserem Heere! Man denke sich so recht hinein in die Realität der Geschichte. Frankreich ist die erste Militärmacht der Erde; die französische Armee hat Sieges- und Ruhmestraditionen wie keine andere in Europa: Krim, Italien, China, Mexiko 2c. Jetzt wird auf einmal, mir nichts, dir nichts der Krieg gegen Preußen erklärt. Die französische Armee wird natürlich wie bisher ihren Waffenberuf glorreich erfüllen: sie wird ausmarschieren, angreifen und siegen. Das versteht sich von selbst, das kann gar nicht anders gehen; das ist ein unstreitbarer Glaubenssatz vom Kaiser bis zum bescheidensten Soldaten herab. Aber siehe da, diesmal fallen die Würfel anders, — der große Schweiger in Berlin ist uns zuvorgekommen. Die französische Armee ist nicht ausgerüstet, nicht schlagfertig; sie verhungert im eigenen Lande; sie liegt an der Grenze und kommt nicht vorwärts, nicht einmal nach Landau, geschweige nach Berlin. Die Rollen sind getauscht; sie kann nicht angreifen, sie wird angegriffen, plötzlich, unversehens, und (was bislang ihre Aufgabe nicht gewesen) sie muß sich verteidigen! Es giebt Schläge, harte, greuliche Schläge von den Bayern, von den Preußen, die fechten mit Löwengrimm; die schreiten vorwärts, und wenn der Boden weicht; die haben eine furchtbare Artillerie und zielen wie Schwarz-

künstler; die lassen sich auch vor Zuaven, Zephyren und Turkos nicht bange machen; die brechen massenhaft über die Grenze, und wenn die ersten Reihen niedergemäht sind, so stehen wieder Tausende, Hunderttausende hinterdrein . . . Soll das auf eine Armee, auf eine französische Armee nicht einen tiefen, erschütternden Eindruck machen?... Das konnte man besonders am Freitag morgens, als die Überbleibsel jenes Kampfes hier anlangten, mit Händen greifen. Die Generale machten finstere, bange Gesichter; die Offiziere standen schweigend, betroffen zusammen; die Soldaten zogen bewegt und ängstlich vorüber. Und diese tiefe, unheimliche Ruhe! Man spürte es Hohen und Niedern ab: schwere Ahnung durchwühlt ihre Brust, das Herannahen eines mächtigen, furchtbar entschlossenen Feindes, die sichere Aussicht auf eine blutige Völkerschlacht durchbebt ihre Herzen; ihre Begeisterung ist dahin; ihre moralische Kraft ist gebrochen; sie werden kämpfen, sie werden sich mit Verzweiflung verteidigen, aber — nicht — siegen."

Der Tag von Weißenburg hatte den Beweis dafür geliefert, was alle Deutschen voraussetzten und wußten, daß die Truppen Frankreichs furchtbare Gegner seien. Wie ungleich heißer wäre der Kampf, wie entsetzlich wären die Verluste gewesen, wenn diesen Eingang ins Elsaß die ganze Armee Mac Mahons verteidigt hätte!

Den preußischen Grundsatz: den letzten Mann, das letzte Roß und den letzten Atemzug an die Verfolgung des Feindes zu setzen, ließ der Sieger diesmal ruhen, obgleich die Möglichkeit winkte, daß bei einem derartigen Vorstoß der noch immer nicht gesammelte Feind über den Haufen gerannt, daß vielleicht gar Straßburg durch einen kühnen Handstrich genommen werden konnte. Allein dem Kronprinzen mußte vor allem daran gelegen sein, die so verschiedenartigen Truppen seiner Armee, die sich vor vier kurzen Jahren in erbitterter Feindschaft gegenüber gestanden, nicht nur, was ja bereits fast ganz gelungen, miteinander zu versöhnen, sondern sie auch aneinander zu gewöhnen, sie allmählich — und das ist nie die Frucht von wenigen Tagen — zu echter und rechter Waffenbrüderschaft zu erziehen und den Süddeutschen Zeit zu gewähren, den Preußen in allen soldatischen Eigenschaften ähnlicher zu werden. Die Süddeutschen hatten doch erst seit drei Jahren ebenfalls ein Volksheer, waren

doch erst seit kurzem ein Volk in Waffen, während in Preußen dieser alt-germanische Brauch und Geist bereits seit 60 Jahren vom Großvater auf den Vater, und von diesem auf den soeben kämpfenden Sohn sich vererbt hatte und damit schon lange in Fleisch und Blut des ganzen Volkes übergegangen war. Zu alledem kam ein zweites: die III. Armee war in den frühesten Morgenstunden aufgebrochen und hatte einen infolge des Regenwetters höchst anstrengenden fünfstündigen Marsch gemacht, ehe ihre Spitzen ½9 Uhr zuerst mit dem Feinde zusammentrafen, der erst nach weiteren fünf Stunden geworfen werden konnte. Für den ersten Kriegstag waren solche Leistungen aller Ehren wert und verlangten gebieterisch Rast, Erholung und Nachtruhe. Ein drittes: das Elsaßthor war gewaltsam geöffnet und blieb in sicheren Händen; nichts, gar nichts verlangte gebieterisch Eile. Und nicht zu unterschätzen als viertes: daß alle, aber auch alle Erwägungen dafür sprechen mußten, durch gar keine Übereilung und gar kein Wagnis den machtvollen Eindruck dieses ersten Sieges zu gefährden, sondern gerade diese Armee, welche vorläufig trotz allem und allem die alleinige deutsche war, mit größter Vorsicht ausschließlich zu durchaus sicheren Siegen zu führen.

„Setze morgen den Vormarsch fort," so schloß das erste Telegramm des Siegers an den königlichen Vater. Am 5. August brach die 4. Kavalleriedivision in der Richtung nach Hagenau und Reichshofen auf, einerseits um über die Stellung des Feindes Gewißheit zu schaffen, andererseits als undurchdringlicher Schleier für die nachrückende Armee, von welcher das II. bayer. Korps auf der Bitscher Straße nach Lembach, das V. und XI. preußische Korps auf Preuschdorf bez. Sulz, Werder mit seinen Badensern und Württembergern auf Aschbach marschierten; das I. bayer. Korps ging als allgemeine Reserve auf Ingolsheim. Im Hauptquartier wußte man bald genug, daß man an der Sauer etwa bei Wörth Mac Mahon mit seiner ganzen Armee vor sich habe; da jedoch den Truppen nach einem sehr anstrengenden Tagesmarsche die Ruhe am 6. August wohlthun und den Sieg am 7. erleichtern werde, so wurde erst der 7. August zum Schlagen einer großen Schlacht in Aussicht genommen. Aber bei Preuschdorf ist es bereits vor dem Anbruch des 6. August zu lebhaften Plänkeleien der Vorposten gekommen, aus denen sich gegen 7 Uhr schon größere Rekognoscierungsgefechte bei

Wörth und Gunstett entwickeln. Die von steilen Rändern eingefaßte Sauer ist durch Regenmengen zum reißenden Strome gewandelt; hinter ihr, in und bei Fröschweiler und Elsaßhausen steht die Hauptmacht der Feinde in ausgezeichneten Stellungen, wie vorgestern auf dem Gaisberge. Bothmer hat mit seiner 4. bayerischen Division Mattstall und Langensulzbach besetzt; jetzt vernimmt er den Donner der Geschütze und geht demnach gegen Fröschweiler vor; am Fuße



Mac Mahon, Herzog v. Magenta.

der Fröschweiler Höhe nimmt er unter lebhaftem Gefecht Stellung, die er behauptet; aber $\frac{1}{2}$11 Uhr kommt der Befehl, das Gefecht einzustellen. Es geschieht; die Bayern kehren hinter Langensulzbach zurück. Auch die Vortruppen des V. Korps hatten das Gefecht vor Wörth abgebrochen; als aber Kirchbach um 10 Uhr dem Geschützdonner aus Norden und Süden entnimmt, daß die Bayern und das XI. Korps am Feinde sind, so entschließt er sich zu neuem kräftigem Vorstoß. Die bei Weißenburg erhaltene Wunde kann den tapfern

General nicht hindern, selbst zum Rechten zu sehen. Unterstützt von 24 Geschützen des im Süden kämpfenden XI. Korps geht er mit seinen 84 Geschützen zum Angriff vor. Nun gehen die Mitrailleusen zurück, die feindlichen Batterieen schweigen, die Infanterie besetzt Wörth und geht gegen die feindlichen Höhen vor. Jetzt aber eröffnet Mac Mahon ein mörderisches Feuer, zwingt dann die stark gelichteten Reihen zur Räumung des Bergabhanges und überschüttet sie, so oft sie den Versuch zu erneutem Vorgehen machen, mit immer neuem, furchtbarem Kugelregen; die Franzosen haben sich in den zahlreichen Gehöften und Pflanzungen, sowie hinter den Hecken und Steinwällen des Abhangs festgesetzt. Die Infantierie des XI. Korps hat hinter Gunstett die Sauer gleichfalls durchschritten und ist zum Angriff vorgegangen; auch sie wird unter schweren Verlusten von der feindlichen Übermacht zurückgedrängt. Kirchbach erkennt, daß der Plan des Kronprinzen: heute nur eine Frontveränderung vorzunehmen, aber keine Schlacht zu schlagen, nicht mehr durchführbar ist; er giebt den Befehl zu abermaligem Vorgehen, meldet es dem Hauptquartier und erbittet Unterstützung. Sofort verläßt der Kronprinz Sulz; er kommt 1 Uhr auf den Höhen von Wörth an und übernimmt die Leitung der improvisierten Schlacht. Die Württemberger können auf dem linken Flügel, die 3. bayerische Division auf dem rechten Flügel wohl bald zur Unterstützung eintreffen, aber das I. bayerische Korps ist noch weit zurück. Nun überschreitet auch die zweite Hälfte der Infanterie des V. Korps die Sauer. Ein entsetzliches Ringen beginnt um den Besitz der Wörther Weinberge: die Bataillone schmelzen zusammen, der größere Teil der Offiziere ist tot oder verwundet, während Mac Mahon fortwährend frische Reserven vorführen kann. Da stürzt sich endlich die ganze Infanterie des XI. Korps auf den rechten Flügel des Feindes, dem sie den Albrechtshäuser Hof, eine kleine Festung, entreißen. Schon ist Bose verwundet, aber er hat jetzt keine Zeit, sich verbinden zu lassen; Morsbronn wird dem Feinde im ersten Anlaufe entrissen, hier gewinnen die Preußen die Höhe. Mac Mahon erkennt die außerordentliche Gefahr und wirft ihnen verzweifelt eine Kürassierbrigade und ein Lanzierregiment entgegen. Aber was wollen sie gegen das Zündnadelgewehr so ruhiger Schützen? In wenigen Minuten wälzen sie sich in wirrem, blutigem Knäuel; ihre geringen Überreste



Der Kronprinz in der Schlacht bei Wörth. 6. August 1870.

reißen die Pferde herum, stoßen auf der Flucht auf die 13er Husaren und werden im Handgemenge geworfen. Mac Mahon reißt durch einen verzweifelten Infanterie-Angriff die Albrechtshäuser Höhen wieder an sich, so daß die Preußen ihre Stellung am Hofe aufgeben müssen; ein furchtbarer Artillerieangriff unterstützt jedoch den Vormarsch neuer Bataillone: die Franzosen werden zurückgetrieben; Mac Mahons rechter Flügel wird in den Niederwald geworfen, des Marschalls Bagage gerät in die Hände der Preußen. Trotz zäher



Eroberung französischer Kanonen durch das I. württembergische Reiterregiment bei Wörth.

Verteidigung wird auch der Wald genommen und der rechte Flügel bis Elsaßhausen zurückgeworfen. Nun prasselt von hier aus ein so verheerendes Artilleriefeuer gegen den Wald, daß die Preußen nur die Wahl haben, ihn aufzugeben oder todesmutig vorzugehen. Das letztere geschieht. Bose, Gersdorff, Schachtmeyer, Hausmann stürmen voran. Vorwärts! Vorwärts! Sturm! Hurra! Kanonendonner, Mitrailleusengerassel, Chassepotgeknatter, entsetzliches Geheul, — alles vergebens: die Preußen nehmen nicht nur Elsaßhausen, sondern auch die es beherrschenden Höhen, wobei sie zwei Geschütze und fünf Mitrailleusen erobern. Mac Mahon wirft aus Fröschweiler In-

fanterie gegen sie; umsonst. Dann wieder vier prächtige Kürassierregimenter: das Schnellfeuer vernichtet auch diese und der Rest jagt in wilder Flucht nach allen vier Windrichtungen auseinander.

Mittlerweile sind die Württemberger herangekommen, Bayern vom I. und II. Korps haben den Osthang der Fröschweiler Höhen erklettert. So gehen die Deutschen nun von Norden, Osten und Süden gegen Fröschweiler vor, diesen letzten Stützpunkt der französischen Armee.



Erbeutung einer französischen Kriegskasse durch die Württemberger.

Schon ist es in Brand geschossen, Bose stürmt aus dem Süden heran, er wird zum zweitenmale und diesmal schwer verwundet. Links von der Wörther Straße kommt das V. Korps mit den Württenbergern heran, rechts das XI. mit Abteilungen des V.; die Bayern werfen den wild kämpfenden Feind von den Nordhöhen ins Dorf hinab, dringen gleichzeitig mit ihm ein. Ein letztes Ringen, dann werfen sich die Franzosen in wilde Flucht. Aber die Artillerie bestreicht die Rückzugslinien — — —. Um 5 Uhr ist alles zu Ende. Die Verfolgung vernichtet die letzten Reste der

Ordnung auf dem Rückzuge, bis die Dunkelheit sich der Geschlagenen erbarmt. Nach Niederbronn, nach Bitsch, nach Hagenau, nach Straßburg drängen in wilder Hast Zuaven, Turkos, Linientruppen, Kürassiere auf blut- und schaumbedeckten Rossen ohne Küraß und ohne Waffen, ledige Pferde mit den Sätteln unter dem Bauche, Karren mit Sterbenden, Kanonen und Mitrailleusen, — alles in grauenhaftem Durcheinander. Mac Mahon sammelt seine elenden Reste erst hinter den Vogesen, deren Pässe den Deutschen offen stehen; er hat sogar vergessen oder in der Eile nicht vermocht, die so wichtigen Eisenbahntunnels zu zerstören. Eine Niederlage, wie die von Belle Alliance, ärger wie die bei Königgrätz. 10 000 Franzosen sind gefangen, 9000 verwundet oder tot, also die Hälfte des Heeres vernichtet; 28 Kanonen, ein Adler, vier Turkofahnen, fünf Mitrailleusen und eine Menge Waffen, Wagen und Pferde sind in den Händen der Deutschen. Aber auch hier: welche Verluste! 489 Offiziere und über 10 000 Tote und Verwundete hat der Sieg gekostet, und wie viele von ihnen liegen in den Fluten der Sauer! Vergleiche: bei Königgrätz verloren 220 000 Preußen gegen 201 000 Österreicher noch nicht 9000 Mann, bei Wörth 75 000 Deutsche, die in der Schlacht gestanden, gegen 48 000 Franzosen über 10 000!

Ein teuer erkaufter Sieg! aber welch ein Sieg! und über den besten der Marschalle Frankreichs, über den Sieger und Herzog von Magenta! Rührend wie Wilhelm der Mutter telegraphierte: „Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz! Preise nur Gott für seine Gnade! Es soll Victoria geschossen werden.“ Und kaum hatte man Zeit gehabt mit vor Freude glühenden Augen und mit zitterndem Finger auf der Landkarte nach Wörth zu suchen, als auch schon vom selben Tage ein neuer Sieg gemeldet wurde, der entsetzliche auf den Spicherer Höhen hinter Saarbrücken. Sie hätten für uneinnehmbar gelten müssen, so steil, so gespickt mit Batterieen, so gesichert durch Verhaue und Gräben. Dennoch machten sich Teile der I. und II. Armee daran, den Feind für seine an Saarbrücken verübten Frevelthaten im Anblick Saarbrückens zu züchtigen. Die Feder versagt sich einer Schilderung dieser in der Kriegsgeschichte aller Zeiten beispiellos dastehenden Schlacht und Erstürmung. Und bis 3 Uhr nachmittags standen nur 12 preußische Bataillone gegen die 39 Bataillone Frossards; schon um 6 Uhr hatten die bis auf

27 Bataillone verstärkten Preußen den so viel stärkeren Feind aus solcher Stellung geworfen! Französische Berichte lieben es nicht, von diesem Kampf zu reden, wo es nicht möglich ist mit der Redensart vom Unterliegen gegen 3=, 4=, 10fache Übermacht sich prahlend zu trösten. Sie hatten hier 249 Offiziere und 3829 Mann verloren; die Preußen 223 Offiziere und 4648 Mann.

In drei Tagen drei Siege, die selbst dem Blindesten den zweifellosen Beweis lieferten, daß das einige Deutschland endlich einmal Frankreich nicht nur gewachsen, sondern überlegen war. Wer in diesen Tagen den Blick rückwärts auf die verflossenen Jahrhunderte wandte, auf die Zeiten französischer Anmaßung und französischer Verbrechen dem zerrissenen Deutschland gegenüber, durfte nicht bloß jubeln und jauchzen, sondern sandte auch die heißesten Dankgebete empor zum ewigen Vater im Himmel. Dann aber rauschten wieder die Lieder der Sänger durch die Lande. Emanuel Geibel schlug mächtig in die Seiten: „Habt ihr in hohen Lüften den Donnerton gehört von Forbach aus den Klüften, von Weißenburg und Wörth? Wie Gottes Engel jagen die Boten her vom Krieg: drei Schlachten sind geschlagen, und jede Schlacht war Sieg. Preis euch, ihr tapfern Bayern, stahlhart und wetterbraun, die ihr den Wüstengeiern zuerst gestutzt die Klau'n! Mit Preußens Aar zusammen, wie trutztet ihr dem Tod, hoch über euch in Flammen des Reiches Morgenrot! Und ihr, vom Gau der Katten, und ihr, vom Neckarstrand, und die aus Waldesschatten Thüringens Höh'n gesandt, ihr bracht, zum Keil gegliedert, der Prachtgeschwader Stoß; traun, was sich so verbrüdert, das läßt sich nimmer los! Und die ihr totverwegen, von Leichen rings umtürmt, im dichten Eisenregen den roten Fels erstürmt, wo blieb vor euch das Pochen auf Frankreichs Waffenruhm? Sein Zauber ist gebrochen, nachbricht das Kaisertum. So sitzt denn auf, ihr Reiter! Den Rossen gebt den Sporn und tragt die Losung weiter: hie Gott und deutscher Zorn! Schon ließ der Wolf im Garne ein blutig Stück vom Vließ; die Maas hindurch, die Marne, auf, hetzt ihn bis Paris! Und ob die wunden Glieder mit der Verzweiflung Kraft er dort noch einmal wieder empor zum Sprunge rafft: dich schreckt nicht mehr sein Rasen, o greiser Heldenfürst! Laß die Posaunen blasen, und Babels Veste birst. Der feigen Welt zum Neide dann sei dein Werk vollführt, und du, nur du entscheide den Preis,

der uns gebührt. Es stritt mit uns im Gliede kein Freund, als Gott allein: so soll denn auch der Friede ein deutscher Friede sein.“

Ein Unbekannter sang: „Das war zu Wörth der heiße Tag, als wir die Blutschlacht schlugen: wie krachte von ihrem Donnerschlag das Kaiserreich aus den Fugen! Das war zu Wörth der heiße Tag, — die Höhen waren erstürmet, auf blut'ger, glühender Heide lag, des Todes Saat getürmet. Und drunten im Grund, am einsamen Tann, wo rot die Wellen heut rauschen, da hob sich empor ein gefallener Mann, den Donnern des Sieges zu lauschen; und neben ihm hob sich ein andrer empor, die Rechte gepreßt auf die Wunde, mit brennenden Aug' und lechzendem Ohr einsog er die jubelnde Kunde. Der Erste, ein Preuße vom nordischen Strand, vom bayrischen Hochland der Zweite, sie waren gefallen am waldigen Rand, — da lagen sie Seit' an Seite. Victoria! klang's — mit flüchtigem Rot auf's neu' die Wangen sich färben: Willkommen nun, heiliger Schlachtentod! Das nenn' ich ein seliges Sterben! Gerächt, gerettet das Vaterland. Der Räuber zu Boden gerungen! Und selig umklammert sich Hand und Hand, und hielten sich glühend umschlungen. Und der Preuße: ‚Gott segn' euch die Waffenthat, heut zahltet ihr heim in Treuen den angesonnenen deutschen Verrat dem Franken, ihr bayrischen Leuen!‘ Und der Bayer darauf: ‚Geschmiedet in Eins sind heut im Feuer wir worden! Heut ward sie geschlagen, die Brücke des Mains, geschlagen von Süden nach Norden! Und wie wir sterbend zum Bunde die Hand, zum Schwur der Treue erfassen, so reichen die Rechte sich Land und Land, im Tode sie nimmer zu lassen.‘ — Und als erglommen um Felsen und Wald des Abendrots glühende Brände, da ruhten die Tapfern friedlich und kalt, im Tod verkettet die Hände. Doch wir hörten den Schwur, und wir halten ihn euch — bei dem rinnenden Herzblut im Sande, und die Kunde vom wiedererstandenen Reich sie donn're von Lande zu Lande!“

Edmund Hoefer triumphierte: „Zu Weißenburg, zu Weißenburg, da ging das Tanzen an, da traten wir ihm die Sporen ab, dem gallischen Hahn! Mit Turkos und mit Zuaven hatt' er sich aufgeputzt, — wir haben die bunten Federn ihm zerbrochen und gestutzt. Der Steinmetz, der Steinmetz marschiert ohn' Ruh und Rast; ‚Steh fest, du Schelmfranzose, wenn du Kourage hast! Sie haben

uns bei Weißenburg gespielt das Prävenier mit Pauken und Trompetenklang! Jetzt, Jungen, kommen wir!‘ Zu Spichern, zu Spichern, da gab's ein wildes Fest, da saßen die roten Hosen bequem im hohen Nest, ‚heran, ihr Grenadiere! Was fragen wir danach? Heut zeigen wir's dem Franzmann und steigen ihm auf das Dach!‘ Den Bayer, den Bayer, den juckt es in der Faust: Der Schwab' will nicht dahinten sein, wo man den Franzmann laust: ‚Hei, Königliche Hoheit, was stehen wir da umsunst? Und tanzen die Preußen noch so flink, wir können's auch, mit Gunst!‘ Zu Wörth, zu Wörth, da stand der Mac Mahon, da haben wir ihn zum Tanze geführt, bis daß er lief davon mit Turkos und mit Zuaven, mit seinen Damen — bon! Mit Mitrailleusen und Chassepots lief er bis nach Chalons. Vom alten Fritz, vom alten Fritz und seinem alten Heer, vom Blücher und vom Gneisenau red't uns nicht länger mehr! Wir können's auch, wir Jungen, Gott's Donner und Gott's Blitz: und haben wir nicht den alten, wir haben den jungen Fritz!“

Hub huldigte dem bayerischen Löwen: „Ludwig von Bayern, kurz bedacht, ein Hort der deutschen Treue, abhold der welschen Niedertracht, er sprach: ‚Es wird mobil gemacht! Spring an, mein Königsleue!‘ Vom Wetterstein, vom Wallersee, vom Watzmannn und Scharfreiter, vom Böhmerwald, von der fränkischen Höh' und aus der rhätischen Alpen Schnee anrückt der Schwall der Streiter. Die Muskeln Stahl, die Brust Granit, der Löwe hebt die Pranken; vom Inn zum Wasgau hallt sein Tritt, Groll ist sein Odem, Sturm sein Schritt, — weh euch, ihr Turkofranken! Hört ihr es rollen donnerdumpf und rauschen seine Mähne . . ? Er fegt Baschlik und Kopf vom Rumpf, und blutig zuckend, Stumpf an Stumpf, liegt Schakal und Hyäne. Raubrudel von Konstantineh, Aff', Krokodil und Schlange, Schwarz Mordgezücht aus Dahomeh — ihr Zeterschrei: ‚Diable bleu!‘ erschallt wie schaurig bange! Die Luft zerreißt ihr Wehgeheul, Entsetzen packt die Runde; zu Boden schmettert Kolb' und Keul' den afrikanischen Menschengreu'l Spahis und Turkohunde. Den Grimmen hält nicht Wehr und Damm; mit seines Blickes Lanze die Meute vom Kabylenstamm verfolgt er kühn, — sein Feuerkamm aufwogt im blutigen Tanze. Da schien's, als ob der preußische Aar entzückt die Fänge höbe; vernichtet lag die Turkoschar, — stolz schüttelte sein Mähnenhaar der bayerische Löwe!“

Ritterhaus schrieb seine „Sonntagspost“: „Vom Pfälzer Gau, vom Saargebiet herbei die Boten fliegen und immer nur dasselbe Lied von Siegen, nur von Siegen! Das ist die rechte Sonntagspost! Nach Nord und Süd, nach West und Ost erschallt's, wie wir gestritten! Trotz Chassepot und Kugelspritz', es gerbte unser ‚junger Fritz‘ Napoleon, den Dritten, und lehrt' ihn deutsche Sitten! — Du alter Held von Sanssouci, du Vater Blücher droben, vom hohen Himmelssaale sieh die deutschen Waffenproben! Da ist ein Schwert, des euren wert, das wie der Schlag des Wetters fährt in die Franzosenhaufen! Es läßt, trotz Gicht und Podagra, der ‚junge Fritz‘ (Victoria, so laßt uns heut' ihn taufen!) den Korsenkaiser laufen! Ihr Tapfern all, die hier und dort so mannhaft sich geschlagen, o Gott, uns fehlt das rechte Wort euch allen Dank zu sagen! O Siegeswonne, Siegeslust! Euch jauchzen zu aus vollster Brust die freien Nationen! Ihr, die ihr sankt beim Flammensprühn des Kampfs ins blut'ge Sommergrün, euch reicht der Ruhm die Kronen, und Gott, er wird's euch lohnen. Die Hände, die beim Schlachtgebrüll zuerst sich zornig ballten, sie lösen sich und wollen still zum Dankgebet sich falten. Deutschland, dein Sonnentag erscheint! — Zur Seinehauptstadt! In den Feind das Fußvolk und die Reiter, bis umgestürzt des Frevlers Thron, bis seinen Lohn Napoleon empfangen! — Deutsche Streiter, der Himmel helfe weiter!“

Karl Weitbrecht rief: „Flattre, du Fahne, in Feindesland Fahne der Deutschen, fliege! Flamme, du Schwert in deutscher Hand, flamme von Sieg zu Siege! Hurra, ihr Brüder im blutigen Feld! Hurra, du Königssohn, siegender Held! Hurra, zum Siege, zum Siege! Rassle, du Trommel, dem Feind ins Ohr, unsanft klinge die Weise! Schmettre, Trompete, ein Lied ihm vor: glücklichen Weg auf die Reise! Hurra, ihr Brüder im blutigen Feld! Hurra, du Königssohn, siegender Held! Hurra, zum Siege, zum Siege! Rastlos weiter im Schlachtentanz, rasch mit schnaubenden Rossen! Wacker dem Feinde den Ruhmeskranz nieder vom Haupte geschossen! Hurra, ihr Brüder im blutigen Feld! Hurra, du Königssohn, siegender Held! Hurra, zum Siege, zum Siege! Blatt für Blatt seinen Kranz zerzaust bis an die Seine und weiter! Wenn in Paris euer Hurra braust, braust es dreimal so heiter: Hurra, ihr Brüder im blutigen Feld! Hurra, du Königssohn, siegender Held! Hurra, zum Siege, zum Siege!“

W. Petsch aber klagte: „Es reitet in der Sommernacht, da alles still geworden, ein Offizier durchs Feld der Schlacht, die Brust voll hoher Orden. Da trifft er in dem Dämmerlicht, am Wege nach Saarbrücken, Soldaten, die mit Kreuzen schlicht die Totenhügel schmücken. Da hält der Reiter still im Thal und fragt die fleiß'gen Krieger. ‚Hier ruht mein Chef, Herr General!' Spricht ernst ein junger Sieger. Da weint der greise Reitersmann, Held Manstein, heiße Thränen, der Alsen einst mit Sturm gewann, im Kampfe mit den Dänen. Ergriffen schau'n die Krieger all auf den berühmten Reiter. ‚Auf! Schaufelt fort den hohen Wall! Flink, flink, ihr wackern Steiter!' ‚Der gestern euch zum Sieg geführt, zum Heldentod erlesen, den ihr geliebt, wie sich's gebührt, — — er ist mein Sohn gewesen!' Da schaufeln sie die Erde fort und legen bloß die Leiche; — der Vater starrt dem Sohne dort ins Angesicht, ins bleiche. Und als sie aus der Stadt ins Thal mit schlichtem Sarg gelangen, da küßt bewegt der General dem Sohn die bleichen Wangen. Dann steigt er wieder still zu Roß; der Mond blitzt auf der Wehre. Zur Heimat zieht der Leichentroß, der Vater still zum Heere."

Noch gewaltiger als der Eindruck der drei Siege in Deutschland, war der Eindruck der drei Niederlagen im verwöhnten Frankreich. Seit Jahrhunderten hatten sie sich selbst Weihrauch gestreut; seit Jahrhunderten waren ihre Denker und Dichter, wollten sie Erfolg haben, gezwungen, dem unseligen Volke mit den übertriebensten Schmeicheleien zu huldigen; seit Jahrhunderten war man gewöhnt, selbst aus den derbsten Schlägen keine vernünftige, volkserziehende Lehre zu ziehen; die Jahrhunderte hatten jenen schlechten Geist in der Nation genährt, daß sie die Wahrheit nicht vernehmen wollte, die Wahrheit nicht vertragen konnte, die Wahrheit nicht zu sagen vermochte. Dieser Prahlhans unter den Völkern der Erde ließ sich gerne von seinen Zeitungen, von seinen Abgeordneten, von seinen Ministern, von seinem Herrscher belügen, so daß endlich niemand mehr die Wahrheit zu sagen getraute. Man hatte ihm nur von der unvergleichlichen Armee, nur von Erfolgen gesprochen, ihm nur Siege vorgegaukelt; der Kaiser selbst war die Veranlassung gewesen, daß der Vorstoß vom 2. August zu einem beispiellosen Erfolge aufgebauscht worden, von dem man ein neues Zeitalter datieren werde. In grimmiger Freude las man wie etwas Selbstverständliches, daß die verzweifelten preußischen Land=

wehrmänner weinend und jammernd von den Gendarmen in die Eisenbahnwaggons hätten hineingezwungen werden müssen; daß in Berlin binnen einer Woche über 200 Personen aus purer Angst vor den kommenden Franzosen am — Durchfall elendiglich gestorben wären u. dgl. Noch am 5. August hatten sich die Pariser in eine wahre Raserei von Jubel versetzen lassen: Mac Mahon und Bazaine haben die III. Armee völlig erdrückt, den Kronprinzen mit 250 000 Mann gefangen genommen, Landau erobert. Unbeschreibliche Aufregung! Im Justizpalast werden die Gerichtsverhandlungen eingestellt; der Präsident liest die Depesche vor; einmütiger Jubel und gegenseitige Umarmung der Richter, der Advokaten und des Publikums; das Siegesgeschrei wälzt sich von Straße zu Straße, die Stadt bedeckt sich mit Fahnen. Nur zagend und schüchtern wagen sich hier und dort andere Nachrichten hervor; man schreit sie nieder. Der Taumel will noch am 7. August nicht weichen. Weißenburg verloren? Mac Mahon eine Schlappe? Lächerlich! Preußische Lügen! Die gewiegtesten Geographen eilen zu den Karten. Hier ist die Wahrheit, denn Wörth liegt am Rheine, in der Pfalz; der preußische „Sieg" bei Weißenburg war eine Niederlage, die Deutschen sind an den Rhein zurückgeworfen; bei Wörth ihr letzter verzweifelter Kampf, und was nicht in den Fluten des Stromes umkommt, fleht vor den Füßen der Marschälle um Schonung und Gnade. Jedoch nun erscheint der amtliche „Moniteur", welcher unter der Verherrlichung der französischen Tapferkeit die Wahrheit von Wörth durchschimmern läßt: „Um die Trümmer der Divisionen, die zu Brigaden geworden, zurückzubringen, wirft Mac Mahon der feindlichen Vorhut ein Kürassierregiment entgegen, um deren zermalmenden Marsch aufzuhalten. Diese eisernen Soldaten wissen, daß sie dem Tode entgegengehen. Trotz der Batterieen, trotz des Gewirrs der übereinanderfallenden Menschen und Pferde gelangen sie vor die Front der preußischen Regimenter, durchbrechen dieselben, hauen sie nieder, drängen vorwärts. Aber andere zahlreiche Bataillone kommen mit ihrer Wucht den Preußen zu Hilfe und der Rest unserer Kürassiere verschwindet im feindlichen Strudel. Der Marschall hat noch ein Regiment Chasseurs zur Hand. Er giebt ein Zeichen, es greift an und macht gleich den Kürassieren abermals eine gräßliche Lücke unter den Preußen. Dadurch wird der Rückzug des französischen Fußvolks gedeckt, aber die Chasseurs sind

dahin." Endlich dämmert es den Unseligen; „die Trümmer unserer Divisionen", „der zermalmende Marsch der Preußen", „die Kürassiere verschwinden", „die Chasseurs sind dahin", „Rückzug des französischen Fußvolkes" — das alles spricht eine selbst für Franzosenohren vernehmliche Sprache. Unbeschreibliche Wut! Die Massen bedrängen Ollivier im eigenen Hause; er kann sich kaum durch das Versprechen befreien, daß künftig alle einlaufenden Telegramme ausnahmslos veröffentlicht werden sollten. In der ersten Morgenfrühe des 7. August war die Regentin von St. Cloud nach Paris geeilt, dann hatte sie den Ministerrat versammelt: eine Proklamation wird veröffentlicht, die zum Vertrauen, zur Ruhe, zur Ordnung ermahnte; wer diese störe, der konspiriere mit dem Feinde. Eine Depesche des Kaisers — vor wenig mehr als einer Woche gab er jenes glänzende Fest, vor vier Tagen erst sprach er von glänzendem Sieg — versicherte, daß der Rückzug sich in voller Ordnung vollziehe, daß noch alles gut werden könne. Zwei Dekrete beriefen die Kammern, die am 22. Juli auseinandergegangen waren, auf den 11. August wieder ein: das unsinnigste was man thun konnte, — und verhängten über Paris zur Sicherung der militärischen Vorbereitungen den Belagerungszustand. Alles das besänftigte nicht, es steigerte nur die Erregung. Die Blätter verlangen die allgemeine Bewaffnung, die Entfernung aller regelmäßigen Truppen an die Grenze, die Erhebung des Generals Trochu, des Günstlings der Liberalen, oder Changarniers zum Ministerpräsidenten. Schon erwägen die Pariser Abgeordneten, sich selbst zum Verteidigungsausschuß zu konstituieren; auch andere Gruppen von Volksvertretern vereinigen sich und wollen den 11. nicht abwarten. Ein neues Dekret der Kaiserin kommt ihnen am 8. entgegen und beruft die Kammern schon auf den 9. Auf den Boulevards ernstliche Zusammenrottungen als Vorboten der Revolution, Mißhandlung napoleonisch Gesinnter, Zerstörung von Läden, allgemeine Spionenjägerei. Als der Gesetzgebende Körper am 9. um 1 Uhr zusammentritt, umlagern Tausende das Sitzungsgebäude. Unter furchtbarem Tumult giebt Ollivier in seiner Art kurzen Bericht von der Sachlage: „Keine unserer Festungen ist in Feindeshand, unsere Vorräte sind unangetastet, Paris setzt sich in Verteidigung, die Mobilgarde tritt zusammen, wir können 450 000 Mann ausrüsten, mit Einschluß der Nationalgarde verfügen wir über 2 Millionen Strei-

ter!" Aber niemand will ihn hören, die Opposition nicht, weil sie durch Favres Mund den Rücktritt der Regierung fordert, die Bonapartisten nicht, weil sie zuverlässigere Männer an der Spitze haben wollen. Ein offenes Mißtrauensvotum ward freilich abgelehnt, aber nur, um den Beschluß zu fassen: die Kammer sei entschlossen ein Kabinett zu unterstützen, das fähig sei, die Nationalverteidigung zu organisieren. Vergebens erklärt Ollivier vorher, er werde im Falle der Annahme seine Entlassung einreichen. Die Kaiserin genehmigt sofort den Rücktritt des ganzen Kabinetts und überträgt die Neubildung dem bonapartistischen 73jährigen Haudegen Graf Palikao.

Die Männer, welche sich dieser „Besieger der Chinesen" zu Amtsgenossen erwählte, waren zum Teil als Heißsporne des Bonapartismus übel berufen, zum Teil durch langjährige Dienste an den Kaiser gekettet. Von den Blättern höhnisch als das Kabinett der letzten Stunde begrüßt, erwiesen sie sich jedenfalls kräftiger und mutvoller gegen die feindlichen Stürme in der Kammer als ihre Vorgänger; sie wagten auch dem Kaiser rücksichtslos die Forderungen zu stellen, deren Erfüllung sie für unerläßlich hielten, und entwickelten nach allen Richtungen hin eine rege Thätigkeit. In der Wahl der Mittel waren sie dabei völlig ohne Skrupel. Das Verlangen nach Mitteilung aller Nachrichten wiesen sie zurück und speisten die Neugier und die patriotische Ungeduld mit den dürftigsten Brocken und mit den unerhörtesten Fälschungen ab; über die 60 000 Deutsche, die in Frankreich lebten, verhängten sie sofort die Ausweisung und rechtfertigten dieselbe als eine Repressalie für die Mißhandlungen, denen die Franzosen in Deutschland ausgesetzt seien. Dem Kaiser ließen sie so lange keine Ruhe, bis er sich am 12. August entschloß, Leboeuf als Generalstabschef abzusetzen, den Oberbefehl über das Heer an Bazaine abzutreten und dadurch auf alle Macht zu verzichten; denn auch nach Paris solle er nicht zurückkehren, sondern die Kaiserin in ihrer Würde als Regentin belassen. Für die Verteidigung der Hauptstadt sorgten sie mit großem Eifer, verhinderten die Ernennung eines Ausschusses, den die Kammer zu diesem Zweck einsetzen wollte, und bildeten statt dessen selbst einen; namentlich in der Verproviantierung wurde Vorzügliches geleistet. Das kühne Drängen der Republikaner auf Absetzung des Kaisers wußten sie wenigstens in den öffentlichen Sitzungen zum Verstummen zu bringen,

und in den geheimen Beratungen, die daneben stattfanden, war es unschädlich; bei einer neuen Niederlage war das Kaisertum ja doch verloren; es galt nur, es wenigstens für den Fall des Sieges möglich zu halten. Pöbelunruhen wurden mit Energie erstickt, für die Versammlung und Ausrüstung neuer Truppenteile das möglichste gethan, alle unverheirateten Bürger vom 25.—30. Lebensjahre zur Linie eingezogen, die Waffenübungen der Mobilgarde emsig gefördert.

Aber freilich kamen alle diese Anstrengungen jetzt viel zu spät und wurden obendrein durch die Fehler der Heeresleitung vollends unfruchtbar gemacht. Das französische Hauptquartier schwankte nach dem Doppelschlage vom 6. August ratlos von einem Entschluß zum anderen. Daß an der Saar ein neuer Kampf nicht mehr versucht werden solle, stand sogleich fest; ob man aber am rechten Moselufer standhalten, ob man auf Metz gestützt hinter diesem Flusse Widerstand leisten, ob man auf die Maas bei Verdun oder auf Châlons an der Marne oder gar ganz bis Paris zurückweichen solle, das waren Fragen, die heute so und morgen so entschieden wurden, wodurch zwecklose und verwirrende Kreuz- und Quermärsche verursacht wurden.

Alles in allem: Napoleon regierte nicht mehr, Napoleon kommandierte nicht mehr, Napoleon fühlte sich mit seinem Lulu höchst überflüssig, überall im Wege, mißachtet.

Wie hatte jener Seher geweissaget? „Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein rächender Blitz flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz!" — — — —

Rückblick.

Satz und Druck der Bogen war bereits bis hierher gediehen, als mir das 9. Heft der vom Großen Generalstabe herausgegebenen „kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" mit dem Aufsatz: „Die Stärkeverhältnisse im deutsch-französischen Kriege 1870/71 bis zum Sturze des Kaiserreiches" zukam. Die vortreffliche Arbeit konnte demnach für diese ersten Schlachten nicht mehr verwertet werden. Es bleibt nur

übrig, durch nachfolgenden Auszug dem denkenden Leser zu ermöglichen, in einem Rückblick auf die bisherigen Schlachten das Gebotene selbstthätig zu ergänzen.

„Angesichts ungewöhnlicher Erfolge liegt es nahe, dieselben, wie dies oft versucht worden ist, durch die Überlegenheit des Siegers an Truppenzahl in den einzelnen Schlachten und Gefechten zu erklären. Wenn nun auch darin kein Vorwurf für die Kriegführung des Überwinders zu erblicken ist, — denn das ist ja eben die Aufgabe der Heeresleitung: ‚Massen auf den entscheidenden Punkt zu bringen‘, — so läßt eine solche Auffassung doch die dem Unterliegenden stets sehr annehmbar scheinende Meinung zu, als ob bei gleichen Kräften der Sieger vielleicht doch überwunden worden wäre.“ Aber in jedem Kriege und in jedem Kampfe können Umstände obwalten, die, richtig benutzt, auch der Minderheit an Zahl den Sieg geben können. Solche den Franzosen günstigen Umstände waren bis Sedan vorhanden. Die Durchführung des heutigen Kampfes bis zur Entscheidung erfolgt in erster Linie durch das Feuergefecht der Infanterie. Daraus ergiebt sich schon, daß neben dem Manne die Waffe von Bedeutung ist. Das weithin sicher treffende Gewehr muß naturgemäß die Gefechtskraft eines Schützen gegenüber dem mit einer minderwertigen Waffe Ausgerüsteten erhöhen. Dieses Verhältnis in der Bewaffnung war zu gunsten unseres Gegners 1870 thatsächlich vorhanden, und der Kräftezuschuß, welcher diesem hieraus erwuchs, kam im Entscheidungskampfe zur vollsten Geltung. Hier stand auch das auf die weiten Entfernungen freilich minderwertige franz. Geschütz dem Deutschen gleich, und außerdem unterstützte noch die Verwendung der Mitrailleuse das feindliche Infanteriefeuer. Jedes Zusammentreffen wird, wenn dasselbe in seiner Entwickelung zum Entscheidungskampf führt, den einen Teil zum Verteidiger, den anderen Teil zum Angreifer werden lassen. Je früher sich einer der Gegner zur taktischen Verteidigung entschließt, desto mehr ist er in der Lage, seine Feuerkraft und die Vorteile, welche das Gelände bietet, auszunutzen und hierdurch die Gefechtskraft seiner Streiterzahl zu erhöhen. Die Franzosen befanden sich in unseren Kämpfen von 1870 mit dem Kaiserreich überall in der Verteidigung, und von Freund und Feind wird ihre große Geschicklichkeit in der Verstärkung sowie in der Benutzung des Geländes anerkannt. Es ist dies mithin neben der Überlegenheit des französischen

Gewehres eine zweite Größe, welche bei dem reinen Zahlenvergleiche der beiderseitigen Stärken nicht in Rechnung gestellt werden kann, bei den in Betracht gezogenen Schlachten aber zu gunsten der Franzosen berücksichtigt werden muß. Bei Abmessung der beiderseitigen Stärken in den Schlachten um Metz ist außerdem noch das für die Franzosen überaus günstige Verhältnis der Festung zur Feld-Armee in Betracht zu ziehen, denn Metz bot am 14., 16. und 18. August der französischen Armee taktisch einen gesicherten Rückzug. Hierdurch übernahm aber diese Festung für den französischen Oberbefehlshaber gleichsam die Rolle einer Armee-Reserve und gestattete demselben daher, die gesamten Truppen weit früher als sonst zulässig, gegen den Feind einzusetzen.

Der bloße Zahlenvergleich kann also niemals die wirkliche Gefechtskraft zum Ausdruck bringen. Aber auch beim Zahlenvergleich können die Ansichten noch darüber geteilt sein, welche Truppen als bei dem einzelnen Gefecht beteiligt anzusehen sind. In dieser Beziehung ist als zweckmäßig erachtet worden, in der Stärkeberechnung für eine Gefecht alle diejenigen Truppen hineinzuziehen, welche auf dem Kampfplatze anwesend waren, oder denselben noch so zeitig erreichten, daß sie hätten verwendet werden können. Ob die Verwendung solcher „Reserven" thatsächlich stattgefunden hat, oder nicht, kommt dabei nicht wesentlich in Betracht. Bei einer siegreichen Armee ist vielleicht deren Verwendung nicht mehr notwendig gewesen, oder andere Umstände, wie z. B. das Gelände, haben das Eingreifen derselben verhindert. Bei einer geschlagenen Armee aber hat möglicherweise die Führung es nicht verstanden, alle vorhandenen Truppen auch wirklich zweckentsprechend zur Verwendung zu bringen. Dieser letztere Umstand ist von um so höherer Bedeutung, wenn die geschlagene Armee bei der taktischen Entscheidung in der Minderzahl sich befand, und hieraus folgt die Notwendigkeit der Untersuchung, ob diese Minderzahl nicht zu erhöhen gewesen wäre.

Jeder Zusammenstoß ist das Ergebnis von Anordnungen der Führung. Bei den Stärkeberechnungen in den einzelnen Gefechten darf daher nach den oben bemerkten Rücksichten nicht allein die Frage gestellt werden: Welche Streitkräfte haben teilgenommen? sondern es muß auch untersucht werden: Welche Truppen mußten teilnehmen und haben nicht teilgenommen? Welche Kräfte konnten zum Kampfe

herangezogen werden und wurden nicht herangezogen? und endlich: Welche Truppen konnten aus eigenem Entschluß der Unterführer teilnehmen und nahmen nicht teil? Nur nach Klarlegung dieser Frage wird man der Truppe und der Führung gerecht werden. Vor allem aber dürfte durch eine solche Untersuchung bewiesen werden, von wie großer Wichtigkeit die Befolgung des Grundsatzes ist: Überlegene Massen auf den entscheidenden Punkt zu bringen.

Die Stärke sämtlicher bei Weißenburg beteiligten deutschen Truppen betrug 48 000 Gewehre, 2950 Säbel, 144 Geschütze; davon führten den Entscheidungskampf durch nur 24 700 Gewehre, 1700 Säbel, 90 Geschütze. Auf Seiten der Franzosen 4650 Gewehre, 650 Säbel, 18 Geschütze (einschl. 6 Mitrailleusen). Aber es hätten noch weit mehr Truppen an der Schlacht teilnehmen können. Nachdem Napoleon den Plan aufgegeben hatte, mit seiner gesamten Streitmacht bei Maxau auf das rechte Rheinufer überzugehen, hatte sich nach Anweisung der französischen Heeresleitung Mac Mahon mit seinem Korps, von welchem sich das Gros bei Straßburg, die Division Douay bei Hagenau und die Division Ducrot bei Reichshofen und Fröschweiler befanden, in abwartender Haltung auf den Grenzschutz beschränkt. Gleichwohl ordnete der Marschall am 2. Aug. eine Verschiebung des gesamten I. Korps nach Norden an, welche am 4. August ausgeführt werden sollte. Die nach der Landesgrenze vorgeschobenen Divisionen Ducrot und Abel Douay mit der 1. Kavalleriebrigade waren dem General Ducrot unterstellt. Die 3. und 4. Division sollten am 4. August nach Reichshofen bezw. Hagenau gezogen werden. Bei Weißenburg angegriffen konnte Douay die erste Unterstützung nach etwa 1½ Stunden, einen wesentlichen Kräftezuschuß aber nicht vor 2½ Stunden erhalten, während alle übrigen Teile des I. Korps nicht vor 6 bis 8 Stunden bei Weißenburg einzutreffen vermochten. Nach Abgang der Befehle, welche jene Bewegungen einleiten sollten, erhielt Mac Mahon in der Nacht vom 2. zum 3. August in Straßburg durch Douay ein Telegramm des Präfekten von Weißenburg, welches das Erscheinen der Deutschen in der unmittelbaren Nähe von Weißenburg meldete. Der Marschall verfügte sofort telegraphisch den Vormarsch Douays auf Weißenburg schon für den 3. August. Ducrot wurde angewiesen, schon am 3. August eine Brigade nach Lembach zu schieben. Die Division

Douays erreichte am späten Abend des 3. August die Gegend von Weißenburg. Schon am 1. August hatte Mac Mahon aus dem kaiserlichen Hauptquartier die Mitteilung erhalten, daß in der Pfalz größere feindliche Truppen-Ansammlungen stattfänden. In der Nacht vom 3. zum 4. August ging nunmehr eine Depesche des Kaisers ein, welche besagte, daß der Marschall am 4., spätestens aber am 5. Aug. einen Angriff zu gewärtigen habe. Mac Mahon änderte hierauf nichts an den für den 4. August befohlenen Bewegungen, sondern wies 5^{27} Uhr morgens (4. August) Douay an, sich im Falle eines sehr überlegenen Angriffs über den Pigeonnier auf Ducrot zurückzuziehen und diesen über die Lage aufzuklären. Douay hatte dem Marschall in der Nacht von 3. zum 4. gemeldet, die über die Grenze geschickten Erkundigungs-Abteilungen hätten den Feind nicht bemerkt. Weder Mac Mahon noch Ducrot glaubten an einen nahe bevorstehenden Angriff stärkerer feindlicher Kräfte. Der Marschall beabsichtigte am 4. August die Vorposten von Weißenburg bis Reichshofen abzureiten und hielt an dieser Absicht noch fest, als ihm nach 9 Uhr vormittags die Nachricht zuging, daß Weißenburg und der dortige Bahnhof von den Deutschen beschossen würden. Es war möglich, die Zahl der bei Weißenburg angegriffenen Truppen auf 15 200 Gewehre, 750 Säbel, 24 Geschütze und 12 Mitrailleusen zu bringen; ja bei anderen und rechtzeitigen Maßnahmen Mac Mahons sogar auf 27 600 Gewehre, 2400 Säbel, 36 Geschütze, 18 Mitrailleusen. Ob durch diese Maßnahmen der Sieg errungen worden wäre, ist allerdings fraglich; jedenfalls würde aber dann die Entscheidung auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes nicht erst bei Wörth, sondern schon bei Weißenburg gefallen sein.

Die in der Pfalz sich sammelnde III. deutsche Armee sollte nach dem Eintreffen der noch auf dem rechten Rheinufer befindlichen Badischen und Württembergischen Division den Feind in südlicher Richtung aufsuchen und angreifen. Deshalb befahl der Kronprinz den Vormarsch in breiter Front bis an die Lauter für den 4. August. Der am 3. August am weitesten nach Süden (Bergzabern) vorgeschobenen bayerischen 4. Division war der rechte Flügel der Vormarschfront (also am Gebirge) und als Ziel des Tages die Besetzung von Weißenburg zugeteilt, während die 3. bayerische Division (hinter Landau) und alle übrigen Teile des II. bayerischen Korps

in die Marschrichtung der ersteren Division gebracht worden waren. Diesem Vormarsch schloß sich nach links hin (auf der Weißenburger Straße über Impflingen zwischen dem Gebirge und der Ebene) derjenige des V. und XI. preußischen Armee-Korps an — sie lagen am Abend des 3. August hart vor Landau —, welcher diese Truppen bis an den Lauter-Abschnitt, und zwar mit dem linken Flügel bis nach Bienwald-Ziegelhütte, 9 Kilometer von Weißenburg, führen sollte. Hinter dem II. bayerischen Korps sollte außerdem die 4. Kavallerie-Division (am Abend des 3. östlich von Landau) bis an den Otterbach, 3300 Schritt östlich Ober-Otterbach, rücken. Alle vorgenannten Armeeteile, mit Ausnahme der 4. bayerischen und der 4. Kavallerie-Division, sollten früh 4 Uhr aufbrechen; nur für diese beiden Divisionen war der Aufbruch erst für 6 Uhr früh befohlen worden. Aus dieser, in Berücksichtigung der räumlichen Verhältnisse gewählten Ordnung der Aufbruchzeiten ergab sich ein ziemlich gleichzeitiges Eintreffen der Spitzen am Lauter-Abschnitt, in der Gegend von Weißenburg, und damit die Möglichkeit einer rechtzeitigen Beteiligung aller dieser Truppen am Gefecht für den Fall, daß der Feind bei Weißenburg dem Vormarsche Widerstand entgegensetzen würde. Das Korps Werder (bei Maxau) sollte nach Lauterburg, das I. bayerische Korps (hinter der unteren Queich) um 4 Uhr früh aus seinen Biwaks nach Langenkandel rücken. So war die Möglichkeit geschaffen, den sich entgegenstellenden Kräften des Feindes stets von Hause aus mit ausreichender Stärke zu begegnen. Wurde der Gegner bei Weißenburg gefunden, so konnte das Korps Werder gegen seine rechte Flanke vorgehen; ging er auf Lauterburg vor, so war dieses Korps in der Lage, ihn festzuhalten, bis seine linke Flanke von Weißenburg her angefaßt wurde. Das I. bayerische Korps konnte dann immer noch von Langenkandel aus, je nachdem sich die Verhältnisse entwickelten, die in der Gegend von Weißenburg vereinigten Truppen oder das Korps Werder rechtzeitig unterstützen. Der Kronprinz war somit in der Lage, wenn dies erforderlich wurde, die gesamte III. Armee zur Entscheidung einzusetzen, d. h. es konnten gegen die oben berechneten französischerseits möglicherweise an der Lauter ins Gefecht zu bringenden Kämpfer deutscherseits 109 600 Gewehre, 12 600 Säbel, 474 Geschütze verwendet werden. Die Umstände erforderten das Einsetzen der Gesamtkraft nicht. Es bedurfte

nicht einmal aller Kräfte der drei gegen den Lauter-Abschnitt bei Weißenburg vorgeführten Armee-Korps.

Die Schlacht begann 4. August 8½ morgens und endete 2½ Uhr nachmittags. Das Wetter war nicht günstig: am 3. August abends 9 Uhr begann es stark zu regnen; das Unwetter hielt bis zum 4. August 8 Uhr vormittags an, dann klärte sich der Himmel auf. Infolge des starken Regens waren die Wege schlecht, der Boden außerhalb derselben stark aufgeweicht.

Die Deutschen verloren von ihren Kämpfern 91 Offiziere und 1369 Mann an Toten und Verwundeten, 91 Mann Vermißte, im ganzen 2,71 Prozent (von der Infanterie 2,96 Prozent, von der Kavallerie 0,51, von der Artillerie 0,73); die Franzosen verloren 2100 Mann (davon 900—1000 Mann unverwundete Gefangene); im ganzen 36,73 Prozent.

Die Deutschen eroberten ein Geschütz und erbeuteten das Zeltlager der Franzosen, sowie eine Proviantkolonne. Weit wichtiger als dieses war für die oberste Heeresleitung die Thatsache, daß stärkere Kräfte des Feindes an der Lauter gefunden und geschlagen worden waren, denn es erschien dadurch festgestellt, daß der Gegner seine gesamten Kräfte noch nicht hinter der Saar vereinigt habe, und daß daher der Vormarsch der I. und II. Armee ohne Zögern weiter nach Westen erfolgen konnte.

Über die Bedeutung des Treffens urteilt der damalige kommandierende General des V. Armeekorps v. Kirchbach in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen folgendermaßen: „Das Gefecht von Weißenburg hatte alle Voraussetzungen und Annahmen über den Haufen geworfen. Die französische Armee hatte nicht durch eine Invasion in das deutsche Gebiet die Offensive ergriffen, sondern das deutsche Heer war in Frankreich eingedrungen; die Deutschen hatten den ersten Sieg erkämpft, die vielbesprochenen Turkos und Mitrailleusen hatten sich nicht als so furchtbar erwiesen, wie geglaubt worden, und der französische Elan war nicht von der Kraft, daß er eine Entscheidung in der Durchführung des Kampfes mit der blanken Waffe gesucht hätte. Schon in diesem ersten Gefecht wurde erkannt, daß das französische Gewehr in Bezug auf Schnelligkeit des Schießens, Trag- und Trefffähigkeit dem unserigen überlegen war, daß es das Schlachtfeld auf weite Strecken unsicher mache. Vor allem

aber trat infolge dieses siegreichen Gefechtes das klare Bewußtsein der eigenen Kraft in der deutschen Armee hervor, einer Kraft, welche sich in den nächsten Tagen derjenigen der französischen Truppen als eine überlegene erweisen sollte."

An der Schlacht bei Wörth beteiligten sich von den deutschen Truppen 76 400 Gewehre, 5700 Säbel, 300 Geschütze im ganzen, nach Abzug der taktischen Reserven und der auf dem Gefechtsfeld detachierten: 71 500 Gewehre, 4250 Säbel, 234 Geschütze; auf Seite der Franzosen 42 850 Gewehre, 5750 Säbel, 167 Geschütze einschl. 42 Mitrailleusen überhaupt, — 32 000 Gewehre, 4850 Säbel, 131 Geschütze einschl. 30 Mitrailleusen im Entscheidungskampfe. „Die Gegenüberstellung der Zahlen der am Entscheidungskampfe beteiligten Waffen gestattet jedoch nicht ohne weiteres einen Rückschluß auf das während der ganzen Dauer der Schlacht bestandene thatsächliche gegenseitige Kräfteverhältnis. Zur Beurteilung dieses letzteren ist es vielmehr nötig, zu erwägen, unter welchen Bedingungen der Kampf in den einzelnen Zeitabschnitten durchgeführt wurde und dabei ferner zu berücksichtigen, daß ein den genannten Zahlen entsprechendes Kräfteverhältnis jedenfalls im ersten Teile des Kampfes nicht zum Ausdruck gelangte. Während französischerseits die am Entscheidungskampfe beteiligten Truppen bereits am Morgen des 6. August in einer gut gewählten, vorbereiteten Stellung in der Hand ihres Führers zur unmittelbaren Verwendung vereinigt waren und daher unter den günstigsten taktischen Verhältnissen in den Kampf eintraten, hatte deutscherseits das Oberkommando der III. Armee einen Angriff für den 6. August noch nicht beabsichtigt und daher die zu einem solchen nötigen Truppenmassen weder frühzeitig bereit gestellt, noch diesem Zwecke entsprechende Weisungen für ein übereinstimmendes Handeln der einzelnen Heeresteile erlassen. Die für einen etwa trotzdem am 6. August nötigen Kampf getroffenen Anordnungen gingen lediglich von der Voraussetzung eines französischen Angriffes oder eines freiwilligen Abzuges der Franzosen aus, waren also wesentlich anderer Natur, als es der thatsächliche Verlauf der Begebenheit erfordert hätte. Der einheitlichen und durch das Gelände ungemein begünstigten Abwehr seitens der Franzosen standen infolgedessen deutscherseits, nachdem der Kampf durch selbständige Entschlüsse der Unterführer gegen die Absicht und ohne Wissen der

Oberleitung eingeleitet worden war, in der Zeit von morgens 7 Uhr bis mittags 1 Uhr eine Reihe wirkungsloser, jedoch ungemein verlustreicher Einzelkämpfe gegenüber. Diese mußten mit ungenügenden Truppen und ohne gegenseitige Übereinstimmung durchgeführt werden, trugen alle Übel einer Zufallsschlacht in sich und können daher keineswegs durch das den Deutschen günstige Zahlenverhältnis in obiger Gegenüberstellung richtig gekennzeichnet werden. Während also in den Vormittagsstunden das den Franzosen unstreitig günstige Kräfteverhältnis taktische Erfolge zuließ, änderte sich erst im weiteren Verlaufe des Gefechtes durch die Maßnahmen der beiderseitigen Oberleitungen das Zahlenverhältnis in der aus den obigen Angaben ersichtlichen für die Franzosen ungünstigen Weise."

Durch den um 1 Uhr mittags erlassenen Befehl des Kronprinzen zur Durchführung der Schlacht standen der deutschen Oberleitung im ganzen zur Verfügung: 89 000 Gewehre, 7750 Säbel, 342 Geschütze. Mac Mahon hatte sofort nach dem Treffen bei Weißenburg die Vereinigung seines I. Korps in der Stellung an der Sauer angeordnet und befohlen, daß die 1. Division des ihm bereits unterstellten VII. Korps von Kolmar mittels der Eisenbahn herankommen solle. Es war geschehen; aber auch die 2. Division hätte herangezogen werden können. Bereits am 4. August in seinem ersten Berichte über das Treffen bei Weißenburg hatte der Marschall gemeldet, daß er den Deutschen eine Schlacht liefern wolle, falls er durch drei dazu unumgänglich notwendige Divisionen unterstützt würde, und am 5. August bat er den Kaiser, das V. Korps seinem Befehle zu unterstellen. Noch an demselben Tage erfolgte die Bildung zweier getrennter Armeen unter den Marschällen Bazaine und Mac Mahon, welch letzterem „für den Zweck der militärischen Operationen" das I., V. und VII. Korps zugeteilt wurden. Er hätte das V. Korps (Bitsch, Rohrbach) leicht bis zum Mittag des 6. August an sich ziehen können; er that es nicht. Die Ansichten, welche er über den Gegner und dessen Absichten gewonnen, zeitigten vielmehr Entschlüsse über die Weiterführung seiner Operationen, die ihm die Belassung stärkerer Kräfte in den Engpässen der Vogesen als vorteilhaft erscheinen ließen. Mac Mahon hätte also bei Wörth haben können insgesamt 62 000 Gewehre, 6600 Säbel, 251 Geschütze einschl. 60 Mitrailleusen; er rechnete jedoch für den 6. August auf

einen Rechtsabmarsch des Gegners, nicht aber auf einen Angriff der von ihm bei Wörth besetzten Stellung. Hätte er seinen Irrtum noch im letzten Augenblick erkannt, so wäre ihm durch Heranziehen der nächsten Truppen möglich gewesen, seine Macht auf wenigstens 42 800 Gewehre, 5750 Säbel und 167 Geschütze einschl. 42 Mitrailleusen zu erhöhen. Wäre beiderseits die Schlacht bei Wörth für den 6. August vorbereitet worden, so hätten bereitgestellt werden können bei den Deutschen: 108 000 Gewehre, 12 900 Säbel, 480 Geschütze; bei den Franzosen: 62 000 Gewehre, 6600 Säbel, 251 Geschütze einschl. 60 Mitrailleusen.

Die eigentliche Schlacht, abgesehen von den vorhergegangenen Erkundungs-Gefechten, begann um 8½ Uhr vormittags und endigte mit der Einnahme von Fröschweiler um 5 Uhr nachmittags. Die Witterung war ungünstig; es regnete während der ganzen Nacht vom 5. zum 6. August in Strömen. Die Wege sowohl als auch der Boden außerhalb derselben waren infolge der wiederholten Regengüsse stark aufgeweicht. Die Deutschen verloren 489 Offiziere, 8780 Mann als Tote und Verwundete, 1373 M. als Vermißte, — also 11,5 Prozent (Infanterie 12,97, Kavallerie 1,18, Artillerie 2,22 Prozent). Die Franzosen verloren im ganzen 20 137 Mann einschl. der Offiziere (8000 Tote und Verwundete, 6000 unverwundete Gefangene, 6000 Versprengte; etwa 50 Prozent Infanterie, 32 Prozent Kavallerie, 17 Prozent Artillerie). Die Deutschen eroberten 1 Adler, 4 Turkofahnen, 28 Geschütze, 5 Mitrailleusen, 91 Protzen, 158 Armeefahrzeuge und 1193 Beutepferde.

„War durch das Treffen von Weißenburg die Anwesenheit stärkerer feindlicher Kräfte östlich der Vogesen festgestellt, so wurden diese bei Wörth derartig geschlagen, daß die III. deutsche Armee, oder doch die Hauptteile derselben, je nachdem der Gegner dem Vormarsche der I. und II. Armee entgegentrat, entweder zur Verstärkung dieser letzteren oder gegen des Feindes Flanke verwendet werden konnten." Und v. Kirchbach äußert sich folgendermaßen: „In dieser Schlacht war es nicht allein die deutsche Infanterie, welche ihre moralische und physische Überlegenheit gegenüber der französischen bethätigte, sondern auch die Artillerie bewies, daß sie die feindliche in Bezug auf Taktik und Präzision ihres Schusses bei weitem übertraf. Beide Waffen im Verein hatten den Feind gegenüber derartig

zerschmettert, und zur regellosen Flucht getrieben, daß es nur der kräftigsten Verfolgung bedurfte, um noch Tausende von Gefangenen und Trophäen aller Arten einzusammeln; aber zu dieser Ernte gehörten frische Truppen. Die Deutschen, die hier geschlagen, waren derartig erschöpft, daß sie nicht weiter aufgeboten werden konnten; denn selbst das I. bayerische Korps v. d. Tann war nach Zurücklegung seines Tagemarsches sofort weiter marschiert, um in die Schlacht noch einzugreifen. So groß und bedeutend die Schlacht in ihren Resultaten war, namentlich durch die Vernichtung des starken französischen Korps unter ihrem berühmtesten Marschall, und durch den den Franzosen gelieferten Beweis, daß sie nicht unbesiegbar seien, so teuer war doch auch bei der großen Bravour, mit welcher sich der Feind geschlagen hatte, der Sieg erkauft worden."

Bei Spicheren waren auf deutscher Seite 30 100 Gewehre, 4500 Säbel, 108 Geschütze; davon müssen abgezogen werden die taktischen Reserven und die auf dem Gefechtsfelde detachierten, so daß den Entscheidungskampf durchfochten 26 000 Gewehre, 840 Säbel, 78 Geschütze (vom I., VII., VIII. Armeekorps der I. Armee, vom III. Armeekorps und von der 5. und 6. Kavallerie-Division der II. Armee. Französischerseits nahmen teil: das II. Armeekorps (Frossard) und die Dragonerbrigade Juniac des III. Armeekorps (Bazaine), also 24 400 Gewehre, 3200 Säbel, 90 Geschütze einschl. 18 Mitrailleusen, oder nach allen Abzügen thatsächlich 23 700 Gewehre, 260 Säbel, 90 Geschütze. Aus diesem annähernd gleichen Zahlenverhältnis ergiebt sich schon an und für sich die schwierige Lage der Deutschen als Angreifer. Dazu kamen: die planmäßige Verteidigung der Franzosen in einer von Natur schon außerordentlich vorteilhaften und durch Feldbefestigungen noch verstärkten Stellung; die von Anfang an bestehende Versammlung fast der gesamten, durch keinen Marsch erschöpften französischen Truppen und die währrend der ganzen Dauer des Kampfes ermöglichte einheitliche Leitung. Der hieraus erwachsende Kräftezuschuß muß auf französischer Seite um so mehr in Anrechnung gebracht werden, als der Angriff der Deutschen unter genau entgegengesetzten Verhältnissen erfolgte. Derselbe war von den beiden Oberkommandos für den 6. August nicht vorauszusehen gewesen und daher auch nicht eingeleitet worden, sondern entsprang lediglich aus dem selbständig gefaßten Entschlusse

eines Unterführers. Hierdurch wurde eine taktisch sehr gefahrvolle Lage geschaffen, indem nur die äußersten Spitzen der Armeen einen ihnen weit überlegenen Gegner zu einer Tagesstunde angriffen, wo dieselben auf ein rechtzeitiges Eintreffen ausreichender Unterstützungen von Hause aus nicht unbedingt rechnen konnten; ein planmäßiges Einsetzen der auf den Kanonendonner heraneilenden Truppen und eine einheitliche Oberleitung ließen sich nicht ermöglichen, wodurch eine sofortige Untermischung der Truppenverbände herbeigeführt wurde und die Ausscheidung nennenswerter Reserven während der ganzen Dauer des Kampfes nicht erfolgen konnte.

Nach den Armeebefehlen der I. und II. Armee vom 5. bez. 4. August sollten die Spitzen beider Armeen am 6. August, abgesehen von der Kavallerie, noch nicht einmal Saarbrücken erreichen, so daß es unmöglich gewesen wäre, bei Spicheren am 6. August mehr als 38 500 Gewehre, 4500 Säbel, 120 Geschütze zusammenzubringen, während die Franzosen mit Leichtigkeit hätten verfügbar machen können 58 000 Gewehre, 6000 Säbel, 210 Geschütze einschl. 42 Mitrailleusen.

Nachdem nämlich die am 2. August von Frossard gegen Saarbrücken geführte, gewaltsame Aufklärung Näheres über Stellung und Absichten der Deutschen nicht ergeben hatte, entschied sich die oberste Heeresleitung dahin, mit den im Elsaß und in Lothringen befindlichen Streitkräften eine abwartende Stellung einzunehmen. Am 4. August wurde demgemäß nur eine Verdichtung der Aufstellung an der Grenze durchgeführt; aber neue Nachrichten, welche den Vormarsch des Gegners auf Nancy in Aussicht stellten, veranlaßten Napoleon zu einer abermaligen Verschiebung seiner Heeresteile. Die Nachricht von der Niederlage bei Weißenburg bewirkte weitere Änderung. Jetzt erwartete man den Vormarsch der Deutschen von Saarlouis her. Das Korps Frossard sollte in der am 2. August eingenommenen Stellung auf den Höhen unmittelbar südlich Saarbrücken verbleiben, im Falle eines Zusammenstoßes mit stärkeren feindlichen Streitkräften sich auf St. Avold zurückziehen und dort weitere Befehle abwarten. Am 5. August meldete Frossard, daß er sich in seiner Stellung bedroht fühle; er erhielt noch an demselben Tage den Befehl Napoleons, am 6. August auf Forbach und, sobald der Kaiser es befehlen würde, auf St. Avold zurückzugehen. Frossard

führte die Bewegung auf Forbach bereits am 5. aus und erreichte noch am späten Abend dieses Tages mit seinen Infanterie-Divisionen Stieringen-Wendel, Spicheren und Oetingen, mit dem Hauptquartier, einer Infanteriebrigade, dem Reste der Kavallerie-Division und der Artillerie-Reserve Forbach. Am 6. August erhielt Bazaine zunächst die Meldung aus Saargemünd, daß die dort eintreffende 1. Division seines Korps am Morgen dieses Tages angegriffen werden würde. Er teilte diese Nachricht bereits um 3 Uhr morgens dem General Frossard mit und wies denselben an, für den Fall einer ernstlichen feindlichen Unternehmung gegen Saargemünd die bei Spicheren stehende Division des II. Korps auf Großblittersdorf in Marsch zu setzen. Die Aufmerksamkeit des Marschalls wurde jedoch gleich darauf völlig auf seinen linken Flügel gelenkt. Am frühen Morgen schon zeigten sich feindliche Patrouillen vor St. Avold und der Marschall selbst stieß bei einem zu den vorwärts dieses Ortes stehenden Vorposten unternommenen Ritte auf den Feind. Auch von Ham und Varsberg wurden Deutsche gemeldet. Danach schien sich der deutsche Vormarsch von Saarlouis her zu bestätigen. Um 10 Uhr 6 Minuten vormittags meldete Frossard aus Forbach, daß der Feind stärkere Aufklärungs-Abteilungen an Infanterie und Kavallerie von den Saarbrückener Höhen aus vorgehen lasse, und wenn derselbe auch nicht eine ausgesprochene Angriffsbewegung mache, der General doch Verteidigungsanstalten an der großen Straße und auf den Hochflächen träfe. Um 2 Uhr nachmittags erhielt Bazaine die Meldung des Generals Frossard, daß es bei Spicheren zur Schlacht gekommen sei. Der Marschall mußte nun entweder Frossard mit allen verfügbaren Kräften unterstützen, oder, wenn die Bedrohung von Saarlouis her immer noch ernst genommen wurde, Frossard aus dem Gefecht ziehen und zwar in die bereits ausgewählte Stellung bei Radenbronn, wo das gesamte III. Korps zur Aufnahme des II. schleunigst versammelt und wohin gleichzeitig das IV. Korps über St. Avold in Marsch gesetzt werden konnte. Im ersteren Falle hätten Frossards Streitkräfte mit Leichtigkeit bis 7 Uhr abends, also noch vor der Stunde, in welcher die Entscheidung fiel, vermehrt werden können um 33 800 Gewehre, 2800 Säbel, 120 Geschütze (einschl. 24 Mitrailleusen). Bazaine gelangte aber weder nach der einen noch nach der anderen Richtung hin zum einheitlichen

Handeln. Die Gegenüberstellung der Streitkräfte würde also ergeben für diejenigen Streitkräfte, welche zum Kampfe unmittelbar herangezogen werden konnten, d. h. für sämtliche auf das Gefechtsfeld in Marsch gesetzten Truppenteile: bei den Deutschen 38 400 Gewehre, 4500 Säbel, 120 Geschütze; bei den Franzosen 51 700 Gewehre, 3200 Säbel, 144 Geschütze einschl. 18 Mitrailleusen; für diejenigen Streitkräfte aber, welche seitens der Oberleitung zu dem Kampfe hätten verfügbar gemacht werden können: Deutsche (wie vier Zeilen vorher erwähnt), Franzosen: 58 200 Gewehre, 6000 Säbel, 210 Geschütze einschl. 42 Mitrailleusen.

Die Schlacht begann etwa um 12^{30} Uhr nachmittags und endete um 9 Uhr. Das Wetter war gut. Die deutschen Verluste betrugen 223 Offiziere, 4276 Mann tot und verwundet, 372 Mann vermißt; die Infanterie verlor 17,4 Prozent, die Kavallerie 0,95 Prozent (das Husaren-Regiment Nr. 17 3,4 Prozent), die Artillerie 4,7 Prozent. Die Franzosen verloren 4000 Tote und Verwundete, 1500 unverwundete Gefangene (also 19 Prozent). In die Hände der Deutschen fielen die Lagergeräte der 1. und 3. Division, die in Forbach aufgespeicherten großen Armee-Vorräte und ein Brückentrain.

Wie am 4. August durch das Treffen bei Weißenburg die Grenze des Elsaß von Truppen der III. Armee, so war nun auch die Lothringische Grenze von Truppen der I. und II. Armee siegreich überschritten worden. Der schon durch die Niederlage bei Wörth allein bedingte Rückzug von der Saar mußte nunmehr unter dem Eindrucke einer auch hier verlorenen Schlacht angetreten werden. Die französische Heeresleitung, beeinflußt durch diese beiden am gleichen Tage erfolgten Niederlagen, wurde in ihren Entschlüssen und Anordnungen noch unsicherer als bisher. Die deutschen Korps, noch in den Gebirgen der Pfalz in ihren Bewegungen gehemmt, konnten nun zu freier Entfaltung unaufhaltsam in die sehr gangbare Landschaft Nord-Lothringens vorgeschoben werden. Die Vereinigung der drei deutschen Armeen nach vorwärts, falls solche notwendig werden sollte, war gewährleistet.

Dritter Akt.

Metz. Sedan.

Des Königs Haupquartier wurde am 8. August, zwei Tage nach der Schlacht bei Spichern, nach Saarbrücken verlegt. Die Stadt war erfüllt von Verwundeten, die der König besuchte und mit teilnehmenden und ermutigenden Worten begrüßte. Schon drangen seine Ulanen gegen Metz und die Mosel vor, und die Infanterie der ersten wie der zweiten Armee rückte unaufhaltsam dem Vortrab der Reiterei nach. Am 10. nahm der König das Schlachtfeld vom 6. in Augenschein, wo er vom Rande der Spicherer Höhen auf die steilen Abhänge herabblickte, die seine Soldaten so heldenmütig erstürmt hatten, und wo ein Bauer ihm den Ort zeigte, von dem aus Kaiser Napoleon und sein Sohn am 2. August, dem Tage der „Feuertaufe", das Vorrücken der Franzosen beobachteten. Schon am 8. August hatte der König von Homburg (Pfalz) folgenden Armeebefehl erlassen: „Soldaten! Die Verfolgung des nach blutigen Kämpfen zurückgedrängten Feindes hat bereits einen großen Teil unserer Armee über die Grenze geführt. Mehrere Korps werden heute und morgen den französischen Boden betreten. Ich erwarte, daß die Manneszucht, durch welche Ihr Euch bisher ausgezeichnet habt, sich auch besonders auf feindlichem Gebiete bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigentum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde. Ich baue auf den guten Geist, der die Armee beseelt, zugleich aber auch auf die Strenge und Umsicht aller Führer." Nun erließ er von Saarbrücken aus am 11. August nachstehende Proklamation an das französische Volk: „Wir Wilhelm, König von Preußen, thun den Be-

wohnern der durch die deutschen Armeen besetzten französischen Gebietsteile zu wissen, was folgt: Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte, habe Ich den Oberbefehl über die deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen; Ich bin durch die militärischen Ereignisse dahin gekommen, die Grenzen Frankreichs zu überschreiten. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums zu genießen und zwar so lange, als sie Mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechts berauben werden, ihnen Meinen Schutz angedeihen zu lassen. Die Generale, welche die einzelnen Korps kommandieren, werden durch besondere Bestimmungen, welche zur Kenntnis des Publikums werden gebracht werden, die Maßregeln festsetzen, welche gegen die Gemeinden oder gegen einzelne Personen, die sich in Widerspruch mit den Kriegsgebräuchen setzen, zu ergreifen sind; sie werden in gleicher Weise alles, was sich auf die Requisitionen bezieht, festsetzen, welche durch die Bedürfnisse der Truppen als nötig erachtet werden, sie werden auch die Kursdifferenz zwischen deutscher und französischer Währung feststellen, um so den Einzelverkehr zwischen den Truppen und den Bewohnern zu erleichtern."

Wie würde wohl der Armeebefehl und die Proklamation Napoleons gelautet haben, wenn er der Sieger gewesen? Und wenn vielleicht ähnlich: würden seine Turkos und Zuaven gehört und gefolgt haben? Man vergleiche, was des ersten Napoleon Soldateska 1806 in Preußen that!

Seit diesem 11. August gab es für den greisen Monarchen keine Eisenbahnfahrten mehr. Den Weg von Saarbrücken bis Paris sollte er in seiner Feldequipage zurücklegen, einer einfachen, soliden, festgebauten Kutsche, die vier Sitzplätze enthielt; doch hatte der König bei seinen Fahrten selten mehr als einen seiner Flügeladjutanten bei sich. Zuweilen begleiteten ihn Moltke oder Roon, gelegentlich, doch nicht oft, auch Bismarck, dessen Wagen gewöhnlich dicht hinter dem des Königs fuhr. Die königliche Equipage wurde von vier schönen dunkelbraunen Pferden gezogen, die Postillone — ein Kutscher war

nicht vorhanden — trugen dunkelblaue, verschnürte Jacken und hohe Hüte, die mit Wachstaft überzogen waren. Die beiden Kammerdiener nahmen den Bocksitz ein, einer derselben war ein alter Mann, allem Anscheine nach so alt wie sein Herr, den er von Jugend auf bedient hatte. Vor der Equipage ritt, von einem Offizier geführt, Kavallerie als Eskorte; dem Könige folgten beim Vormarsch die einfachen bequemen Wagen der hohen Stabsoffiziere; hinter denselben kamen die Wagen mit den Subalternen und endlich die Bagagewagen und eine Schwadron am Zaum geführter Pferde, während ein kleiner Trupp der Kavallerieeskorte den Zug beschloß. Das ganze Gefolge war einfach, praktisch und dem Zwecke entsprechend; die Bagage war auf die notwendigsten Bedürfnisse im Felde beschränkt, und König Wilhelms Feldausrüstung stach in ihrer spartanischen Einfachheit außerordentlich gegen den großartigen und beinahe bunten Zug ab, der Napoleon von Sedan in die Gefangenschaft folgte. — Die erste Nacht auf feindlichem Boden verbrachte der König in St. Avold, wo er ein am Marktplatz gelegenes Haus bewohnte. Nun befand er sich thatsächlich „auf dem Feldzuge", wenn er auch erst ein paar Tage später den Kanonendonner hören sollte. Er war unter seinen Soldaten und betrachtete es als seine Pflicht und als sein Vergnügen, sie durch sein persönliches Erscheinen zu neuer Kampfeslust anzuspornen. Aus diesem Grunde brachte er am nächsten Tage ganze Stunden damit zu, auf dem Marktplatze stehend seine Kinder zu begrüßen, als sie beim ununterbrochenen beharrlichen Vorrücken an ihm vorbeimarschierten. Ein Augenzeuge beschreibt die Scene in folgenden Worten: „Ihm zur Seite stand Moltke, groß, hager und widerstandsfähig aussehend, dicht hinter ihm stand Bismarck. Ein paar Generäle hielten sich in seiner Nähe auf, aber es war kein eigentlicher Stab, auch weder eine Wache noch eine Eskorte da. Unter den Generälen standen die Straßenjungen von St. Avold umher, die mit verwunderten Augen zu „Le Roi Prussien" aufschauten. Ein gemeiner Soldat in Hemdsärmeln, der einen Laib Brot in der Hand trug, bestäubte Seine Majestät Ellbogen im Vorübergehen fast mit Mehl, und andere Soldaten standen ganz in der Nähe, so daß sie einen dichten Kreis hinter den Offizieren bildeten. Aber wenn König Wilhelm sich mit bürgerlicher Einfachheit bewegte, so waren die, welche neben ihm standen, Zeugen eines Anblicks, der wohl geeignet

schien, das Herz vor Stolz und Rührung höher schlagen zu lassen. Denn während der Stunden, welche König Wilhelm auf dem Marktplatze von St. Avold zubrachte, hörte das Vorüberströmen der Armee, deren Oberhaupt er war, nicht auf. Jetzt war es ein Regiment Kürassiere in weißen Röcken mit stählernen Brustharnischen, das stattlich dahergeritten kam, während der Boden unter dem Stampfen der kräftigen Rosse erdröhnte und die Luft von dem Hurrarufen der breitbrüstigen Reiter widerhallte; dann wieder kam ein drei Bataillone zählendes Regiment Infanterie, von seinem Musikchore begleitet, in denen acht Mann nebeneinander herschritten, lauter im Marschieren und Biwakieren erprobte Soldaten, denen man es ansah, daß sie jeder Waffenthat gewachsen waren und jede Terrainschwierigkeit überwinden konnten. Die Hurrarufe schwollen zu lauten Ausbrüchen stolzer Freude an, als Regimenter vorüberzogen, deren Reihen durch den heldenmütigen Kampf bei Spichern gelichtet waren, und der König ihnen mit der Hand zuwinkte und sie mit dem beifälligen „Guten Morgen, Soldaten" begrüßte. Husaren, Ulanen und fahrende Artillerie wechselten mit den massenhaften Zügen der Infanteriekorps ab und alle Truppengattungen sahen gleich tüchtig aus. Allen Stabsoffizieren drückte der König die Hand, indem er ein paar Worte mit ihnen wechselte; das größte Vergnügen aber schien es ihm zu machen, wenn er seinen vorüberziehenden Soldaten in das begeisterte Antlitz blickte. War er auch ein König, so war er doch nicht weniger ein Soldat. Es war amüsant, ihn zu hören, wie er einem Soldaten vorwarf, daß er nicht im Schritt marschiere und wie er einen anderen tadelte, weil er sein Gewehr auf der unrechten Schulter trug. Niemand würde geglaubt haben, daß die stramme Gestalt und die breiten Schultern eine Last von 73 Jahren trug."

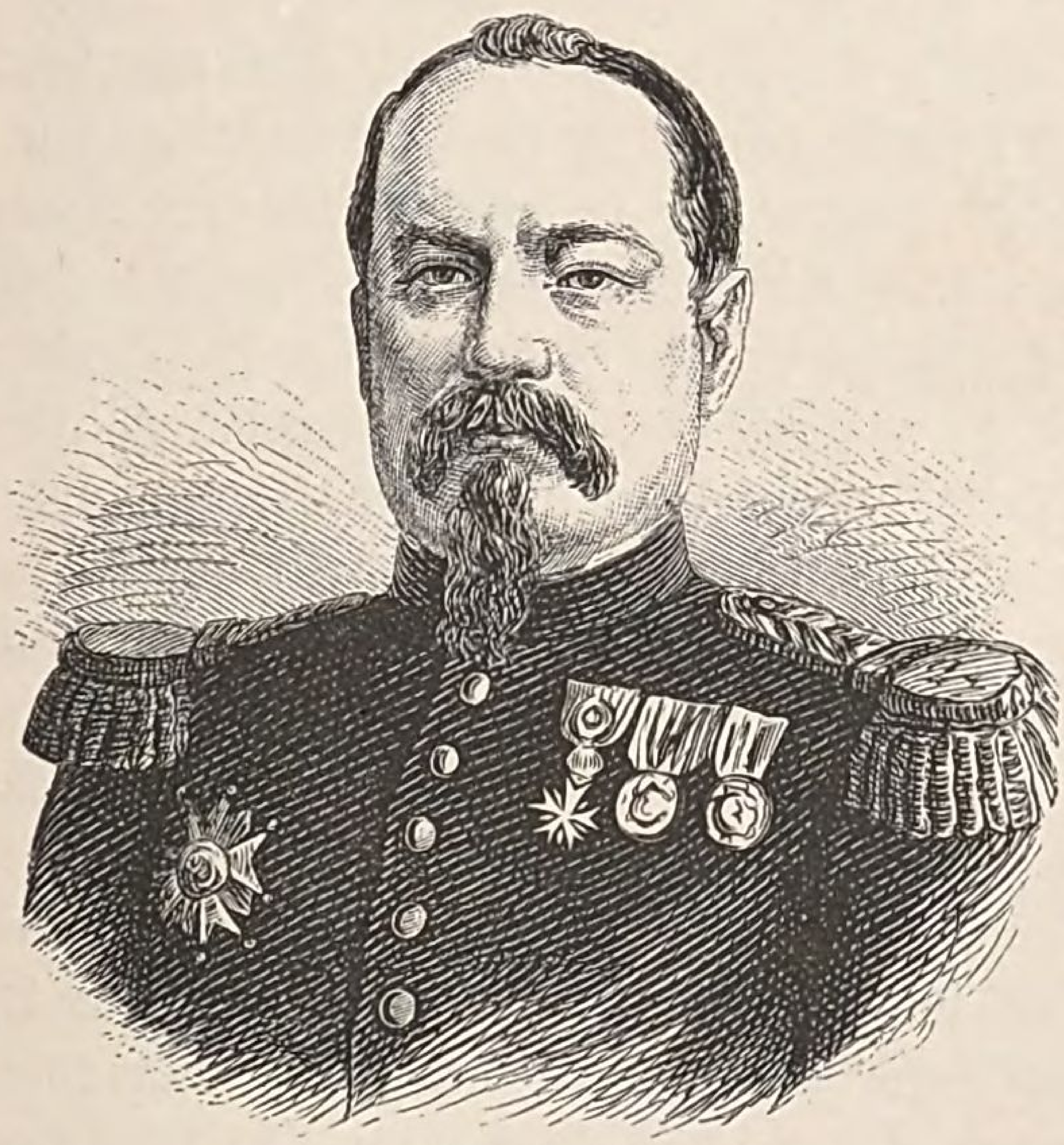
Und an demselben Tage entkleidete sich im nahen Metz der 62jährige Erbe des größten Kriegsnamens seiner Stellung und Würde als Oberstkommandierender!

Am 13. August rückte das Hauptquartier des Königs über Faulquemont, ein armseliges, südöstlich von Metz gelegenes Dörfchen vor, wohin Napoleon sich kaum eine Woche früher von Metz aus begeben hatte, um mit Bazaine zu beraten, wie sie sich am besten aus dem bösen Handel ziehen könnten, und ward ein paar Meilen näher zur Mosel in das Dorf Herny verlegt, wo sich der König beim Pfarrer

einquartierte. Bereits am folgenden Tage donnerten die Kanonen. Was war geschehen?

Der alte Blücher hatte in seiner Art belehrend gewettert: „Immer dem Feinde in den Hosen gesessen.“ Die gelehrigen Enkel befolgten diese Mahnung nach den Kämpfen des 6. August durchaus und auf der ganzen Linie. Die I. Armee war durch den Spicherer Sieg bedeutend ins Vordertreffen gerückt: sie stand nur 10 Meilen von Metz und der Mosel entfernt. Die II. Armee hatte erst Zweibrücken erreicht; die III. Armee stand noch vor den Vogesen, war also am weitesten zurück. Die Entscheidungsschlacht erwartete man an der Mosel zu schlagen, wo die drei Armeen gleichzeitig anlangen sollten. Deshalb mußte die I. Armee langsam gegen Metz, die II. etwas schneller gegen Pont-à-Mousson, die III. möglichst rasch durch die Vogesen gegen Nancy marschieren. Die schwerste Aufgabe hatte demnach der Kronprinz zu lösen, denn das Gebirge lag im Schleier des Geheimnisses: man mußte darauf gefaßt sein, daß die Flucht Mac Mahons im Gebirge ihr Ende erreicht, daß er Verstärkungen an sich gezogen habe, daß die kleinen Meisterwerke des Festungserbauers Vauban den Vormarsch sehr hindern würden, daß Mac Mahon jeden Paß und jede Höhe mit seinem Blute verteidigen könne, daß die Bergbewohner ihm sicher allen Beistand gewährten. Trotzdem mußte der Kronprinz Truppen von seiner Armee abgeben: General Werder erhielt die nötigen Mannschaften zum Zuge gegen Süden, auf Straßburg, das erst nach langer Belagerung von seinem eisernen Verteidiger Uhrich übergeben werden sollte. Zur Cernierung der kleinen Vogesenfestungen Bitsch, Pfalzburg, Lützelstein, Lichtenberg und Marsal wurden das II. bayerische Korps und die württembergische Division bestimmt. Mit der größten Vorsicht drang der Kronprinz ins feindliche Gebirge vor; am 8. August hatte er sein Hauptquartier noch in Merzweiler, am 9. in Ober-Moddern. Alles war erstaunt, keinen Widerstand, alle Pässe, Tunnele und Höhen offen und unverteidigt zu finden. Am 11. war das Hauptquartier bereits in Petersbach, die III. Armee stand hinter den Vogesen, im eigentlichen Frankreich. Sofort suchte sie ihre Verbindung mit der II. Armee zu bewerkstelligen. Es geschah, indem das IV. Armeekorps der II. Armee am 11. entgegenkommend Saar-Union besetzte. Am 12. August stand die III. Armee, auf kaum 2 Meilen konzentriert, an der Saar, in

gleicher Höhe mit der II., während die I. in steter Fühlung mit dieser die Nied erreicht hatte (rechter Flügel bei Volmarenge, Centrum bei Varize, linker Flügel bei Fouligny). Vor diesen Armeen als Vorhang, der alle ihre Bewegungen verhüllte, die deutsche Reiterei: schon am 12. August nahmen etliche 30 Ulanen das schöne Nanzig für einige Stunden ein. Am 13. August rückte die ganze Linie der drei Armeen noch bedeutend vorwärts, die Reiterei brachte wertvolle Nachrichten über die Stellungen und Bewegungen des



Achille Bazaine.

Feindes. Am 14. war die I. Armee bereits am Feinde, der an 230 000 Mann stark noch immer in und um das furchtbare Metz lag.

Der äußerst gefährliche Plan Bazaines war, nicht bei Metz die Entscheidungsschlacht zu liefern, sondern die Mosellinie aufzugeben, an die Maas — wenigstens bis Verdun — zurückzugehen, Mac Mahon mit seinen Resten und mit den Truppen und Reserven des Lagers von Chalons an sich zu ziehen, und so mit mindestens 350 000 Mann die deutschen Heere in den neuen befestigten Stellungen zu erwarten. Folgten ihm die Deutschen, so mußten sie ihre Armeen durch Zurücklassung vieler Besatzungs- und Belagerungstruppen ganz bedeutend schwächen; Metz war mit den zurückzulassen-

den 30—40 000 Verteidigern uneinnehmbar und hatte für diese Zahl Vorräte auf acht Monate, so daß die Cernierung und Belagerung dieses Punktes allein 60 000 Deutsche beanspruchte. Fiel die Entscheidungsschlacht an der Maas glücklich für Frankreich aus, so war die Lage der Deutschen eine kritische; wenn nicht, so ging Bazaine auf Chalons zurück, um wieder in vortrefflichen Stellungen und bedeutend verstärkt eine Schlacht anzunehmen den Deutschen gegenüber, die bei jedem weiteren Vordringen in Frankreich schwächer werden mußten, wie er wenigstens annahm; sein Sieg bei Chalons mußte den Deutschen verderblich werden, während seine Niederlage nur seinen Rückmarsch auf die größte Festung der Welt, auf Paris, zur Folge haben konnte, vor dessen Mauern unter den günstigsten Verhältnissen die dritte Schlacht geliefert werden konnte; brachte auch sie eine Niederlage, so nahm Paris die geschlagene Armee auf, durch die es zugleich uneinnehmbar wurde. Mittlerweile hätte wie Anno 92 und 93 das ganze Land sich erhoben und werde dann den Feind wie Spreu hinwegfegen.

Was Napoleon selbst mit dem Schwerte verdorben, konnte vielleicht seine wegen ihrer diplomatischen Gewandtheit berüchtigte Feder wieder ausgleichen. Das Amtsblatt brachte nachstehenden, sehr durchsichtigen Artikel: „Es giebt im Leben der Völker feierliche und entscheidende Stunden, in denen Gott ihnen Gelegenheit bietet zu zeigen, was sie sind, was sie vermögen. Dieser Augenblick ist für Frankreich gekommen. Man behauptete manchmal, daß die große Nation, unerschrocken im Aufschwung und Erfolge, Unglücksfälle schwer ertrage. Was heute vorgeht, berichtigt diese Verleumdung. Die Haltung der Bevölkerung ist nicht die der Entmutigung, sie ist die der patriotischen Wut und erhaben. Gegen die Eindringlinge in Frankreich, die hier ihr Grab finden sollen, werden alle Franzosen sich erheben wie ein Mann. Diese denken an ihre Vorfahren, deren Söhne Jahrhunderte des Ruhmes hinter sich und eine Zukunft vor sich haben, die ihr Heroismus frei und mächtig machen soll. Niemals war das Vaterland für den Geist der Ergebenheit und Opferwilligkeit besser vorbereitet, niemals ließ es imposanter und großartiger die Kraft und den Stolz des Nationalcharakters erblicken. Es schreit mit Enthusiasmus: Auf zu den Waffen! Siegen oder Sterben ist die Devise. — Während unsere

Soldaten den Boden des Vaterlandes heroisch verteidigen, beunruhigt sich Europa mit Recht über die Erfolge Preußens. Man weiß nicht, wie weit der Ehrgeiz dieser unersättlichen Macht gehen könnte, wenn sie durch einen endgültigen Triumph überreizt würde. Es ist ein unveränderliches Gesetz der Geschichte, daß jedes Volk, welches durch übertriebene Gelüste das allgemeine Gleichgewicht stört, einen Rückschlag gegen seine Siege hervorruft und alle anderen Völker gegen sich kehrt. Es kann nicht fehlen, daß diese Wahrheit sich noch einmal durch Thatsachen bewähre. Wer ist demnach an der Wiedererstehung des Kaisertums in Deutschland interessiert? wer kann denn wünschen, daß die Nordsee und die Ostsee preußische Seen werden? Etwa Schweden-Norwegen, Dänemark, die durch Preußens Triumph würden vernichtet werden? Etwa Rußland, das mehr als irgend eine andere Macht dabei interessiert ist, das Gleichgewicht im Norden gegen die germanischen Gelüste zu retten? Etwa England, das als große See- und Schutzmacht Dänemarks den Fortschritten der preußischen Marine widerstreitet? Etwa das durch die kühnen Intriguen Bismarcks bereits bedrohte Holland? — Was Österreich betrifft, so würde die Wiederherstellung des germanischen Kaisertums zum Vorteile des Hauses Hohenzollern der verhängnisvollste Schlag nicht nur gegen die Dynastie Habsburg, sondern auch gegen den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie sein. Preußen wird sicherlich versuchen, dem Wiener Kabinett Versprechungen zu machen; aber man kennt den Glauben, den man Bismarcks Worten schenken darf. Keine Garantie könnte stärker sein als jene Bande waren, welche Preußen mit dem deutschen Bunde vereinigten, und die Preußen uns und seinen Pflichten wie Verpflichtungen zum Trotze so gewaltthätig zerriß! Der endgültige Triumph Hohenzollerns würde für Italien nicht weniger unheilvoll als für Österreich sein. Ein germanisches Kaisertum würde um jeden Preis Küsten haben wollen; es müßte dieselben im Süden ebenso wie im Norden, es würde Venedig und Triest ebenso wie Kiel und Amsterdam haben wollen. Italien wäre in seiner Regenerierung gefährdet. Wir appellieren mit Vertrauen an die Weisheit der Regierungen und der Völker, um Europa dem preußischen Despotismus zu entreißen, um uns sei es durch Allianzen sei es durch Sympathieen zu helfen, das europäische Gleichgewicht zu retten. Bereits sind günstige Anzeichen

von England zu signalisieren, das, durch unsere so kategorischen und so loyalen Erklärungen bezüglich der belgischen Neutralität vollständig befriedigt, unsere Nordgrenze deckt, indem es sich bereit zeigt, sie von der belgischen Seite zu verteidigen, wenn Preußen sie verletzen wolle. Schweden, Norwegen und Dänemark zeigen eine von Patriotismus gehobene Haltung. Der Kaiser von Rußland beehrt unseren Botschafter mit ganz besonderem Wohlwollen, und die hervorragendsten Organe der russischen Presse führen eine für Preußen ungünstige Sprache. Die Wiener Journale, welche anfänglich schüchtern gewisse Sympathieen für Bismarck zeigten, sind gezwungen, der öffentlichen Meinung nachzugeben und führen eine den wahrhaften Interessen Österreichs entsprechende Sprache. Der Kaiser von Österreich, der König von Italien und ihre Regierungen treffen Dispositionen, die uns mehr und mehr befriedigen. Österreich und Italien rüsten eifrig. Die Ministerien in Wien und Pest gehorchen einem gemeinsamen Gedanken, und der Augenblick naht, wo Preußen von dieser Seite her den ernstesten und schwierigsten Verlegenheiten begegnen wird. Unsere Diplomatie wird nicht minder thätig sein als unsere Armee. Frankreich macht eine äußerste Anstrengung. Vertrauen! Vertrauen! Unser Patriotismus ist auf der Höhe aller Gefahren. Je schwieriger die Verhältnisse werden, desto energischer wird die Nation sein. Alle Spaltungen hören auf, die französische Größe drückt einmütig die praktischsten Gedanken aus, die edelste Mitwirkung des Senats und des Gesetzgebenden Körpers wird unsern Truppen neue Stärke verleihen, und das Frankreich von 1870 wird den Völkern Europas zeigen, daß wir noch nicht entartet sind."

Der von seinen Gesandten und Botschaftern aufs neue belogene unglückselige Mann belog damit sein Volk aufs neue, wohl auch sich selbst; aber die Welt konnte er nicht mehr täuschen. Der dankbare König von Italien hätte dem Freunde zwar gerne geholfen, aber die Einsichtigsten seines Volkes erkannten, daß die wahren Interessen Italiens nicht mehr an Frankreichs Seite erreicht und gewahrt werden könnten. Der in allem Großen kleine und in allem Kleinen große Todfeind Bismarcks in Wien, Graf Beust, hätte zwar gerne seinen Herrn zur Rache für 1866 gewonnen, aber er fürchtete die teutonischen Wallungen der Deutschen in Österreich; die Magyaren ihrerseits erwogen, daß etwaige Siege der Armee die Verhältnisse

vor 1866 in einer für ihre noch so junge Selbständigkeit höchst bedrohlichen Art wiederherstellen würden; und der Kaiser selbst gedachte dankbar der rücksichtsvollen und staatsklugen Schonung, welche das beispiellos siegreiche Preußen 1866 vor den Thoren Wiens gezeigt, und mußte befürchten, daß eine neue Niederlage in solchem Kriege ungleich größere und verderblichere Folgen als 1866 nach sich ziehen würde. Dänemark allein hätte gerne losgeschlagen, wenn die französische Flotte mit großem Landungsheere ebenso imposant in der Nord- und Ostsee und vor Kopenhagen erschienen wäre, wie sie so wenig leistungsfähig thatsächlich war. England, Belgien und Holland sahen voll Furcht und verbissenen Grimmes auf die deutschen Erfolge, fanden es aber nicht ratsam, ihren Herzensregungen nachzugeben. Die russische Presse hatte gar nichts zu sagen, während der Kaiser sich des Krimkriegs und der Haltung Frankreichs gegenüber dem jüngsten polnischen Aufstande, nicht minder des so entgegengesetzten Verhaltens seines nahen Verwandten Wilhelm in derselben wie in anderen Fragen erinnerte. Und wenn selbst die Vereinigten Staaten in unkluger Dankbarkeit, wenn auch nur platonisch, ihre hundertjährige Schuld für Frankreichs Hülfe im Befreiungskriege jetzt hätten abtragen wollen, so lag das mexikanische Attentat Napoleons auf die freie Bewegung der neuen Welt doch noch zu nahe und die Haltung der zahlreichen Deutschen jenseits des Ozeans hätte jedenfalls auch schwer genug auf die Wagschale der Entscheidung gedrückt.

Und wie sich der Kaiser Napoleon als Diplomat verrechnete, so auch der Marschall Bazaine als Soldat, indem er trotz den bitteren Erfahrungen die deutsche Armee nach der französischen beurteilte und sich in der gemächlichen Vorbereitung der Ausführung seines Planes durch die rasche und furchtbare Energie des Vormarsches der drei Armeen plötzlich gestört sah. Bazaine befahl am 13. August erst nachmittags $3\frac{1}{2}$ Uhr, daß die Truppen am 14. früh 5 Uhr marschbereit sein sollten, um vom rechten auf das linke Moselufer überzugehen; der Mann solle Mundvorrat auf drei Tage mitnehmen; die Intendanten sollten möglichst viel Lebensmittel aus Metz fortschaffen und nur das für die zurückbleibende Besatzung Nötige dort belassen; die Festungswerke waren mit 702 Geschützen besetzt, aber — — fast keines derselben hatte ausreichenden Schuß-

vorrat — wer hätte auch zwischen dem 15. und 31. Juli an eine Belagerung von Metz gedacht, wo man doch vom Geringsten bis zum Höchsten nur von einem militärischen Spaziergang nach Berlin geträumt! — und statt der reglementmäßigen 50 Millionen Patronen für die Infanterie fanden sich nur 5 Millionen vor. Auch der Kaiser wollte am 14. Metz verlassen und zunächst in Longeville seine zurückgehende „Rheinarmee" erwarten, dann nach Chalons gehen. Aber schon am Abend des 13. waren die Vortruppen der I. Armee Metz so nahe, daß sie die französischen Lagerfeuer sahen und die Signale der Feinde hörten. Am nächsten Morgen erhielt Bazaine die Meldung, daß drüben alles ruhig sei, daß man keine Annäherung der Preußen oder irgend eine Aufstellung bemerke, welche nur im entferntesten auf ein Vorgehen hindeute. Er bereitet $5\frac{1}{2}$ Uhr persönlich die Vorposten und gewinnt keine Ahnung, daß die I. Armee kaum $\frac{3}{4}$ Meilen von ihm entfernt sei. Gemächlich befiehlt er, gemächlich gehorcht man. Langsam ziehen die Trainkolonnen über den Fluß, zwischen sie drängen sich hundertweis gekoppelte Packpferde. Es folgen einzelne Korps, die Truppen geraten in die Kolonnen der Wagen; es stockt, es verwirrt sich; der große Schwarm von Menschen drängt mit den Wagen nach Metz hinein; aber die Gassen sind seit heute Nacht vollgepfropft mit flüchtigen Landbewohnern und ihrer Habe. Erst gegen Mittag ist einige Ordnung geschaffen und ein Teil der Armee auf dem linken Moselufer angekommen. An den Straßenecken von Metz lesen Einwohner, Flüchtlinge, Soldaten Napoleons Proklamation: „Indem ich Euch verlasse, um die Invasion zu bekämpfen, vertraue ich Euerem Patriotismus die Verteidigung dieser großen Stadt an. Ihr werdet nicht zulassen, daß der Feind sich dieses Walles von Frankreich bemächtige. Ihr werdet an Mut und Aufopferung mit der Armee wetteifern. Für die Aufnahme, welche ich in Eueren Mauern gefunden, werde ich stets ein dankbares Andenken bewahren, und ich hoffe, daß ich in glücklichen Zeiten Euch für Eure edle Haltung werde danken können." Vor 14 Tagen hatte man ihn noch umjubelt, hatte Metz illuminiert. Heute sieht man geringschätzige Mienen, hört böse verächtliche Äußerungen. In all den Wirrwarr fahren eben die Wagen des abreisenden, bleichen und finsteren Kaisers; kein Laut begleitet ihn und „das Kind Frankreichs" an seiner Seite; als einige Jungen Vive

l'Empereur! rufen, lacht alles; um 1 Uhr hat er die Mauern von Metz hinter sich. Zwei Stunden später hört man plötzlich eine knatternde Salve, es fallen Kanonenschüsse. Halt! tönt das Kommando. Die Truppen halten mitten in der Stadt. Kehrt! Marsch! Sie folgen freudig: sie gehen lieber gegen den Feind als zurück. Es scheint wieder ein blinder Lärm zu sein, ein Vorpostengeplänkel! Nach einer weiteren halben Stunde hat Bazaine jedoch die Gewißheit, daß die Preußen wirklich da sind, daß sie wirklich angreifen. Statt den Rückmarsch nunmehr zu beschleunigen, gedenkt er noch vor Thorschluß einen sicheren Sieg über die Avantgarde der Preußen, deren Armeen unmöglich bereits hier sein können, einzuheimsen. Ein Irrlicht verlockt ihn zur Annahme der angebotenen Schlacht; die ganze Festung wird ihn unterstützen, im Notfall vereint mit der nicht mehr sehr fernen Nacht ihn schützen.

Aber Moltke hat noch abends 9 Uhr am 13. den Armee-Kommandos folgendes mitgeteilt: „Nach den bisher eingegangenen Nachrichten haben heute Vormittag noch größere Abteilungen des Feindes bei Servigny und Borny diesseits Metz gehalten. Seine Majestät befehlen: daß die I. Armee morgen den 14. August in ihrer Stellung an der französischen Nied verbleibt und durch vorgeschobene Avantgarden beobachtet, ob der Feind sich zurückzieht oder zum Angriffe vorgeht. In Berücksichtigung des letzteren Falles wird von der II. Armee morgen das 3. Korps vorerst nur in die Höhe von Pagny, das 9. Korps auf Buchy vorrücken, wo sie in der Entfernung einer Meile bereit stehen, bei rechtzeitigem Aufbruche in ein ernstes Gefecht vor Metz einzugreifen. Andererseits ist die I. Armee in der Lage jedes Vorgehen des Feindes gegen Süden durch einen Flankenangriff zu verhindern. Die übrigen Korps der II. Armee setzen den Vormarsch gegen die Moselstrecke von Pont à Mousson bis Marbache fort. Das 10. Korps nimmt Stellung vorwärts Pont à Mousson. Die Kavallerie beider Armeen ist möglichst weit vorzuschieben und hat einen etwaigen Rückzug des Feindes auf der Straße von Metz nach Verdun zu beunruhigen."

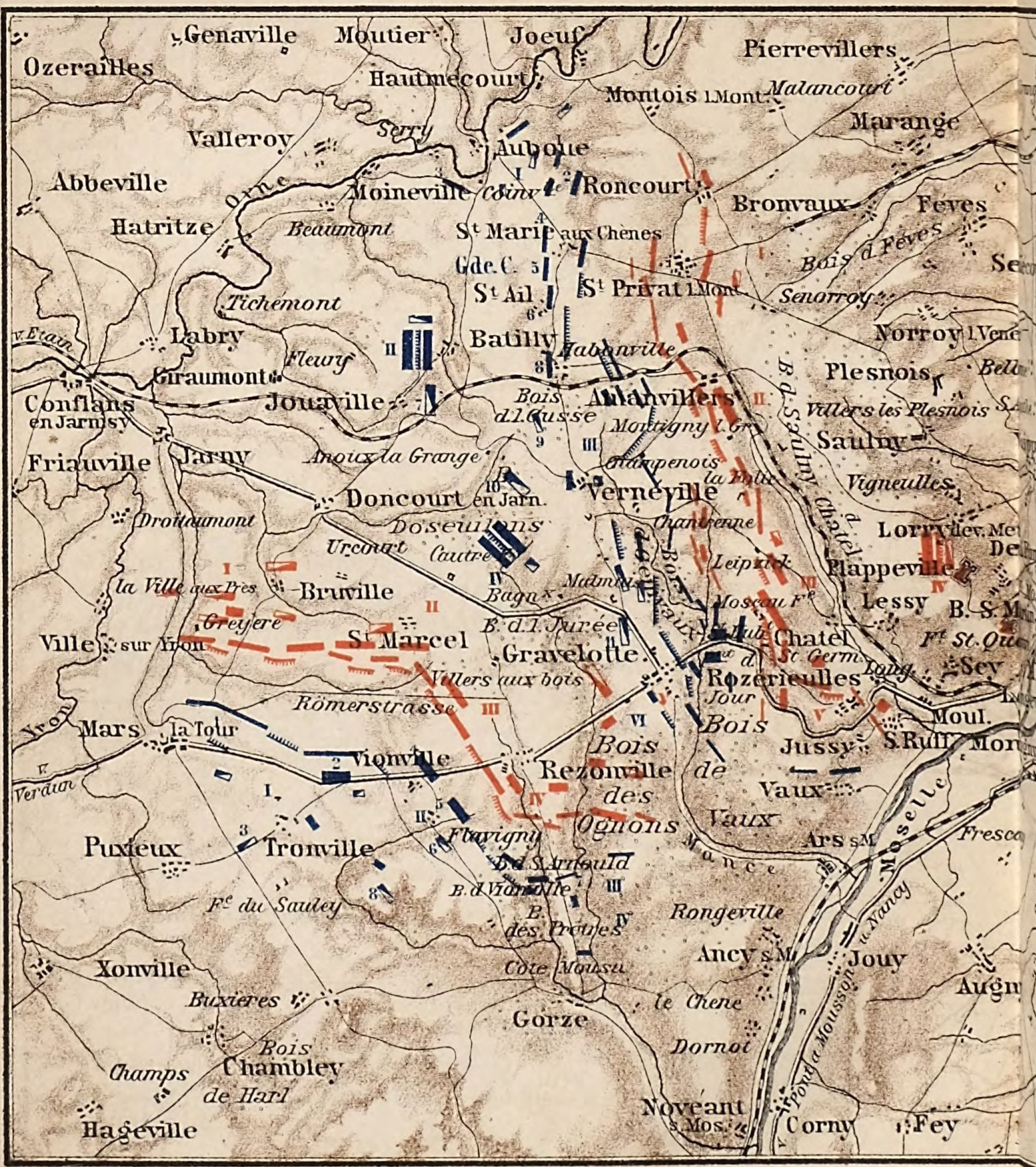
Mit anderen Worten: die II. Armee soll so schnell wie möglich südlich von Metz an und über die Mosel vorgehen. Versucht der Feind, diesen Übergang als eine gefährliche Bedrohung seiner Rückzugslinie zu hindern, so soll die I. Armee angreifen. Falls der

Feind dies nicht thut, sondern die I. Armee selbstverständlich mit aller Macht angreift, so sollen genügende Teile der II. Armee nahe sein, den Sieg zu sichern. Ist jedoch die Masse des Feindes bereits auf dem Rückzug auf die Maaslinie begriffen, so wird die Reiterei ihn beunruhigen, während die Hauptmacht der II. Armee in Gewaltmärschen parallel der Rückzugslinie des Feindes noch vor ihm oder wenigstens gleichzeitig die Maaslinie erreichen muß, so daß eine Vereinigung Mac Mahons und Bazaines unter allen Umständen verhindert wird.

Aus den Bewegungen des Feindes vor Metz durfte der General von der Goltz schließen, daß Bazaine einen Stoß gegen Süden auf den Moselübergang der II. Armee vorbereite. Deshalb griff er gegen 4 Uhr Colombey an, wo das III. französische Korps sich soeben anschickte, seine für die Verteidigung wohlvorbereiteten Stellungen ebenfalls zu verlassen. Die Preußen entrissen ihnen im ersten Anlaufe, obgleich die kaiserliche Garde dem III. Korps als Reserve im Rücken stand, Colombey, la Planchette, Lauvallier und Nouilly; in furchtbarem Kampfe versuchten die Franzosen, das Verlorene zurückzuerobern, was ihnen jedoch nur vorübergehend bloß in Nouilly gelang. Kurz vor 5 Uhr langte Manteuffel an und ging sofort gegen das IV. französische Korps vor, welches den linken Flügel bildete. Gegen 7 Uhr erreichte der wütende Kampf seinen Höhepunkt. Die II. Armee schickte die schleswig-holsteinsche Division Wrangel zu Hülfe, Bazaine ließ nicht seine ganze Macht vorgehen, die Nacht brach heran und die Deutschen behaupteten das Schlachtfeld. Da eine Verfolgung des Sieges wegen der Nähe der Forts unmöglich war, so behaupteten die Franzosen gesiegt zu haben — obgleich die Westfalen auf dem Schlachtfelde biwakierten — und der Kaiser selbst beglückwünschte Bazaine dazu, daß er „den Zauber gebrochen" habe. Fünf preußische Brigaden hatten gegen fünf französische Divisionen gekämpft; jene hatten an 5000, diese 3600 Verwundete und Tote.

Bazaine hatte durch seine Unklugheit einen kostbaren Tag verloren. Aber während der König am 15. August, am Napoleonstage, einen Ritt über das Schlachtfeld machte und dabei den Metzer Werken so nahe kam, daß auf ihn geschossen wurde, vertrödelte Bazaine auch diesen Tag und blieb in und um Metz, ohne auch heute etwas

KARTE DER SCHLACH



Verlag von Eugen Crusius
in Kaiserslautern u. Leipzig

Deutsche

- Infanterie
- Cavallerie
- Artillerie

Schlacht bei Colombey.

Deutsche:

I *1. Corps*	2 *2. Div.*	6 *14. Divis.*
II *7. Corps*	3 *1. Div.*	7 *1. Divis.*
III *9. Corps*	4 *26. Br.*	8 *35. Rgt.*
1 *3. Cav. Div.*	5 *25. Br.*	

Franzosen:

- I *4. Corps*
- II *Garde*
- III *3. Corps*

Die Schlacht be

Deutsc

I *10. Corps*	1 *38. Brig.*
II *3.* "	2 *20. Div.*
III *8.* "	3 *11. Cav. Br.*
IV *9.* "	4 *6. Div.*

Franzose

I *4. Corps*	IV *Garde*
II *3.* "	V *2. Cps.*
III *6.* "	

Maafsstab

HTFELDER VOR METZ



Kartogr. Anst. v. Hermann Keil, Gotha.

bei Vionville:

tsche:

rig.	5 5. Divis.
r.	6 12. Cav.Br.
Brig.	7 32. Brig.
r.	8 15. Cav.Br.

osen:

de

s.

Schlacht bei Gravelotte:

Deutsche:

I 12. Cps.	V 8. Cps.	3 46. Br.	7 5. Cav.D.
II 10. "	VI 7. "	4 47. "	8 3. G.I.B.
III 9. "	1 48. Br.	5 1. G.I.B.	9 25. Cav.B.
IV 3. "	2 45. "	6 4. "	10 6. Cav.D.
11 1. Cav.D.	12 32. B.		

Franzosen

I 6. Corps	III 3. Corps	V 2. Corps
II 4. "	IV Garde	

Franzosen

Infanterie

Cavallerie

Artillerie

ab 1:160 000

geogr. Meilen

gegen Süden zu unternehmen. Hier hatte die II. Armee bereits am 14. begonnen, bei Pont à Mousson — etwa 4 Meilen von Metz — die Mosel zu überschreiten; am 15. ging der größere Teil der II. Armee über den Fluß, der Kronprinz mit der III. war bereits in Luneville; von der I. Armee behielt das erste Korps seine Stellungen, das 7. und 8. aber nahm Stellung an der Mosel im Norden von Metz. Schon am Abend des 15. war Bazaine dem-



Karl Rochus Edwin v. Manteuffel.

nach halb umzingelt. Abends 7 Uhr gab Prinz Friedrich Karl in Pont à Mousson für den 16. den Befehl, daß Alvensleben mit dem 3. Armeekorps und mit der 6. Kavalleriedivision zwischen diesem Orte und Metz die Mosel überschreiten und über Novéant-Gorze die Straße Metz-Verdun bei Mars-la-Tour und Vionville erreichen solle; das 10. Armeekorps mit der 5. Kavallerie-Division setzen den Marsch auf Verdun etwa bis St. Hilaire-Maizeray fort; das 12. Korps marschiert von Nomény nach Pont à Mousson, das

Gardekorps nach Bernécourt, das 4. nach Les Saizerais und Marbache, das 9. folgt dem 3., das 2. beginnt am 17. den Übergang bei Pont à Mousson. Das 3. Korps setzt sich sofort in Marsch, seine Spitzen erreichen noch am späten Abend Gorze und Onville; am 16. um $4^1/_2$ und 5 Uhr morgens brechen die Rastlosen wieder auf. Bald können die Spitzen die vorgeschobenen Posten der Franzosen bei Vionville und Tronville sehen. Die französische Armee marschiert in großen Massen auf beiden nach Verdun führenden Chausseen und lagert zum Teil seitwärts derselben auf dem Plateau. Alvensleben meldet der 5. Kavallerie-Division (Rheinbaben), er werde angreifen; dieser antwortet: „Ich werde mit der ganzen Division dem Angriff zu Hilfe kommen."

Die Straße von Metz nach Verdun geht zunächst an der Mosel eine Strecke in südwestlicher Richtung hinauf, bricht plötzlich nach Westen um, gabelt nach kurzem Laufe nach Norden (Chatel, Amanvillers, St. Privat) und im Zickzack nach Westen bis Gravelotte, von hier nordwestlich (Doncourt, Jarny) und westlich (Rezonville, Vionville, Mars-la-Tour). Am Morgen des 16. sind selbst die Spitzen der Armee Bazaines noch nicht über Mars-la-Tour hinausgekommen; der größte Teil war sogar noch zwischen Gravelotte und Metz; von Gravelotte an nach Rezonville und Vionville standen die Korps Frossard und Canrobert, ihnen zunächst Bourbaki mit der Garde; der linke Flügel, Leboeuf und Ladmirault, sollte gar bis Nachmittag noch in den Lagern bei Metz bleiben. Ein kleiner Truppenteil begleitete in aller Frühe auf der Straße Gravelotte-Jarny den Kaiser, der in Gravelotte übernachtet hatte. Als nun die beiden Kavalleriedivisionen der Preußen teils über Gorze gegen Rezonville, teils über Tronville gegen Vionville vorgehen und die französische Reiterei, auf die sie treffen, zurückwerfen; als dann gegen 10 Uhr die beiden Divisionen des brandenburgischen Korps ihnen folgen, da verwendet Bazaine gegen sie nur das Korps Frossard und einen Teil von Canroberts Truppen; den Rest derselben und die Garde behält er bei Rezonville und Gravelotte, um einen etwaigen Angriff aus den Wäldern südlich dieser beiden Dörfer abzuwehren. Seine Hauptsorge war eben, daß die Preußen sich zwischen ihn und Metz schieben möchten; darauf verfiel er nicht, daß sie sich zwischen ihn und Verdun bez. Mac Mahon schieben und ihn selbst wieder

nach Metz treiben möchten! So war den Brandenburgern ihre Aufgabe etwas erleichtert, obgleich auch diese Übermacht schon schwer genug war. Gegen $^1/_2$12 Uhr gelang es ihnen sogar Vionville, das sie von drei Seiten umfaßten, zu nehmen, und etwas später unter schrecklichen Verlusten das südöstlich davon (nicht an der Straße) gelegene Flavigny zu stürmen. Dadurch hatte die nunmehr nach



Friedrich Karl, Prinz von Preußen.

Osten gewendete deutsche Front feste Stützpunkte gewonnen und sich zugleich erheblich verkürzt; allein immer noch entbehrte sie der erforderlichen Tiefe und schwebte in größter Gefahr, von dem stärkeren Feinde durchbrochen oder überflügelt zu werden. Bazaine jagte fortwährend neue Massen gegen die verzweifelt Kämpfenden, so daß noch um 2 Uhr 150 000 Franzosen gegen 38 000 Preußen stritten, denen dann nur noch ca. 30 000 Mann zu Hilfe kamen. Alvensleben, und später Friedrich Karl, der auf die Meldung von dem ent-

brannten Kampf in weniger als einer Stunde einen Ritt von über drei Meilen machte und um $^1/_2$4 Uhr im Walde südöstlich von Flavigny eintraf, suchten der drohenden Gefahr durch stets erneuerte blutige Angriffe, vornehmlich der Reiterei, vorzubeugen. Es galt, durch äußerste Kühnheit Bazaine die Meinung beizubringen, daß er die ganze Armee vor sich habe, daß immer neue Verstärkungen einträfen, daß seine Angriffe bloß nutzloses Blutvergießen wären, daß er auf dieser Straße nicht durchdringen könne, daß er eine andere Straße ins Auge fassen müsse, — damit er also durch Änderung seiner Dispositionen so viel Zeit verliere, bis die Preußen in einer Stärke auf dem Platze sein könnten, welche den Durchbruch sicher verhinderte. Besonders glänzend war der Todesritt der Halberstädter Kürassiere und der altmärkischen Ulanen, die Alvensleben in dem furchtbarsten Momente der Entscheidung unter der Führung des Generalmajors Bredow auf den Feind werfen mußte; sie stürzten sich den Tod vor Augen auf die Batterieen, überritten sie, brausten weiter auf Infanteriekolonnen, die sie sprengten, drangen in eine Mitrailleusen-Batterie, bis die feindliche Reiterei die Atemlosen faßte, durch die sie dann noch den Rückweg sich bahnen mußten; sie kamen mit furchtbaren Verlusten bei Flavigny wieder an. Einen solchen Angriff konnte nur ein starker Gegner wagen; die Täuschung war gelungen. Trotzdem unternahmen die Franzosen neuerdings gewaltige Vorstöße; es war ein furchtbares Ringen auf engem Raume. Mit jedem Augenblick wird die Lage der Deutschen bedenklicher, da auf dem rechten Flügel des Feindes auch Leboeuf und Ladmirault heranrücken. Glücklicherweise kommen fast gleichzeitig auch die Hannoveraner (10. Korps) unter Voigts-Rhetz heran und marschieren zwischen Vionville und Mars-la-Tour nördlich über die Verduner Straße gegen Leboeuf. Einen Augenblick steht hier alles auf dem Spiele; denn gleichzeitig trifft die Division Cissey vom Korps Ladmirault ein, und nur ein ungestümer Angriff der deutschen Kavallerie macht den Hannoveranern wieder Luft. Für die tapferen Brandenburger war die Lage durch die Ankunft des neuen Korps wesentlich besser geworden; nun treffen auch ein paar rheinische und rheinhessische Regimenter und Batterieen ein und gaben die Kraft zu Vorstößen gegen Rezonville und Gravelotte, wodurch Bazaine in seiner Besorgnis für seinen äußersten linken Flügel wieder bestärkt wird

und seine Reserven dort zurückhält, statt sie gegen den Feind zu führen. So bricht allmählich die Dämmerung herein, von den Deutschen freudig als hilfreiche Freundin begrüßt; denn ihre Kräfte sind erschöpft und neue Verstärkungen sind so bald nicht zu erwarten. Noch einmal unternimmt Friedrich Karl mit einer brandenburgischen und einer hannoverschen Division von Vionville einen Angriff auf Rezonville; er hat keinen Erfolg, aber der letzte Schwertstreich ist von deutscher Seite gefallen und damit der Beweis geliefert, daß die deutsche Armee nicht geschlagen ist. Dann senkt sich die Nacht auf das Schlachtfeld und die Truppen biwakieren erschöpft von den fast übermenschlichen Anstrengungen anf dem blutgetränkten eroberten Boden. Die Verluste waren auf beiden Seiten etwa gleich, je 16 000 Mann: eine der blutigsten Schlachten der Weltgeschichte. Den Deutschen war es nicht gelungen, die Franzosen aus ihren Hauptstellungen zu vertreiben; die Franzosen hatten Vionville nicht nehmen und sich die Straße über Mars-la-Tour nicht öffnen können. Damit hatte die Schlacht für sie den einzigen Zweck verfehlt, den sie haben konnte, und so räumten sie über Nacht ihre Stellungen und bereiteten ihren Abmarsch auf der nördlichen Straße vor, die bei Gravelotte abzweigt.

Erschütternd, wie Freiligrath rühmte und klagte: „Sie haben Tod und Verderben gespie'n: wir haben es nicht gelitten. Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n, wir haben sie niedergeritten. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt, tief die Lanzen und hoch die Fahnen, so haben wir sie zusammengesprengt, — Kürassiere wir und Ulanen. Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt; wohl wichen sie unsern Hieben, doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt, unser zweiter Mann ist geblieben. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft, so lagen sie bleich auf dem Rasen, in der Kraft, in der Jugend dahingerafft, — nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen! Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein; da, — die mutig mit schmetterndem Grimme uns geführt in den herrlichen Kampf hinein, — der Trompete versagte die Stimme! Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz, entquoll dem metallenen Munde; eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, — um die Toten klagte die wunde! Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein, um die Brüder, die heut gefallen, — um sie alle,

es ging uns durch Mark und Bein, erhub sie gebrochenes Lallen. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann, rundum die Wachtfeuer lohten; die Rosse schnoben, der Regen rann, — und wir dachten der Toten, der Toten!"

Und Hesekiel: „Es hagelt Eisen, heiß weht der Tod, und seine Rosen blüh'n alle rot, die Fahne flattert zerrissen im Dampf, der Schlachtruf schmettert ins Hufgestampf. Die Tambours schlagen, der Hornruf gellt, die Preußen, noch halten sie stöhnend das Feld, sie halten das Feld, den Kirchhof klein, hier heimset der Tod seine Ernten ein. Und wiederum donnert der Angriff heran, ein Todesgewitter, ein Eisen-Orkan, die Preußenfahne sich leise neigt, die Helden wanken, der Hornruf schweigt. Ein alter Geselle springt hastig nach vorn, dem toten Hornisten entreißt er das Horn — und ‚avancieren! voran! voran!' So bläst er alles, was er noch kann. Der Hornruf jubelt, die Fahne fliegt; sie haben den Kirchhof und haben gesiegt. Da schweiget der Ruf, — ein Todesstreich zerschmettert Horn und Hornisten zugleich. — Der alte Hornist mit dem bleichen Gesicht, das ‚Avancieren' verlernt' er nicht; in Siegesjubel, in Todesqual bleibt ‚avancieren!' das Preußensignal."

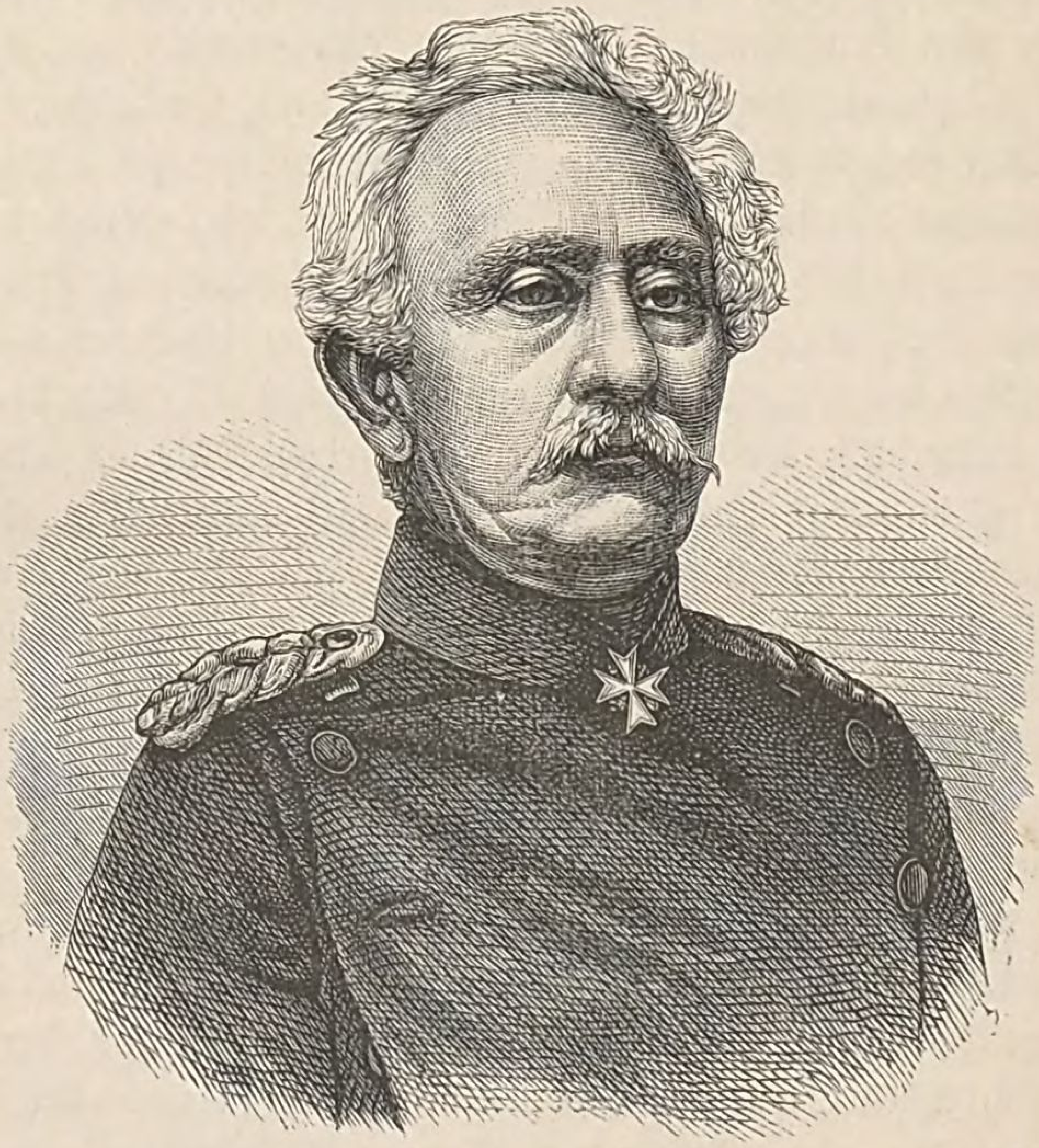
Und Gerok: „Heiß war der Tag und blutig die Schlacht, kühl wird der Abend und ruhig die Nacht. Droben vom Waldsaum nieder ins Thal dreimal schmettert Trompetensignal; ladet so laut und schmettert so hell, ruft die Dragoner zurück zum Appell. Truppweis, in Rotten, zu Dreien und Zwei'n, stellen die tapferen Reiter sich ein. Aber nicht alle kehren zurück, mancher liegt da mit gebrochenem Blick. Kam zur Reveille frisch noch und rot, liegt beim Appell bleich, blutig und tot. Ledige Rosse, den Sattel leer, irren verwaist auf der Wahlstatt umher. Doch der Trompete schmetternd Signal ruft aus der Ferne zum drittenmal. Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr, wiehernd wirft er die Nüstern empor. Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei, trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih'. Selber der blutige Schimmel, so müd, hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied. Truppweis, in Rotten, zu Dreien und Zwei'n, stellen die ledigen Rosse sich ein. Rosse wie Reiter versteh'n den Appell, ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'. Über dreihundert hat man gezählt, Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt. Über dreihundert, o blutige Schlacht, die so viel Sättel hat ledig

gemacht! Über dreihundert, o tapfere Schar, wo bei vier Mann ein Gefallener war! Über dreihundert, o ritterlich Tier, ohne den Reiter noch treu dem Panier! Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt, denkt auch der Rosse vom Leibregiment!"

Der heldenmütige Kampf bei Mars-la-Tour wurde noch mit bewunderungswürdiger Tapferkeit auf dem großen Plateau jenseits der Mosel fortgeführt, als der König von Herny aufbrach und nach Pont à Mousson fuhr. Ehe er sich dort zur Nachruhe niederlegte, erhielt er von dem inmitten unzähliger Verwundeten zu Gorze in Quartier liegenden Prinzen Friedrich Karl die Nachricht, daß an diesem Tage das blutigste Treffen geliefert worden sei, an dem sich die preußischen Waffen seit der Schlacht bei Ligny beteiligt hätten. Bis dahin war Moltkes Kriegskunst von glänzendem Erfolge begleitet gewesen. Nun galt es, die Früchte der furchtbaren Kämpfe vom 14. und 16. August zu pflücken. Früh am 17. eilte der König auf den Schauplatz der tags vorher gelieferten Schlacht und beriet stundenlang mit dem Prinzen Friedrich Karl und mit Moltke und Roon die Dispositionen für die nächste Zukunft. Die Franzosen hatten sich bereits zum großen Teile von dem Höhenzuge bei Rezonville zurückgezogen; sie behaupteten nur noch ihre Stellung bei Gravelotte. Als der König und seine Begleiter nun von der Anhöhe bei Flavigny den Kampfplatz überschauten, da erwogen sie die Frage, welche Absicht Bazaine hegen möge. Wollte er nach Metz zurückweichen? Wollte er, ehe er dies ausführte, in seiner jetzigen Stellung einen Entscheidungskampf suchen? Oder war es seine Absicht, sich, wenn irgend möglich, durch einen Marsch auf der an der Maas entlang führenden Straße aus der Schlinge zu ziehen? Die für den kommenden Tag von Moltke getroffenen Dispositionen waren berechnet, allen diesen Möglichkeiten entgegenzuwirken. Steinmetz sollte zwischen der Mosel und Gravelotte Stellung nehmen; dagegen sollte die Armee des Prinzen Friedrich Karl mit breiter Front eine Schwenkung nach Norden machen, um Bazaine, falls er auf den nördlichen Straßen abziehen wollte, in die Flanke zu fallen und zum Kampfe zu zwingen. Blieb aber Bazaine in einer Stellung, in der er Metz decken und eine Entscheidungsschlacht liefern wollte, so sollte die ganze Armee eine große Rechtsschwenkung machen, den rechten Flügel des Feindes umfassen und ihn so nach Metz hineinwerfen. Die bis-

herigen, seit dem 4. August gelieferten Schlachten waren alle mehr weniger unvorbereitet geschlagen worden, waren eigentlich nur improvisierte Gelegenheitsschlachten gewesen. Die bevorstehende konnte und sollte nach allen Regeln der Kriegskunst geliefert und gewonnen werden: ein wunderbares Schachspiel!

Der König eilte mit seinem Stabe nach Pont à Mousson zurück. Die Befehle flogen jenen Korps entgegen, welche noch weit zurück-



Karl Friedrich von Steinmetz.

standen: ihren Marsch aufs äußerste zu beschleunigen, um rechtzeitig eingreifen und die volle Entscheidung herbeiführen zu können; sie leisteten Staunenswertes noch im Laufe des 17. und in der darauffolgenden Nacht. Auch der König befand sich noch vor Sonnenaufgang schon wieder auf dem Wege nach dem Schlachtfelde. Heute wollte er die oberste Leitung haben, heute die Königsschlacht schlagen. Er nahm auf der Höhe von Flavigny, hinter dem Centrum der deutschen Schlachtlinie und inmitten der grauenhaften Verheerungen,

welche der 16. August dort angerichtet hatte, seinen Posten. Bereits um 4 Uhr war auch Prinz Friedrich Karl wieder auf dem Schlachtfelde zur Beratung mit den kommandierenden Generälen. Um diese Zeit standen auf dem linken Flügel bei Mars-la-Tour die Garde und das 12. Armeekorps (Kronprinz Albert von Sachsen); im Centrum das 10. Armeekorps mit der 5. Kavalleriedivision, das 3. Armeekorps mit der 6. Kavalleriedivision zwischen Tronville und Vionville, bei Rezonville das 9. und 8. Korps mit der ersten Kavalleriedivision; auf dem rechten Flügel das 7. Armeekorps verdeckt in der Schlucht des Mance, und auf der äußersten Flanke des rechten Flügels bei Ars-sur-Moselle die 26. Infanteriebrigade (Goltz). Der Prinz befahl: „Die II. Armee setzt heute den Vormarsch fort mit dem Bestreben, den Feind von seiner Rückzugsrichtung Metz-Verdun abzudrängen und ihn zu schlagen, wo sie ihn findet. Die Armee rückt in Echelons vor, links das 12. Armeekorps, das um 5 Uhr antritt und die Direktion auf Jarny nimmt, rechts daneben das Gardekorps, Direktion Doncourt; das 9. Armeekorps rechts rückwärts vom Gardekorps tritt um 6 Uhr an und marschiert zwischen Rezonville und Vionville hindurch, im weiteren Vormarsch St. Marcel hart links liegen lassend; vom 9. Korps rechts rückwärts wird das 8. Korps der Echelonbewegung sich anschließen; in zweiter Linie folgen das 10. Korps mit der Kavalleriedivision Rheinbaben dem 12. Korps, das 3. Korps und die Kavalleriedivision Herzog Wilhelm von Mecklenburg zwischen dem 9. und dem Gardekorps. Der Vormarsch hat nicht in Marschkolonnen zu erfolgen, sondern die Divisionen sollen in sich massiert vorrücken. Der Oberbefehlshaber wird sich an der Tête des 3. Armeekorps befinden." Als alles im vollen Gange war und die bei der Beobachtung des Feindes gemachten Bemerkungen genauere Schlüsse auf seine Pläne gestatteten, erließ der König um $10^{1}/_{2}$ Uhr folgenden Armeebefehl: „Nach den eingehenden Meldungen darf angenommen werden, daß der Feind sich auf dem Plateau zwischen le Point du jour und Montigny la Grange behaupten wird. Vier Bataillone des Feindes sind in das Bois de Genivaux gerückt. Seine Majestät sind der Ansicht, daß es zweckmäßig ist, das 12. und Gardekorps in der Richtung auf Batilly in Marsch zu setzen, um, falls der Feind auf Briey abmarschiert, ihn bei Ste. Marie aux Chênes zu erreichen, — falls er auf der Höhe stehen bleibt, ihn von

Amanvillers her anzugreifen. Der Angriff würde gleichzeitig zu erfolgen haben durch die I. Armee vom Bois de Vaux und Gravelotte aus, durch das 9. Korps gegen das Bois de Genivaux und Verneville, durch den linken Flügel der II. Armee von Norden her." Daraufhin erließ der Prinz folgende Befehle:

An General v. Manstein: Das Gardekorps erhält Befehl, über Verneville nach Amanvillers, von dort aus eventuell gegen den rechten feindlichen Flügel zum Angriff vorzugehen. Ein ernsthaftes Engagement des 9. Korps ist, falls vor demselben sich die feindliche Front weiter nach Norden ausdehnt, so lange aufzuschieben, bis das Gardekorps von Amanvillers her angreift.

An den Prinzen von Württemberg K. Hoheit: Der Feind scheint auf dem Höhenrücken vom Bois de Vaux über Leipzig in Schlachtordnung zu stehen. Das Gardekorps soll den Vormarsch über Verneville beschleunigen, bis Amanvillers ausdehnen und von dort aus gegen den feindlichen rechten Flügel zu einem ernsthaften Angriff umfassend vorgehen. Das 9. Korps geht gleichzeitig zum Angriff auf la Folie vor. Das Gardekorps kann auch den Weg über Habonville nehmen. Das 12. Korps geht auf Ste. Marie aux Chênes.

An den Kronprinzen von Sachsen K. Hoheit: 11¾ Uhr. Das 12. Korps erhält Befehl auf Ste. Marie aux Chênes fortzumarschieren, durch Kavallerie gegen Briey und Conflans sich zu sichern und möglichst Kavallerie bis in das Moselthal vorzutreiben, um Eisenbahn und Telegraphen nach Thionville zu unterbrechen. Das 7., 8., 9. und Gardekorps greifen binnen 2 Stunden den Feind an, welcher auf den Höhen von Leipzig bis Bois de Vaux, Rücken nach Metz, in Position steht. Das 3., 10. und 12., sowie das 2. Korps folgen in zweiter Linie zur Unterstützung.

An den General von Voigts-Rhetz: 12 Uhr. Der Feind steht in Position auf den Höhen von Leipzig und Bois de Vaux. Er wird heute dort angegriffen; vom Gardekorps über Amanvillers, vom 9. Korps über la Folie, vom 7. und 8. Korps in der Front. In zweiter Linie rücken zur Unterstützung nach: das 12. Korps auf Ste. Marie, das 10. Korps auf St. Ail, das 3. Korps auf Verneville, das 2. Korps auf Rezonville.

(Dem 2. Korps — Fransecky — kam der um 12 Uhr in Vionville aufgegebene Befehl des Prinzen 1 Uhr zu: „Das 2. Korps marschiert von Buxières auf Rezonville vor, um als Reserve für den rechten Flügel zu dienen. Die I. und II. Armee greifen heut den Feind in der Position diesseits Metz an. Da der Abmarsch keine besondere Eile erfordert, können die Truppen erst abkochen.“ Fransecky aber eilte.)

Immer mehr stellte sich heraus, daß Bazaine westlich von Metz in einer festen Stellung verharre und sich zu einer Schlacht gerüstet habe; sein linker Flügel zog sich am linken Moselufer oberhalb Metz hin; sein rechter erstreckte sich nach Norden über Amanvillers und St. Privat bis Roncourt, wo seine rechte Flanke stand. Sobald dies festgestellt war, galt es, hinreichend Zeit zu gewinnen, damit die II. Armee ihre bereits erwähnte große Rechtsschwenkung ausführen könnte, und unterdessen hatte Steinmetz die Aufgabe, Bazaines linken Flügel und linkes Centrum aufzuhalten, bis die II. Armee ins Gefecht eingreifen würde. Dies that er, indem er sich vorläufig aufs Artilleriefeuer beschränkte und nur einen Teil der Infanterie verwandte, um die französischen Vorposten aus Gravelotte zu treiben. Aber wie der Tag vorrückte, waren auch seine Infanterieregimenter ins Gefecht gekommen; sie hatten sich durch die tiefe Schlucht des Mance durchgekämpft und unter entsetzlichen Verlusten das Schloß und den Garten St. Hubert erobert, bis sie endlich das natürliche Glacis zu erstürmen suchten, das sich bei Point du Jour von dem Kamm des Höhenzuges ins Thal senkt, obgleich ihnen aus Geschützen, Mitrailleusen und Chassepotgewehren ein heftiges Feuer entgegengeschleudert wurde. Der König und sein Stab hatten die zuerst eingenommene Stellung bei Flavigny längst verlassen und waren weiter geritten, bis sie die Anhöhe bei Rezonville erreichten. Hier aber fühlte sich der tüchtige alte Soldat dem Mittelpunkt der Schlacht nicht nahe genug. Er ritt noch weiter vor, bis er gegen 5 Uhr fast bis zum Rande des Gehölzes von Genivaux gelangt war, das ihn von dem Höhenzuge trennte, auf dem die Franzosen und Preußen in heißem Kampfe miteinander rangen. Wie er dort auf der von Gravelotte nach Malmaison führenden Straße zu Pferde hielt, lag der ganze Kampfplatz, auf dem Steinmetz seinen Angriff gemacht, vor ihm. Während er gespannt dem Hin- und Herwogen

des Kampfes zuschaute, ließ die französische Kanonade ganz allmählich an Heftigkeit nach. Das Chassepotfeuer erlosch beinahe ganz; man hätte glauben können, die Gegenwart des alten Königs habe die Hitze des Gefechtes vermindert. Aber die verhältnismäßige Stille in der Nähe befähigte ihn zu vernehmen, daß das Feuer in der Richtung nach Norden heftiger wurde — ein Zeichen, daß Prinz Friedrich Karl und seine Armee dem Feinde so nahe gekommen war, um ihrerseits den Angriff zu eröffnen.

Dort hatte Manstein bereits gegen 12 Uhr den Angriff begonnen; denn da er das Korps Ladmirault in tiefster Ruhe bei Amanvillers lagern sah, glaubte er es, obgleich er nur erst seine holsteinische Division zur Stelle hatte, durch einen heftigen Artillerieangriff überraschen zu sollen. Die Lage, in welche er dadurch kam, wurde bald sehr bedrängt, zumal auf seinem rechten Flügel auch das Korps Leboeuf, auf seinem linken Flügel das Korps Canrobert sich am Kampfe beteiligte; trotz aller Tapferkeit konnte es nicht verhindert werden, daß der Feind sich zweier Geschütze bemächtigte, die erst durch die Kapitulation von Metz wieder in den Besitz der Deutschen kamen, und daß andere Batterieen schwer beschädigt abfahren mußten. Etwas erleichtert wurde diese Lage, als um 1 Uhr Prinz Ludwig von Darmstadt mit seiner Division links bei Habonville einrückte; aber stundenlang war die Gefahr noch groß, und erst das Herbeieilen der brandenburgischen Artillerie, das die Zahl der deutschen Geschütze an dieser Stelle auf 106 brachte, half um 5 Uhr gründlich. Auch die preußische Garde, die sich links an Mansteins Korps schloß, war seit 1 Uhr von Habonville nördlich gegen St. Ail vorgegangen, hatte dieses Dorf und zwei Stunden später auch das noch weiter nördlich gelegene Ste. Marie aux Chênes genommen und einen lebhaften Geschützkampf gegen St. Privat begonnen. Die Sachsen, welche auch bei dem Sturm auf Ste. Marie erfolgreich mitgewirkt hatten, drangen gegen den äußersten rechten Flügel des Feindes bei Roncourt vor und standen hier in hartem Kampfe, bis 5 Uhr die gewaltige Entwickelung der deutschen Artillerie — 180 Geschütze von Habonville an nordwärts — auch hier Hülfe brachte. Fast auf der ganzen Linie schwieg in diesem Augenblicke das feindliche Geschützfeuer.

Jetzt mußte Steinmetz, wenn der Gegner längs seiner ganzen

Hauptlinie geschlagen werden sollte, mit äußerster Kraftanstrengung den Prinzen Friedrich Karl unterstützen, dessen Armee durch besondere Marschleistungen es fertig gebracht hatte, zur bestimmten Zeit in allen jenen bestimmten Stellungen zu stehen, welche des Feldherrn genialer Plan bezeichnet hatte. Denn der Prinz wollte durch sein Vorgehen nicht nur den Abmarsch des Feindes gegen Nordwesten verhindern, sondern dessen rechten Flügel umfassen, diesem und dem Centrum eine völlige Niederlage bereiten und so die ganze französische Armee nach Metz hineinwerfen, das leichter bezwungen werden konnte, wenn es 200 000 Mann als wenn es nur 40 000 Mann beherbergte. Im günstigsten Falle konnte schon heute oder morgen der „Rheinarmee" dieselbe Katastrophe bereitet werden, welche die Armee von Chalon zwei Wochen später ereilte. Bis 6 Uhr hatten die Franzosen von St. Ruffine bis Amanvillers wenig Boden verloren und ihre festungsartige Stellung behauptet; wo deutscherseits ein Sturmangriff versucht wurde, ward er unter schweren Verlusten, welche die Überlegenheit des weittragenden Chassepotgewehres für solche Verteidigungen bekundeten, zurückgewiesen. Mit der eigenen Offensive aber beeilten sich die Franzosen nicht. Dem Marschall galt es vor allem, um keinen Preis sich von Metz abdrängen zu lassen, und er mochte denken, erst wenn der Gegner sich in vergeblichem Ringen erschöpft habe, zu einem Angriffe seinerseits überzugehen. Für seinen rechten Flügel scheint er, ein Beweis, wie wenig er seiner Aufgabe gewachsen war, nichts gefürchtet zu haben. Eben hier aber, bei Ste. Marie aux Chênes, St. Privat und Roncourt hatten von 5 Uhr an die Ereignisse begonnen, welche das Schicksal des Tages, und mehr als dies, unwiderruflich entschieden. Bei dem ersten der genannten Dörfer hatte der Prinz August von Württemberg mit der Gardeinfanterie eine zuwartende Stellung eingenommen, bis das sächsische Korps die Umfassung des Korps Canrobert auf dem rechten französischen Flügel vollendet haben würde. Weil er aber fürchtete, daß die Dämmerung einbreche, ehe die Entscheidung herbeigeführt werden könnte, ließ er kurz nach 5 Uhr — sehr früh — das furchtbare Wagnis eines Angriffes auf St. Privat befehlen. Das Terrain zwischen Ste. Marie und dem 322 Meter hoch gelegenen St. Privat ist frei; die Häuser und Gehöfte des letzteren Dorfes hatten die Franzosen, Meister in dieser Kunst, zu

einer wahren Citadelle gemacht; Mitrailleusen, Kanonen, Chassepots lassen ihren Hagel auf die in stolzer Haltung, würdig der ersten Truppen des deutschen Landes, vorgehenden Garderegimenter Kaiser Franz und Königin Augusta regnen: die Stabsoffiziere bleiben zu Pferde, bis ihnen die Tiere unter dem Leibe erschossen werden; unter einem Feuer, wie keiner, der die beiden letzten Kriege mitgemacht, es erlebt, eilen sie, in jeder Minute von neuem gezehntet, vorwärts, bis sie selbst Feuer geben können auf den unsichtbaren Feind. Aber ihr Heldenmut dringt nicht durch: man muß mit dem Infanterieangriffe warten, bis die Sachsen vom Norden her eingreifen können. Gegen 6 Uhr waren diese endlich vor Roncourt angelangt, das von den Franzosen, die sich auf St. Privat konzentrierten, geräumt wurde. Der Angriff auf diesen Stützpunkt der französischen Stellung wurde jetzt zur rechten Zeit erneuert, die Sachsen griffen von Norden, die erste preußische Gardedivision von Westen und Süden an; nach einem hartnäckig-blutigen Kampfe von Haus zu Haus, von Gehöft zu Gehöft räumten die Franzosen, schon brach die Dämmerung ein, um acht Uhr die Stellung und zogen sich längs der Straße zurück.

Während hier in furchtbaren Stunden die Entscheidung errungen wurde, hatte das französische Centrum seine Stellung behauptet. Jetzt galt es, auch vom rechten Flügel aus die Erfolge des Prinzen Friedrich Karl zu ergänzen. König Wilhelm hatte keinen Augenblick verloren gehen lassen, sondern Steinmetz befohlen, seine gesamte Streitmacht ins Gefecht zu bringen und dadurch „die Entscheidung herbeizuführen." Das 2. Armeekorps (Fransecky), das hinter Gravelotte als Reserve stand, erhielt den Befehl, nunmehr Steinmetz zu unterstützen und sich am bevorstehenden Angriff zu beteiligen. Als das Gefecht sich zu entwickeln begann, schüttelten die Franzosen plötzlich ihre zeitweilige Betäubung ab. Die französischen Batterieen erneuerten aufs heftigste ihr Feuer und schleuderten einen Schauer von verschiedenartigen Geschossen auf die Gehölze und den hinter ihnen liegenden Höhenzug von Gravelotte. Auch die französische Infanterie, die endlich einmal von dem Verteidigungskampfe sich erlöst sah und ihr traditionelles métier im lebhaften Angriff auszuüben Befehl erhielt, stürmte mit dem kühnen alten élan vor und trieb die Deutschen über den Abhang fast bis an das Mance-

thal hinab. Unter dem Anprall dieses heftigen Stoßes und unter dem dichten Kugelregen, der sich über sie entlud, zog sich Steinmetz' Armee, soweit sie nicht mit der französischen Infanterie rang, in die Ebene zurück. Der alte König wurde, trotz seines Sträubens, von dem wogenden Gedränge mit zurückgetrieben und suchte die einzelnen Teile des in Verwirrung geratenen Armeekorps durch energisches Zureden zur Besinnung zu bringen. Die Front faßte neuen Mut und hielt stand. Der panische Schrecken ging so schnell vorüber, wie er entstanden war. Noch immer krachte indessen das französische Geschützfeuer in die zusammengedrängten Massen und um den Ort herum, wo sich der König und sein etwas auseinandergesprengter Stab wieder versammelt hatten. In der Umgebung des Monarchen flüsterten die Offiziere einander zu, daß dies kaum ein für Se. Majestät geeigneter Platz sei. Aber wer wollte sich herausnehmen, ihn zu warnen? Bismarck war in Königgrätz seiner Vorsorge oder seines Vorwitzes halber etwas rauh angefahren worden. Auch für Moltke schien es nicht ratsam. Endlich faßte Roon sich ein Herz; als alter Waffenbruder und Freund König Wilhelms durfte er es wagen. Sowie Roon zu sprechen anfing und den König einfach darauf aufmerksam machte, daß er sein Leben sehr sorglos aufs Spiel setze, nahm dieser sein Fernglas vom Auge, blickte den redlichen Roon einen Augenblick fest an und wandte dann lächelnd sein Pferd zur Rückkehr nach Rezonville um. Auf seinem Ritte dorthin kam er an einer Abteilung des 2. Armeekorps (der Pommern) vorüber, das im Eilmarsch heranzog, um mit zur Entscheidung der Schlacht beizutragen. Er machte Halt, bis die Regimenter im Geschwindschritt und Hurra rufend an ihm vorübermarschiert waren, und begab sich dann nach Rezonville, wo er an dem nach Gravelotte führenden Ausgang des Dorfes auf einer Leiter Platz nahm, deren eines Ende auf eine Brückenwage gelegt war, während das andre auf einem gefallenen Schimmel ruhte.

Moltke und andere zum Großen Hauptquartier gehörenden Offiziere waren nicht mit dem Könige zurückgekehrt, sondern am Gravelotter Rande der Manceschlucht geblieben, um zu beobachten, welchen Ausgang der Angriff des 2. Armeekorps nehmen würde. Er hatte nicht ohne Besorgnis nach dem sehnlich erwarteten Korps ausgeschaut, obgleich bereits Truppen des 7. und 8. Korps dem hart

bedrängten Steinmetz Luft machten; nun reitet Moltke den Pommern entgegen, zieht, als er die vorderen Reihen erreicht, den Degen, ruft einige erhebende Worte den Führern zu und sprengt nun hoch zu Roß voraus, den Seinen den Weg zu den todbringenden Höhen zeigend. „Der Chef des Generalstabs im Handgemenge!" rufen die Offiziere; alles eilt ihm nach, immer beeilter wird der Sturmschritt der Pommern, die Regimentsmusik beginnt den Düppeler Marsch ... Vorwärts! Vorwärts!

Inzwischen war die Sonne über dem blutigen Kampfplatz untergegangen. Von Minute zu Minute steigert sich die Spannung der Harrenden, die voll Aufregung den Berichten vom Schlachtfelde entgegensahen. Der König schien sich gewaltsam zu zwingen, still zu sein. Bismarck, der eine äußere Gleichgültigkeit zur Schau trug, die jedoch durch seine Rastlosigkeit Lügen gestraft wurde, that, als ob er Briefe lese. Der Lärm des Schlachtgetümmels vermehrte und verstärkte sich, bis sogar die Erde davon erzitterte. Und wenn auch die Nacht ihren dunkeln Schleier über die Gegend breitete, so beleuchtete doch die Glut eines nahen Brandes die bange Gruppe, die hier neben einer Gartenmauer der Entscheidung harrte. Aus dem Gewirre der Truppenmassen, mit denen die Ebene übersäet war, ertönte plötzlich lautes Hurrarufen, das um so mehr anschwoll, je näher es sich heranwälzte. Auf der Chaussee erklangen die Hufschläge eines im Galopp dahersprengenden Pferdes; einen Augenblick später schwang sich Moltke mit vor Erregung zuckendem Gesicht aus dem Sattel und rief, auf den König zueilend: „Es steht gut für uns; wir haben das Plateau genommen und Ew. Majestät haben gesiegt!" Der König sprang mit einem „Gott sei Dank" auf. Bismarck zerknitterte, tief aufatmend, die in der Hand gehaltenen Briefe und alle Anwesenden begrüßten die frohe Kunde mit einem lauten Hurra. Ein Marketender, der zufällig in der Nähe stand, machte sich die günstige Gelegenheit zu nutze; er brachte sein Weinfäßchen herbei und schenkte dessen Inhalt aus. König Wilhelm trank den dünnen roten Wein, der ihm in einem abgebrochenen Tulpenglase dargereicht wurde und verzog dabei sein Gesicht nicht. Bismarck befriedigte seinen ersten Hunger, vergnüglich an einem Stück Kommisbrot kauend, während er den Siegesbericht des Königs an dessen Gemahlin in das Notizbuch eines Beamten niederschrieb,

welcher mit der Nachricht angelangt war, daß die Telegraphenleitung bis Gorze hergestellt sei:

„Biwak bei Rezonville, den 18. August, 9 Uhr abends. Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von Paris mit ihren Verbindungen abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. Wilhelm."

In dem elenden, halb zerstörten Dorfe waren weder Lebensmittel noch Schlafstätten aufzutreiben; alle Zimmer, alle Gänge, alle Schuppen, ja alle Keller waren mit Verwundeten angefüllt, die in ihren Qualen stöhnten. Der König wollte nicht nach Pont à Mousson zurückfahren, sondern mitten unter den verwundeten Soldaten und den gefallenen Pferden in seinem Wagen schlafen, doch endlich wurde in einer kleinen Schenke ein Zimmer für ihn entdeckt und auch ein paar Koteletts kamen für sein Abendessen zum Vorschein. Außer ihm erhielt niemand etwas zu essen. Wie es Bismarck erging, hören wir aus einer Erzählung des amerikanischen Generals Phil. Sheridan, der sich als Bevollmächtigter der Vereinigten Staaten in dem königlichen Stabe aufhielt. Als alter, erfahrener Krieger hatte er sein Augenmerk auf ein Haus gerichtet, das ihm zum Nachtquartier geeignet schien und er begab sich, von Bismarck begleitet, dorthin. Das Erdgeschoß war ganz voll von verwundeten Soldaten, und die alte Frau, welcher das Häuschen gehörte, behauptete mit großem Nachdruck, daß es kein oberes Stockwerk habe. Sheridan war zu höflich, das Mütterchen eine Lügnerin zu nennen, allein er fragte sie lächelnd, wohin denn jene Treppe führe, wenn doch kein oberes Stockwerk da wäre? Er hatte während eines vierjährigen Feldzuges gelernt, logische Folgerungen praktisch zu verwerten. Beim Hinaufsteigen fanden die Herren neben der Treppe eine kleine Dachstube mit drei Betten. Sheridan, als Finder, beanspruchte das Bett, welches die reinsten Leintücher hatte; Bismarck und sein Vetter schliefen in dem zweiten und der Großherzog von Mecklenburg und sein Flügeladjutant benutzten das dritte Bett. Alle legten sich notgedrungen ohne einen Abendimbiß zur Ruhe nieder; nur Sheridan verzehrte eine Rinde schwarzen Brotes, die ihm Prinz Karl, der Bruder des Königs, als zarte Aufmerksamkeit gegen einen hochstehenden, ausländischen Gast gegeben hatte.

Am nächsten Morgen stand Sheridan bald auf, um Rundschau zu halten und kam gleich darauf mit ein paar Eiern zurück, die er der alten Frau abgeschwatzt hatte; wenigstens sagte er, daß er sie auf diese Weise erhalten habe und sah sehr unschuldig drein, als Bismarck ihm eine hängengebliebene Hühnerfeder vom Rockärmel fortnahm. Nun ging Bismarck in das Quartier des Königs hinüber und holte von dort etwas Kaffee und er und Sheridan labten sich an dem so bereiteten, großartigen Frühstück.

Auch der alte König war in dieser Nacht übel gebettet. In den Raum, dem er die Benennung einer „Stube" beigelegt, war aus einem Kranken-Transportwagen ein Gestell genommen und durch ein Paar darauf gelegte Sitzkissen des königlichen Wagens in ein Feldbett verwandelt worden. Hier brachte der große Sieger, nur mit einem Mantel zugedeckt, die Nacht zu. Am frühen Morgen ordnete er noch in dieser Schenke die sofortige Belagerung von Metz an und betraute Prinz Friedrich Karl mit der Aufgabe, Bazaine und die „Rheinarmee" unschädlich zu machen. Dann schrieb er seiner Gemahlin: „Rezonville, den 19. August 1870. Das war ein neuer Siegestag gestern, dessen Folgen noch nicht zu ermessen sind. Gestern früh gingen das 12., Garde- und 9. Korps gegen die nördliche Straße Metz-Verdun bis St. Marcel und Doncourt vor, gefolgt vom 3. und 10. Korps, während das 7. und 8., sodann auch das 2. bei Rezonville gegen Metz stehen blieben. Als jene Korps rechts schwenkten, in sehr waldigem Terrain, gegen Verneville und St. Privat, begannen diese Korps den Angriff gegen Gravelotte, nicht heftig, um die große Umgehung gegen die starke Position Amanvillers-Chatel bis zur Metzer Chaussee abzuwarten. Diese weite Umgehung trat erst um 4 Uhr ins Gefecht mit dem Pivot-Korps, dem 9. um 12 Uhr. Der Feind setzte in Wäldern heftigen Widerstand entgegen, so daß nur langsam Terrain genommen wurde. St. Privat wurde vom Garde-Korps, Verneville vom 9. Korps genommen, das 12. Korps und Artillerie des 3. griffen nun ins Gefecht ein. Gravelotte wurde von Truppen des 7. und 8. Korps und die Wälder zu beiden Seiten genommen und behauptet, mit großen Verlusten. Um die durch die Umgehung zurückgedrängten feindlichen Truppen nochmals anzugreifen, wurde ein Vorstoß über Gravelotte bei einbrechender Dunkelheit unternommen, der auf ein so enormes Feuer hinter den Schützen-

gräben en étage und Geschützfeuer stieß, daß das eben eintreffende 2. Korps den Feind mit dem Bajonett angreifen mußte und die feste Position vollständig nahm und behauptete. — Es war 8½ Uhr, als das Feuer auf allen Punkten nach und nach schwieg. Bei jenem letzten Vorstoß fehlten die historischen Granaten von Königgrätz für Mich nicht, aus denen Mich dieses Mal Minister v. Roon entfernte. Alle Truppen, die Ich sah, begrüßten Mich mit enthusiastischen Hurras. Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt verteidigte und oft Offensivstöße unternahm, die jedesmal zurückgeschlagen wurden. — Was nun das Schicksal des Feindes sein wird, der in dem verschanzten, sehr festen Lager der Festung Metz zusammengedrängt steht, ist noch nicht zu berechnen. — Ich scheue Mich, nach den Verlusten zu fragen und Namen zu nennen, da nur zu viele Bekannte genannt werden, oft unverbürgt. Dein Regiment soll sich brillant geschlagen haben. Waldersee ist verwundet, ernst aber nicht tödlich, wie man sagt. Ich wollte hier biwakieren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo Ich auf dem mitgeführten königlichen Krankenwagen ruhte, und, da Ich nicht ein Stück Meiner Equipage von Pont à Mousson bei Mir habe, völlig angezogen seit 30 Stunden bin. — Ich danke Gott, daß Er uns den Sieg verlieh. Wilhelm."

— „Ich scheue mich nach den Verlusten zu fragen — —" Die der Deutschen waren ungeheuer: über 20 000 Mann, darunter von der Garde 8 200 mit Einschluß von über 300 Offizieren. Die Franzosen hatten angeblich nur 13 000 Mann verloren. Diese drei Schlachten um Metz hatten demnach 40 000 Verwundete und Tote auf deutscher Seite, auf beiden an 80 000 gekostet. Die Thränen über diese Verluste erstickten den anfänglichen Siegesjubel in Deutschland. Würdig gab dort den Gefühlen Ausdruck der Preußische Staats-Anzeiger: „Gott leitet unsere Fahnen von Sieg zu Sieg! Seine Hand richtet unser Volk auf und stärkt es in der schweren, blutigen Zeit! — Drei Schlachten sind in der kurzen Spanne Zeit, vom 14.—18. August, um Metz geschlagen. Die Palme von Mars-la-Tours, am 16., fiel dem brandenburgischen Armee-Korps zu. Aber an dem entscheidenden Tage vor Metz, am 18. August, führte der königliche Feldherr seine Preußen fast aus allen Landesteilen, dazu unsere norddeutschen Bundesgenossen, zu großem glorreichem

Sieg! — Die französische Hauptmacht mit ihren Kerntruppen, die Garden mit ihren stolzen Erinnerungen, sind unter ihren bewährtesten Generalen in fester Stellung aufs Haupt geschlagen worden, angesichts des großen Waffenplatzes, der ihren Stützpunkt bildete und unerschöpfliche Hilfsquellen an Kriegsmaterial zu bieten schien. — Legen wir den wohlverdienten Lorbeer und reiche Siegespalmen auf die erblaßten Heldensöhne und Heldenbrüder, welche für König und Vaterland siegten und starben, und um welche ihre Waffenbrüder und das ganze deutsche Volk in Trauer stehen! — Es sind Gottes Gerichte, die sie mit ihrem edlen Blute besiegeln; Gottes Gerichte gegen ein Volk, das in Überhebung und Verblendung ausharrt, und von dessen sittlicher Verkommenheit der Lügengeist Zeugnis giebt, welcher jetzt die wildesten Leidenschaften aufruft und entfesselt. — Widerwärtig sind die Scenen in der Hauptstadt Frankreichs während der nahenden Katastrophe in den oberen und unteren Volksschichten. Ein hohles Pathos appelliert vergeblich an den Patriotismus. Er hat mit der Erschütterung der sittlichen Grundlagen im öffentlichen Leben Frankreichs dort seinen edelsten Gehalt verloren. Der Fanatismus der Parteien und der angefachte Rassenhaß vermögen den Patriotismus nicht zu ersetzen. Völkerrechtswidrige Handlungen gegen friedliche deutsche Einwohner, Unthaten, welche durch Entfesselung der Leidenschaften in der Kriegführung hervorgerufen werden, sind deren Folgen und brandmarken Frankreich in den Augen aller Kulturvölker. — Wenden wir dagegen das Auge auf das eigene Vaterland und seine Söhne, wie wohlthuend und erhebend ist dann der Blick! Deutsche Männer und deutsche Jünglinge gehen freudig und mit Siegeszuversicht in den Opfertod. Nicht Einer wich vor dem Feinde — nicht Einer von der schönen sittlichen Manneszucht, deren Symbol die preußischen Fahnen stets waren und die jeden unserer deutschen Krieger erfüllt. Unser Volk daheim aber läßt die Banner und Fahnen nach den Siegen wehen mit stolzer Freude, aber zugleich mit Ernst und Würde und mit stummem Schmerz! Wenn seine Edelsten fallen, hat es einen zuversichtlichen Trost! Vergebens wird dieser heilige Kampf nicht wieder gekämpft werden wie von unseren Vätern gegen ein Volk voll Herrschsucht und Übermut, das Deutschland seine schönsten Gebiete geraubt, es jahrhundertelang anmaßlich bedroht und gefährdet und zu erniedrigen versucht hat. —

Der Herr, der unsere Heerscharen zum Siege führt über Lüge und Unsitte, Er wird jetzt gnädiglich fürsorgen, daß unsere edlen Opfer nicht vergeblich fallen. Er wird unseren königlichen Kriegsherrn im Silberhaare segnen, daß ihm vergönnt sei, einen dauernden Völkerfrieden herzustellen im Herzen Europas durch ein großes einiges deutsches Vaterland, als Hort der Gottesfurcht, edler Sitte und wahrer Freiheit! Das walte Gott!"

Und auch unsere Dichter fanden wieder den rechten Ton. So sang Ernst Dohm: „Das war eine Schlacht! Drei Tage lang vom Morgen bis zur sinkenden Nacht der männermordende Donner kracht' und des Todes mähende Sichel klang. Das war eine Schlacht! Zwischen Kampf und Kampf hat der Tod je einen Rasttag gemacht, umnebelt vom schwebenden Pulverdampf, satt und übersatt des Blutes, das er zu gierig trank, vom blutigen Mähen so müd' und matt, daß dem knöchernen Arm die Sichel entsank. Das war eine Schlacht! Und als des dritten Tages Gestirn zur Rüste ging, und von der Berge Firn' ihren Schattenschleier senkte die Nacht, da lagen, Freund und Feind, an die dreißigtausend vereint, im stummen Tode friedlich gesellt — ein unabsehbar Leichenfeld. Und auf das klaffende Völkergrab lächelt der Mond vom Sternenzelt schweigend des Todes Frieden herab. Das war eine Schlacht! Die ihr, das Vaterland zu schützen vor Gewaltthat und Schand', euch selber zum blutigen Opfer gebracht, — ihr treuen Toten, du und du, die im Gefecht mit dem Leben besiegelt Deutschlands Recht, niedergemäht von des Todes Maht ausgesä't als des Friedens Saat, fahrt wohl, zur ewigen Ruh'! Das war eine Schlacht! Des Feindes Plan, so keck erdacht, zu Schanden gemacht, zerrissen, zerschlissen wie sein Heer! Er selbst, nach knirschender Gegenwehr zurückgeworfen in die Veste Metz! Dort fest umsponnen mit ehernem Netz, mit eiserner Klammer regungslos an den Fels geschmiedet bewegungslos, aller Hilf' und alles Entrinnens bar, aufbäumend in ohnmächtigem Schmerz, — und der deutsche Aar stückweis' ihm zerhackend das zuckende Herz! Das war eine Schlacht! Westwärts in wehender Fahnen Pracht, mit klingendem Spiele, dran und drauf, in nimmer aufgehaltenem Lauf weit, weit übern Rhein nach Frankreich hinein Deutschlands Banner tragend, sein Recht und Ehr', im Sturmmarschschritt, im Siegesschritt, wälzt gen Paris sich das deutsche Heer."

Julius Sturm tröstete die Mütter, deren Söhne im Kampfe für das Vaterland gefallen sind: „Zerschlagnes Mutterherz, Gott kennet deinen Schmerz und hört dein Weinen und dein Klagen; o gieb mit gläub'gem Sinn dich ihm zu eigen hin, denn Er will dich auf Liebesarmen tragen. Das Schwert in tapfrer Hand, hat für das Vaterland dein Sohn als Held sein Blut vergossen; im Felde liegt sein Grab, dort senkten ihn hinab voll tiefer Trauer seine Kampfgenossen. Doch ist sein Grab geweiht, der Herr der Herrlichkeit hat ihm den Segen selbst gegeben; und junges Grün bekränzt den Hügel, wenn es lenzt, und singend werden Lerchen drüber schweben. So gönn' dem Staub den Staub. Ist doch dem Tod zum Raub nicht deines Sohnes Geist verfallen; er schwang auf freier Bahn dorthin sich himmelan, wo sel'ge Geister grüßend ihn umwallen. O weine still dich aus und denk' ans Vaterhaus, es harrt das Kind der Mutter droben! Und wenn du ausgeweint, wirst du mit ihm vereint am Throne Gottes danken nur und loben."

Hoffmeister ließ die Soldatenbraut klagen: „Die Trommel rief meinen Schatz zum Streit, er hat mich wild an sein Herz gedrückt; ich gab ihm bis zum Thor Geleit und hab' ihm weinend nachgeblickt: ich arme Soldatenbraut! Der Himmel war, ach, so blutig rot; er sprach: ‚Nun gieb mir den letzten Kuß, Herz, bleib' mir treu bis in den Tod, wenn ich auf ewig scheiden muß!' Ich arme Soldatenbraut! Und als er über den Hügel ging, hat er noch einmal den Helm geschwenkt; ich gab ihm meinen letzten Wink: Leb' wohl, leb' wohl, wie Gott es lenkt! Ich arme Soldatenbraut! Er schrieb mir nicht seit der letzten Schlacht; Barmherz'ger, gieb meiner Seele Ruh'! Ich weine schon so manche Nacht, kein Trost drückt mir die Augen zu; ich arme Soldatenbraut! Von Lorbeer flocht ich ihm einen Kranz zu siegesfreudiger Wiederkehr; die Blätter sind verwelket ganz. Ach Gott, er sieht den Kranz nicht mehr! Ich arme Soldatenbraut! Er ist gestorben im fremden Land: ‚Die Kugel traf ihn mitten ins Herz!' So schrieb sein Freund, — mein Sinnen schwand, — ach Gott, wer lindert meinen Schmerz? Ich arme Soldatenbraut!"

Aber schon sang R. Elze: „Kaiser von Deutschland! Dich grüßt mein Lied mit Orgelschall und Glockenklange, und alles, was in Lüften zieht, stimmt brausend ein zu dem Gesange. Von unsern

Bergen donnert's nieder, mit unsern Wogen rauscht's empor, von Strand zu Strande hallt es wider, von Fels zu Fels Ein Jubelchor. Der alte Rotbart ist erwacht und schwingt sein Schwert vom Bergesgipfel, still ward die Rabenbrut der Nacht, und Adler jauchzen um die Wipfel: ‚Verjüngt ist uns das Reich erstanden, am Kaiserthrone kniet der Sieg, aus blut'ger Saat in Feindeslanden empor der Einheit Eiche stieg!' Rings fliegt durch die bekränzten Gau'n der Freude ahnungssel'ges Beben, mit trunknen Jünglingsaugen schau'n hinaus wir in ein neues Leben; es leuchtet uns in goldnem Glanze ein Volkesfrühling wunderreich, und in der Reiche vollem Kranze prangt keines doch dem unsern gleich. Ihr Kämpfer aus dem heil'gen Streit, ihr Freiheitssänger hochgemutet, du Jugend, treu und todbereit, die du mit freud'gem Stolz geblutet, erfüllt sind eures Lebens Träume, bald wird der Bau vollendet sein, bald führt in seine hohen Räume der Kaiser alle Brüder ein. Du Held warst Führer uns zur Macht, o woll' es nun zur Freiheit werden, gieb frei den Geist, verscheuch' die Nacht, und gleiches Recht verwalt' auf Erden! O, dir fliegt jedes Herz entgegen, es streckt nach dir sich jede Hand, schütt' aus auch diesen letzten Segen auf's teure deutsche Vaterland."

Und Blomberg: „Ein altes Lied, das klingt so barsch: Hurra, hurra, hurra! Sonst sangen wir's beim Übungsmarsch! Hurra, hurra, hurra! Wir sangen's frisch in Friedenszeit, wir singen's heut zum blut'gen Streit: Auf die Franzosen! Auf die Franzosen! Auf die Franzosen mit Hurra! Die Alten haben's uns gelehrt! Hurra! Wir Jungen sind der Alten wert! Hurra! Großbeeren, Katzbach, Dennewitz, da klang's wie Donner, schlug's wie Blitz auf die Franzosen! Ihr Alten, grüß' euch Gott daheim! Hurra! Wir singen's auf den alten Reim! Hurra! Wir gingen drauf, wie sich's gehört, bei Weißenburg, Saarbrück und Wörth auf die Franzosen! Mosjeh, comment vous portez-vous? Hurra! Ließ dir der Üebermut nicht Ruh? Hurra! Dir hilft nicht Trutz, nicht Lug und Trug: Wir denken, du hast bald genug! Auf die Franzosen! O König Wilhelm, stark und fromm! Hurra! Die Deinen rufen Dir Willkomm'! Hurra! Wenn auf uns hell Dein Auge ruht, dann hauen wir noch 'mal so gut auf die Franzosen! Vorauf nun, Fahn' und klingend Spiel! Hurra, hurra, hurra! Paris, Paris ist unser Ziel! Hurra,

hurra, hurra! Die Väter waren zweimal da: Bald sind wir's auch! Viktoria! Auf die Franzosen, auf die Franzosen! Auf die Franzosen mit Hurra!"

„Der Tag nach der Schlacht war ein ernster, trauriger Tag", so lautet die Schilderung eines Augenzeugen. „Von zwei Uhr nachmittags an bis spät in die Nacht hinein wurden die gefallenen Helden beerdigt. Die Regimentsmusiken spielten den alten schönen Choral ‚Jesus meine Zuversicht'. In dem weiten Kreise, der durch die Kameraden der zu Begrabenden gebildet ward, standen die Offiziere des Regiments und des Stabs. Unendlich ergreifend waren die stillen bittern Thränen, die langsam über die sonnverbrannten Wangen der kriegerischen starken Männer herabrollten. Nein, niemand der ruhig zu Hause sitzt, und der den großen Kampf, den wir jetzt kämpfen, nur aus Berichten von blutigen Schlachten, von teuer erkauften Siegen kennt, kann sich einen Begriff von der furchtbaren Geißel des Kriegs machen: Hab und Gut, Leib und Blut, alles muß vor ihr vergehen. Ewige Schande den ruchlosen Frevlern, die sie heraufbeschworen! Gegen 9 Uhr abends wurde die feierliche Totenmusik plötzlich durch einen kecken schnellen Marsch unterbrochen. Näher und näher kam das klingende Spiel, und jetzt zogen die Regimenter rasch und leichten Schrittes an uns vorüber. Es waren unsere wackeren Kampfgenossen, die überall beliebten und gelobten Sachsen. Sie riefen uns einen freundlichen ‚Guten Abend, Kameraden' zu, der herzlich erwidert wurde. Bald verklang die Musik in der Ferne, aber nicht lange, denn gleich darauf ertönte es in vollem Männerchor: ‚Stille Nacht, heilige Nacht', und von der anderen Seite: ‚Lieb Vaterland, kannst ruhig sein'. Ja, Vaterland, du kannst ruhig sein! Solange in deutschen Auen Männer geboren werden, wie jene treuen Helden, die vor Ste. Marie und St. Privat fochten, bluteten und starben, solange kann kein Feind, woher er auch kommen möge, dem deutschen Vaterland etwas anhaben!"

Jene Sachsen marschierten bereits auf König Wilhelms Befehl. Denn nachdem die ganze I. Armee und ein Teil der II. zu einem besonderen Belagerungsheere unter der einheitlichen Leitung des Prinzen Friedrich Karl vereinigt worden, kamen die abgezweigten drei Korps: die Garde, das 4. und 5. Armeekorps als eine vierte (Maas-) Armee unter die Führung des Kronprinzen von Sachsen,

eines tüchtigen Soldaten, der viel zur Erringung des Sieges bei Gravelotte beigetragen hatte. Diese Maasarmee sollte mit der III. Armee als deren rechter Flügel sofort auf Paris vorgehen, den Kampf mit Mac Mahon aufnehmen, wenn er sie bei Chalons oder sonst irgendwo auf ihrem Marsche mit einem Angriff bedrohte und so schnell wie möglich den „psychologischen Moment" herbeiführen. Nachdem diese Bestimmungen schleunigst getroffen waren', kehrte der



Albert, Kronprinz von Sachsen.

König am 19. August mit seinem Stabe nach Pont à Mousson zurück, doch unterließ der greise Kriegsfürst nicht, vorher noch stundenlang unter seinen siegreichen Truppen herumzureiten und sich persönlich nach Einrichtungen zur Verpflegung der großen Anzahl Verwundeter umzusehen. In Pont à Mousson besuchte der Kronprinz am 20. August seinen Vater, um ihm zu den Erfolgen der in der Umgegend von Metz gelieferten Schlachten Glück zu wünschen und sich Instruktionen zu holen, wie die neuen Dispositionen ausgeführt werden und wel-

chen Einfluß sie auf die nächsten Bewegungen seiner eigenen Armee haben sollten, die zur Zeit größtenteils westlich von Nancy und mit der Front nach Chalons gewendet stand. Erst am 23. August verließ das königliche Hauptquartier Pont à Mousson und machte, nachdem es den Höhenzug zwischen dem Mosel- und dem Maasthal überschritten, in dem hübschen Städtchen Commercy Halt. Die Gegend, die den König umgab, war ihm wohlbekannt, obgleich ein halbes Jahrhundert über seinem Haupte dahingegangen war, seit er in der Champagne im Felde gestanden und gekämpft hatte. In Commercy bezog er dasselbe Quartier, das er 1814 inngehabt. Als er am nächsten Tage durch das Städtchen Ligny fuhr, erinnerte er sich seines ersten Einzuges in dasselbe, wie die drei verbündeten Souveräne in einer Reihe nebeneinander geritten — Alexander von Rußland in der Mitte — und hinter ihnen ein ungeheuer großer Stab, ein „ganzes Regiment von Prinzen, Marschällen, Herzögen und Generälen", unter denen auch er sich befunden hatte. Die Nächte des 24. und 25. August brachte der König bei Bar-le-Duc zu, da er Vorgänge erwartete, welche in den von ihm getroffenen Dispositionen Veränderungen notwendig machen konnten.

Mac Mahon hatte nach der Schlacht bei Wörth seine Flucht bis nach Chalons ausgedehnt, wo er am 15. August ankam und sofort eifrigst begann, aus den Resten seiner Armee und aus den neuen Truppen, welche in dieses weltberühmte Lager dirigiert waren, eine neue Armee zu bilden, die bald 150 000 Mann zählte. Napoleon war ebenfalls in Chalons angekommen (17. August). Mac Mahon wollte die neue Armee nach Paris führen, um den bereits wankenden Thron zu stützen, vornehmlich aber den Feind hier zu erwarten und Paris möglichst lange zu halten. Die Regierung in Paris dagegen wollte, daß er zum Entsatze Bazaines auf Metz marschiere. Von dem wirklichen Stande der Dinge um Metz hatte man weder in Paris noch im französischen Hauptquartier genügende Kenntnis. Bazaines Meldungen über den Ausgang des 16. August ließen seine baldige Ankunft an der Maas voraussehen; dann aber blieb man mehrere Tage ohne jegliche gewisse Nachricht. Nun wählte Mac Mahon vorläufig einen Mittelweg. Er depeschierte nach Paris am 20. August: „Ich breche morgen nach Rheims auf. Wenn Bazaine nach Norden durchbricht, werde ich ihm besser zu Hilfe kommen

können; bricht er dagegen nach Süden durch, so wird dies in solcher Entfernung der Fall sein, daß ich ihm nichts nützen kann. Hier bleibt eine Kavalleriedivision zurück, um fortzuschaffen, was möglich ist, und zu decken. Geben Sie Befehl, daß die Verbindungslinien über Soissons oder Epernay hergestellt werden." In Chalons selbst herrschte greuliche Verwirrung, ungeheuere Massen von Wagen, Pferden, Geschützen und Menschen stopften die Straßen. Unter den regulären Truppen waren Massen von Mobilgarden aus Paris zu sehen, die sich erlustigten, in den Droschken spazieren zu fahren und die den Auswurf der weiblichen Bevölkerung von Paris mit sich brachten. Der Kaiser, der schon auf der Fahrt nach Chalons wie ein Flüchtling mitten unter seinen Leuten sich behandelt sah, wagte nicht, sich unter den Truppen zu zeigen. Er blieb in seinem Quartier und nur die Hundertgarden ließen seine Anwesenheit vermuten. Indessen schien die Armee dem Kaiser noch ergeben, und er versuchte es, sie an sich zu fesseln. Die Anwesenheit der Mobilgarden schaffte viel Sorge, da sie es nicht an wütenden Demonstrationen fehlen ließen, sobald sie die Anwesenheit des Kaisers erfuhren. Sie erklärten, Paris, nicht den Kaiser schützen zu wollen. „A Paris! à Paris!" tönten die Rufe. Der Aufruhr wuchs, die Offiziere unterstützten ihn, und als der Befehl kam: die Mobilgarde geht nach Paris in das Lager von St. Maur zurück, fielen die Leute einander vor Freuden in die Arme. Als sie noch beim Packen der Tornister beschäftigt waren, kam der Befehl, diese Stücke für die reguläre Armee zurückzulassen: die Mobilen ließen es sich gefallen und zogen ab, indem sie ihre Habseligkeiten in Decken wickelten. So kam es, daß rings um Chalons die Felder mit Gegenständen aller Art bestreut gefunden wurden, als unsere Truppen später einrückten. Am 21. früh brach Mac Mahon mit dem Kaiser nach Rheims auf: von hier aus konnte er den Rückmarsch über Soissons auf Paris antreten oder, wenn die Regierung in Paris wirklich auf einem Vordringen gegen Metz bestand, über Vouziers und Stenay dahin marschieren. Da traf von Paris der Minister Rouher mit dem erneuten Befehl ein, um jeden Preis eine Verbindung mit Bazaine herzustellen, eventuell ihn zu entsetzen; die Rückkehr, auch Napoleons, nach Paris bedeute die Revolution. Mac Mahon erklärte, daß er auf dem Marsche nach Paris beharre, falls bis zum 23. nicht andere Weisungen von Bazaine — derselbe führte

den Oberbefehl auch über die Armee von Chalons — eingegangen wären. Er wies darauf hin, daß die „Rheinarmee" von 200 000 Deutschen umringt sei, daß der Kronprinz von Sachsen mit 80 000 Mann zwischen Metz und Verdun stehe und daß der Kronprinz von Preußen mit 150 000 Mann die Gegend von Vitry erreicht habe. Da traf am Nachmittage des 22. eine vom 19. August datierte Depesche Bazaines aus Metz ein, die einen kurzen Bericht über die Schlacht vom 18. enthielt, auch daß er seine Stellungen im ganzen mit Er-Erfolg verteidigt habe, seine Truppen bedürften 2—3 Tage Ruhe, dann aber wolle er nach Norden aufbrechen und hoffe, sich über Montmédy auf dem Wege von St. Menehould nach Chalons durchzuschlagen. Sei dieser Weg aber zu stark besetzt, so denke er auf Sedan oder selbst auf Mezières zu gehen, um Chalons zu erreichen. Mac Mahon mußte hiernach vermuten, Bazaine sei jetzt bereits im Marsche, und er fühlte sich verpflichtet, Bazaine auf dieser gefährlichen Unternehmung die Hand zu reichen. Zugleich stellte eine neue Depesche aus Paris den Marsch zur Vereinigung mit Bazaine als dringend erforderlich hin. Mac Mahon befiehlt den Aufbruch nach Stenay. Am 24. war er in Rethel, am 27. in Chesne Populeux: er hatte von Rheims bis hierher für 8 Meilen 6 Tage gebraucht! Ein Offizier stört ihn hier von einem einfachen Mahle auf; als der Marschall ihn gehört und aus dem Nebenzimmer wieder heraustritt, waren seine Züge merklich verändert, seine Lippen bebten leise und man sah ihm an, wie er seine ganze Kraft zusammennahm, um nicht vorzeitig mit der schrecklichen Nachricht herauszubrechen: bei Busancy hat ein Gefecht stattgefunden; der Feind bedroht die Armee aus dem Süden her in der rechten Flanke. Er sieht ein, daß seine Armee bereits in der höchsten Gefahr schwebt. Nur eine Rettung ist noch denkbar: die Armee muß zurückgeführt werden. Er unterzeichnet die nötigen Befehle. Da bringt der Telegraph aus Paris die neue gebieterische Weisung: „Metz und Bazaine müssen entsetzt werden — sofort die notwendigen Maßregeln ergreifen." Der Marschall wirft das Papier auf den Tisch, kreuzt die Arme und starrt hinaus in die Dämmerung, durch welche seine Kolonnen heranrücken, dann stößt er einen kurzen Wehruf aus, zerreißt seine Befehle und geht am 28. auf Stonne, am 29. auf Mouzon, wo er den Übergang über die Maas beginnen läßt.

Kaum waren nämlich am 24. mittags die letzten zwei Regimenter aus Chalons aufgebrochen, so sprengten schon die ersten preußischen Ulanen zur Stadt hinein. Auch die IV. Armee erreichte an diesem Tage Verdun und südlich davon die Maas. Ein Angriff auf diese Festung mißglückte ebenso wie die Überrumpelung der Festung Toul durch Teile der III. Armee, wie auch schon am 15. August der Handstreich der I. Armee gegen Thionville; man mußte sich damit begnügen, alle die festen Punkte zu umschließen und zu beobachten, denn zu einem ernsthaften Angriff bedurfte man des Belagerungsgeschützes, das erst aus Deutschland herbeigeschafft werden mußte. Die Hauptmassen der Heere ließen sich dadurch nicht aufhalten. Die Preußen marschieren mit einer unerschütterlichen Sicherheit, schrieb ein belgischer Berichterstatter in diesen Tagen; sie gleichen einem Meere, dessen Flut nichts hemmen kann: sie steigt und steigt, was man ihr auch entgegenstellt! Marschziel beider deutschen Heere war Chalons, wo sie zusammentreffen sollten, möglicherweise um sich mit Mac Mahon zu messen. Der unerwartete Linksabmarsch des Feindes änderte aber diesen Plan sofort. Schon am 25. erhielt man im deutschen Hauptquartier Kunde von der neuen Sachlage; denn die französische Reiterei, deren Aufgabe es hätte sein müssen, den Zug nach der Maas zu verschleiern, erwies sich auch hier als unthätig und ungeschickt, während die deutschen Reiter, meilenweit ihren Truppenteilen vorausssprengend, bald über Mac Mahons Plan aufklärten. Wenn irgendwann, so hing aber hier von ein paar Tagen alles ab. Leicht konnte die Entfernung zwischen Mac Mahon und den westwärts marschierenden deutschen Heeren so groß werden, daß jener unbehelligt von diesen sich von Norden auf den Prinzen Friedrich Karl werfen konnte, während Bazaine gleichzeitig aus Metz vorbrach. Daher führten die deutschen Armeen am 26. August mit bewunderungswürdiger Gewandtheit eine Rechtsschwenkung aus und rückten trotz des ungünstigen Wetters und der grundlosen Wege in raschen, anstrengenden Märschen nach Norden, um Mac Mahon in dem Augenblick zum Kampfe zu zwingen, da er seine strategische Flanke bloßstellen würde. Der Kronprinz von Sachsen beeilte sich, den Feind zu überflügeln, während die große deutsche Kreisbewegung, der erst eine Veränderung der Front vorhergehen mußte, in der Ausführung begriffen war. Diese Operation

ist, lediglich als taktische Bewegung betrachtet, eine der wunderbarsten Episoden in der modernen Kriegsführung und zwar um so mehr, als sie unter Umständen, wo allgemeine Verwirrung fast unvermeidlich schien, mit größter Kühnheit und Gewandtheit, ohne jegliche Stockung und in staunenerregender Schnelligkeit vollzogen wurde. In weniger als einer Woche, nachdem die Deutschen Mac Mahons Bewegung gewahr geworden, hatten sie ihn auf offenem Felde eingeschlossen und die Armee von Chalons hatte aufgehört zu existieren.

Schon am 26. verlegte der König das Große Hauptquartier von Bar le Duc nordwärts nach Clermont in den Argonnen. Eben hier war am Tage zuvor der Kronprinz von Sachsen mit dem sächsischen Korps angelangt, das nunmehr nordwärts geschoben die Führung übernahm und mittels seiner vorausgesandten Reiterei nun am 27. bei Buzancy zuerst wieder auf den Feind stieß. In einem glänzenden Gefecht wurden die feindlichen Schwadronen geworfen. Der linke Flügel Mac Mahons suchte den Maasübergang bei Mouzon, der rechte südwärts bei Stenay. Jenen bildeten Ducrot und Lebrun, diesen Douay und Failly; an des letztgenannten Stelle wurde Wimpffen aus Afrika erwartet; auch stand als Verstärkung ein neu gebildetes Korps Vinoy in Aussicht, das sich über Mézières in Bewegung setzte. Doch die Entscheidung war näher, als daß diese Hilfe noch hätte zur Geltung kommen können. Bereits am 28. erfuhren die Franzosen, daß der Maasübergang bei Stenay ihnen nicht mehr zugänglich sei, daß sie nur weiter nordwärts den Fluß überschreiten könnten. Bei Nouart, westlich von jener Stadt, stießen nämlich Truppen von Faillys Korps auf den Vortrab der Sachsen und wurden von der Straße nach Stenay nordwärts auf Beaumont geworfen, das zwischen Stenay und Mouzon unweit der Maas liegt. Hier hielten sie sich merkwürdigerweise für so sicher, daß sie die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln versäumten, keine Vorposten ausstellten, arglos in ihrem Lager kochten und ihre Gewehre putzten; sie ließen sich erst durch die Schüsse der unvermerkt am Waldesrande aufgefahrenen thüringischen Batterieen aufschrecken. Es lohnt sich, die Ereignisse dieses denkwürdigen Tages an der Hand eines Mitkämpfers (des Hauptmanns Tanera) ausführlicher ins Auge zu fassen. „Früh 6 Uhr (am 30.) brachen die

Hauptkolonnen auf; die Avantgarden waren schon länger unterwegs und Kavalleriepatrouillen rekognoszierten mit den ersten Sonnenstrahlen das Gelände. Die Maasarmee mit dem 4. und 12. Korps in erster, der Garde in zweiter Linie drang in der Richtung auf Beaumont vor. Links davon marschierten die Bayern von der Tanns, etwas links rückwärts von diesen das 2. bayerische Korps. Die übrigen Truppen der III. Armee waren noch zu weit links rückwärts, als daß auf ihre Mithilfe gerechnet werden konnte. Die Trains blieben einfach zurück; die konnte man heute nicht brauchen. Die Linie Beaumont—La Besace galt als Ziel für die in aller Stille vorrückenden Deutschen. Der Marsch fand teilweise unter großen Schwierigkeiten statt, denn man mußte häufig ohne Wege dichte Waldungen durchdringen und sumpfige Wiesen überschreiten. Aber es geht immer, wenn es sein muß. Bleiben einmal die Räder der Geschütze im Moraste stecken, dann greifen die Bedienungskanoniere in die Speichen, und reichen diese noch nicht aus, dann helfen die nächsten Musketiere; Sporn und Peitsche treiben die Pferde zu äußerster Anstrengung und schließlich geht es doch, mag auch das Blut von den armen Tieren herabtropfen und sind Stückchen menschlicher Haut an den Speichen hängen geblieben! So ging es hier ebenfalls. Nur mit äußerster Mühe konnten die langen Kolonnen sich auf gleicher Höhe erhalten, aber sie brachten es doch zuwege; unsere Befehlshaber hatten sich nicht getäuscht; wir waren zur bestimmten Stunde da, wo wir sein mußten. — Und die Franzosen! Es ist für einen Soldaten kaum möglich die Fehler nur für denkbar zu halten, die bei unseren Gegnern wirklich gemacht wurden. Mac Mahon erkannte deutlich genug das Schwierige seiner Lage und beabsichtigte, so schnell als möglich das rechte Maasufer zu erreichen. Dazu befahl er, daß alle den Marsch aufhaltenden nicht militärischen Fahrzeuge der Armee-Verwaltung, sowie die kranken Mannschaften und Pferde zurückzusenden seien und das VII., I. und V. Korps unter möglichster Beschleunigung des Marsches noch am 30. die Maas zu überschreiten hätten. Das XII. Korps und eine Kavalleriedivision waren schon am 29. übergegangen. Was geschah daraufhin? Die Armee-Verwaltung ordnete selbständig an, daß alle Fahrzeuge, sogar die leeren Verpflegswagen mitzunehmen seien, und dadurch bildete sich eine 2 Meilen lange, schließlich den Weg fast ganz ver-

stopfende Wagenkolonne. Durch dieselbe wurde das VII. Armeekorps bis 1 Uhr mittags verhindert, abzumarschieren, und stand also um diese Zeit noch bei Stonne. Der kommandierende General des V. Armeekorps aber (Failly) fand, daß seine Truppen auf Grund der Gefechte des vorhergehenden Tages noch der Erholung bedürften, und deshalb ließ er sein ganzes Korps am 30. vormittags ruhen und rasten. Dazu wußte er, daß eine deutsche Avantgarde kaum eine Meile entfernt stehe. Nun kommt aber das Großartigste. Am 29. stießen die Truppen des VII. und V. französischen Korps bei Buzancy und Nouart mit unseren Spitzen zusammen und es gab ziemlich heftige Gefechte. Nach diesen Kämpfen zogen sich die Franzosen nur einige Kilometer zurück. Am 30. rasteten sie den ganzen Vormittag in ihren Stellungen und — man lese und staune — stellten keinerlei Vorposten, nicht einmal Lagerwachen zum Schutze ihrer Lager auf und entsendeten keine ausreichende Kavallerie, um nur nachzusehen, wo die gestern im Gefecht aufgetretenen Deutschen eigentlich geblieben seien und was dieselben beabsichtigten? . . . Noch mehr. Die französischen Generale des V. Korps fühlten sich so sicher, daß sie sich fast ausnahmslos nach Beaumont begaben, um dort gut zu speisen, weil sie seit einigen Tagen hierin verkürzt worden waren. Auf welche Weise sie und die Franzosen überhaupt die Anwesenheit der Deutschen erfuhren, wissen wir durch die Briefe des Pfarrers von Beaumont an Madame Urquart. Man meint da eine Parodie auf militärische Verhältnisse zu lesen; aber es war so; eine unbegreifliche aber wirkliche, unleugbare Wahrheit. Gerüchte über das Erscheinen der Deutschen zirkulierten schon lange in Beaumont; allein kein Mensch that etwas, um deren Richtigkeit zu prüfen. Da lief $11\frac{1}{2}$ Uhr vormittags die Schwester des Ziegeleibesitzers Aimée Burdo in die Stadt und teilte ihrem Bruder mit: „Les Prussiens sont chez nous“ d. h. in der Tuilerie etwa 1900 m südlich Beaumont. Man teilt dies einem General mit. Antwort: „Ihr habt gelogen“. Frau Burdo und ihr jüngerer Sohn Jean Baptiste verlassen, als die Kolonnen des 4. preußischen Korps aus dem Walde heraustreten, ihre Ziegelei und rennen in das Lager und in die Stadt. Sie schreien „les Prussiens sont dans la forêt“; sie melden es einem General; umsonst! Antwort: „Vous devez vous tromper“. Um Mittag kommt eine Frau aus Sommauthe mit den Zeichen des

höchsten Entsetzens nach Beaumont, dringt in das Pfarrhaus, wo die Stabsärzte essen, und schreit: „Messieurs! les Prussiens sont sur vous“. Man führt sie in die Mairie. Großes Gastmahl der Generale. „Messieurs, les Prussiens sont sur vous!“ Ein Adjutant will die Frau hinausweisen. Da spricht General de Failly: „Laissez — la parler“. Sie wird nach verschiedenem gefragt, berichtet ausführlichst, wird entlassen und — es geschieht nichts. Eine Viertelstunde später bestätigten die deutschen Granaten ihre Aussage; die französischen Generale saßen gerade beim Dessert. Selbst jetzt noch glaubten einzelne Herren, es handle sich um ein „Übungsschießen der Artilleristen“ und verlangten von neuem Dessert.

Unter den größten Schwierigkeiten war die Avantgarde des 4. preußischen Korps durch den Wald von Dieulet und Gerache hindurchgekommen. Sorgsamst wurden die Kavalleriepatrouillen allmählich zurückgehalten, damit der Feind nicht aufmerksam gemacht werde. Mit unendlicher Mühe hatte man die Batterieen durch das dichte Unterholz des Waldes geschafft. Der sumpfige Untergrund dämpfte den Schall. Die 4. preußischen Jäger sind an der Spitze. „Herr Hauptmann, in den Lagern vor Beaumont ist noch alles ruhig; sie merken gar nichts. Soll ich über den Waldrand vorgehen?“ „Ja, Herr Leutnant. Wir besetzen die Höhe vorwärts der Tuilerie. Nur Ruhe, peinlichste Ruhe! kein Kommando; kein Pfeifensignal; nur Winke. Vorwärts!“ Grüne Gestalten mit roten Krägen, die traditionellen „Dächse“ auf dem Rücken, schleichen nach der Ziegelei und über dieselbe hinaus bis an den Rand der Höhe. Dort liegen sie, die ganze 1. Kompagnie, flach auf dem Boden. Keiner rührt sich; nur der Hauptmann lugt über den Kamm der Höhe hinüber nach dem kaum 1000 m entfernten Lager der Franzosen. Die anderen 3 Kompagnieen des Bataillons folgen nach und entwickeln sich neben der ersten. Die beiden Batterieen fahren links vorwärts der Ziegelei auf, der Feind merkt noch nichts. Die Bataillone der 86er treten aus dem Walde; der Feind verrät noch keine Unruhe; die 96er kommen aus dem Dickicht — da wirds bei den Franzosen lebendig. Nun aber geht's auch hier an, zögern hätte keinen Wert mehr. Also: „Feuer“, „1. Geschütz Schuß“. Ein Blitz — ein Krach — die erste deutsche Granate saust hinüber, die zweite folgt

und so fort, der Teufel ist los, die Schlacht beginnt. Die Jäger laufen noch weiter vor. Auf dem Höhenrand „Halt! Nieder! 1. Glied Visier 750, 2. 850 m, Schnellfeuer!" Das knattert und prasselt und zischt. Das trifft aber nicht allein die auf dem Feuer kochenden Suppen der Franzosen, nein; das findet den Weg zum Herzen; das führt zum Tode.

Die Überraschung war vollständig. Stoßt mit einem Stock in einen großen Ameisenhaufen und rührt darin herum. So sah es bei den Franzosen aus, wie es dann bei den Ameisen wird. Alles stürzte an die Gewehre; Zelte wurden eingerissen, die großen Menagekessel umgestürzt; die Tornister blieben liegen, Pferde ließ man angebunden stehen; alles schrie durcheinander; Kommandos, Rufe des Entsetzens erklangen von allen Seiten. Dazwischen schlugen die deutschen Granaten, pfiffen die Langbleis der Jäger, tönten die Schmerzensschreie der Getroffenen, donnerte das Krachen der Geschütze und schmetterte das Geknatter der Zündnadelbüchsen. Jetzt wußten es die französischen Generale in der Mairie in Beaumont: sie waren überfallen worden; mittags zwischen 12 und 1 Uhr, bei herrlichem Sonnenschein, ohne Spur von Nebel, in ihrem eigenen Lande, trotz der vorhergegangenen Gefechte und der Warnungen der Einwohner überfallen und zwar handelte es sich nicht um eine kleine Patrouille, die einem feindlichen Zug in den Hinterhalt läuft, sondern ein ganzes Armeekorps, das sich seit 18 Stunden auf dem gleichen Platze befand, wurde von einer auf 12 bis 15 Kilometer heranmarschierenden ganzen Armee auf solche Weise im wahrhaften Sinne des Wortes überfallen!!! Ist bis zu diesem Augenblicke das Verhalten der Franzosen unbeschreibbar; jetzt hielten sie sich brav und wacker. Schnell waren ihre Geschütze aufgefahren und warfen einen übermächtigen Granatenhagel auf die beiden schwachen Avantgardenbatterieen der Preußen. Auch entwickelten sich kolossale Schützenschwärme und dieselben überschütteten die 4. Jäger, sowie die 86er und 96er mit einem verheerenden Chassepotfeuer, das bald empfindliche Verluste verursachte. Sogar einen Vorstoß wagten die allmählich mit immer stärkeren Massen auftretenden Franzosen. Jetzt beteiligten sich aber auch die 15. Brigade und die ganze Divisions- und Korps-Artillerie am Gefecht und rechts davon griffen die 7. Division und die Sachsen in den Kampf mit ein. Dadurch kam das

Vorgehen der Franzosen bald zu stehen und es entwickelte sich ein hinhaltendes Feuergefecht.

Sehen wir unterdessen nach den Bayern. Die Avantgarde des Korps v. d. Tann, die 4. Brigade, näherte sich gegen 12½ Uhr dem Dorfe Sommauthe. Von der Höhe vor dem Orte hatte man eine weite Umsicht. „Seht Ihr dort bei Beaumont die Lager?" „Jawohl; sie scheinen aber nicht von Truppen besetzt zu sein. Man sieht nur Leute in Hemdärmeln und bemerkt keinerlei Sicherheitsmaßregeln. Vielleicht sind die Preußen schon darüber hinaus und lassen einzelne Truppenteile dort abkochen." „Unmöglich. Fliegen können die Preußen auch nicht, also müssen ihre Spitzen auf gleicher Höhe mit uns marschieren." Halt! — „Was giebts?" „Vor uns bei Stonne und St. Pierremont sollen Franzosen sein. Die Lager bei Beaumont sind auch voll von ihnen. Sie merken uns nur noch nicht." „Sind die Preußen noch nicht daran?" „Sicherlich. Ihre Spitze verschwand schon vor einer Stunde im Wald." „Platz für die Artillerie!" Das rasselt und dröhnt. 2 Batterieen fahren vor. Unsere Avantgarde ist im Wald verschwunden. Auch wir treten wieder an. Wie Gewitterschwüle liegts auf den Gemütern. Die Spannung hat den höchsten Grad erreicht. „Jetzt müssen wir sie aber bald haben. Es ist gleich ½1 Uhr. Am Ende sind sie schon ausgerissen und nach Norden —". „Still! Was war das? — Ein Schuß! Hurra! Noch einer! Wir haben sie! Es geht los! Vorwärts Leute. Seht die Büchsen noch einmal nach. Ein Lied, Jäger, ein flottes Lied." „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" Der Oberjäger M. hat es angestimmt, das ganze Bataillon, die Brigade, alles singt nach und vorwärts schiebt sich die Masse, vorwärts gegen den Wald, vorwärts gegen den Feind. Im Westen und im Osten zugleich krachen jetzt die Geschütze. Hier stießen unsere 7. bayerischen Jäger und die 13er bald auf starken Widerstand. Während nämlich die Batterieen Baumüller und Sigmund ihr Feuer gegen Beaumont richteten, waren westlich davon bei la Thibaudine ausgedehnte französische Schützenlinien und eine Mitrailleusenbatterie erschienen und eröffneten ein lebhaftes Feuer. Gegen diese richteten die Bataillone der Avantgarde ihre Aufmerksamkeit. Plötzlich tauchten gewaltige Massen in der linken Flanke der 13er auf. Man schwenkt gegen die neuen Feinde ein. Auch das 10. Regiment wird dagegen

entwickelt. Aber alles war umsonst. Es erschien nämlich hier eine ganze Division des VII. französischen Korps, das, auf dem Marsche nach Mouzon sich befindend, gerade an dieser Stelle eingetroffen war. Durch eine so große Übermacht wurden die 10er zurückgeworfen. Der linke bayerische Flügel scheint ganz aufgerollt zu werden. Ordonnanzoffiziere jagen zurück. „Die 3. Brigade soll angreifen!" „Die 1. Jäger vor! 3. und 12. Regiment folgen!" „Jäger, Laufschritt marsch! Geschlossen bleiben, bis wir durch sind. Keinen 10er hereinlassen! Vorwärts!" Das rasselte vom Anschlagen der Feldkessel und Bajonette und lärmte durch das Aufstampfen der Füße; jeder Mann hatte die Büchse in der rechten, das Seitengewehr in der linken Hand und rannte vorwärts. „Platz! Ausweichen! Hinten anschließen! Jäger vorwärts!" Wie Keile schieben sich die Alpenjäger-Kompagnieen durch. Oberstleutnant Schmidt führt sie. Solcher Anblick giebt auch den 10ern wieder Halt. Ihre Offiziere fassen sie in Trupps zusammen. „Werdet Euch doch nicht in einer solchen Art von den Jägern beschämen lassen! Wer ein schneidiger Kerl ist, folgt den Jägern." Sie thatens auch. Vor kam aber keiner. Wenn es galt, den Feind anzugreifen, dann konnte niemand mit den 1. Jägern Schritt halten. So war es auch hier. Jetzt hatten die vorderen Kompagnieen den diesseitigen Rand einer etwa 200 m breiten Waldlichtung erreicht. Jenseits, hell von der Sonne beleuchtet, hoben sich die Schützenketten der Rothosen deutlich vom Grün des Unterholzes ab und die Linie der feuernden Chassepots zeigten genau, wie stark sie waren. Aber Oberstleutnant Schmidt zählte sie nicht. „Ausschwärmen, Jäger! keinen Schuß! Mit dem Bajonett werfen wir sie. Vorwärts, meine braven Jäger! Hurra, Hurra!"

Das war kein Angriff mehr, das war eine Wetterwolke, die da losbrach. Fast ging uns der Atem aus, aber doch blieb keiner zurück. Hu wie flogen die wetterharten Gebirgssöhne über das Feld; was schert sie das Blitzen und Krachen; was kümmert sie das Fallen der Kameraden; drauf gings, drauf wie der Gießbach in den Tobel stürzt, ob auch viele seiner Wellen am Gestein zerschellen, er dringt doch durch, der Fels muß weichen, die Klamm ist gebrochen, der Bach hat gesiegt. So war es hier. In nicht viel mehr als einer Minute sausten wir über die Lichtung; noch ein Satz, drüben war man, auch über den in einem Graben liegenden französischen Schützen;

jetzt faßte der eine Jäger seine Büchse an der Mündung und schlug zu, daß bald zerschmetterte Franzosenschädel zeigten, die Hiebe saßen gut; andere rannten noch im Sprung das Bajonett so den Gegnern durch den Leib, daß es sich krumm bog; dort drang ein bayerischer Ordonnanzsäbel einem französischen Kapitän durch Käppi und Kopf; hier fuhr dem armen Welschen der aus dem Stiefel gerissene Knicker in die Brust; überall hörte fast sofort das Schießen auf; die Jäger konnten nicht mehr schreien, nur hauen und stechen, und die Franzosen rissen aus, was Zeug hält. Kann's ihnen nicht verdenken. Unsere Burschen hausten wie wahre Teufel und selbst uns Offiziere hatte der Taumel ergriffen, man hieb und stach drauf los und kümmerte sich nicht darum, daß die Franzosen immer noch viel stärker waren, als wir selbst. Jenen aber verging bald die Lust, sich mit uns herum zu raufen; solche Gesellen dünkten ihnen, wie es schien, doch zu borstig; wer nicht erschlagen war, floh und zwar so schnell als er konnte. Wir Jäger aber nicht faul, waren wieder hinter her und mancher Franzmann wurde hier zum Gefangenen gemacht. Zurückgebracht haben wir wenige. Das konnten die 10er hinter uns besorgen; wir hatten keine Zeit. — Der mit solcher Entschiedenheit durchgeführte Angriff der 1. bayerischen Jäger hatte außerordentliche Vorteile zur Folge. Erstens kam der Angriff der neu auftretenden feindlichen Divisionen sofort zum stehen; zweitens rissen wir alle rechts rückwärts stehenden Bataillone mit vor; drittens eroberten wir zwei feindliche Geschütze, die nicht schnell genug abfahren konnten, und viertens hatten wir dem Gegner so gründlich alle Lust zu weiterem Einlassen mit uns genommen, daß er von da an sich nur auf ein „battre en retraite“, wie die Franzosen sagen, einließ. Die Gehöfte la Thibaudine und Warniforet wurden genommen und größtenteils von den Abteilungen der 4. Brigade besetzt. Die 3. aber führte die Verfolgung in der Richtung auf la Besace und Flaba so lange weiter, als überhaupt hier noch ein Feind sichtbar blieb.

Während dieser Kämpfe war auch die 1. bayerische Division durch den Wald gedrungen und setzte nun den Vormarsch nach Norden gegen Raucourt fort, während die Abteilungen der 2. Division sich sammelten und bei la Besace biwakierten. Bei Raucourt hatten die Franzosen noch eine Arrièregardenstellung bezogen, räumten dieselbe aber bald, als die Schützen des 2. Regiments und der 4. und 9.

Jäger sie durch Büchsengeschosse aufforderten zu gehen und bayerische Geschütze den gleichen Wunsch dringend mit Granaten aussprachen. Die 1. Division, der Korpsstab und die Korpsartillerie biwakierten in und um Raucourt.

Während so die Bayern v. d. Tanns das VII. französische Korps ganz von seiner Marschlinie ab nach Norden warfen, hatten auch die Preußen des 4. Korps sowie die Sachsen bei Beaumont selbst große Erfolge errungen. Das Herankommen der 31er ermöglichte ein energischeres Vorgehen gegen die Stadt und man schritt kurz vor 2 Uhr zum allgemeinen Angriff auf dieselbe. Wie bei einem mächtigen Brande in unglaublicher Schnelle sich das Feuer auf dem hölzernen Bodenraume des Hauses verbreitet und, nachdem man kurz vorher nur Qualm und Rauch und wenige durch die Ziegeln dringende Funken gesehen, plötzlich die hellen Flammen aus allen Luken schlagen, das ganze Gerüste in sprühendem Feuer steht und das entfesselte Element trotz der hineingeschleuderten Wasserstrahlen nicht rastet, bis es gesiegt, bis das Gerüste krachend zusammenstürzt, so ist es auch in der Schlacht beim Sturmangriff. Einige Signale ertönen; die nächsten Kompagnieen beginnen; die angrenzenden folgen; so geht es weiter und in unglaublich kurzer Zeit ist alles auf den Beinen; alles rennt vorwärts; mächtig brausen die Hurras aus Tausenden von deutschen Männerkehlen und kein Rasten und kein Halten giebt es mehr, ehe nicht das Ziel erreicht, der Feind gefaßt und erschlagen oder entwaffnet und gefangen ist. Auch Beaumont erlag dem ersten Anlauf. Da half kein erhöhtes Schnellfeuer aus Kanonen, Mitrailleusen und Chassepots; ohne Rücksicht auf ihre schweren Verluste drangen die Preußen, besonders die 31er, vor und um 2 Uhr war Beaumont in ihren Händen. Damit und durch die Eroberung der Lager war auf dem linken Flügel dieses Teiles des Schlachtfeldes der Kampf beendet. Rechts davon aber dauerte er noch fort und waren es in erster Linie die 66er, welche in hartem, sehr verlustreichem Ringen dem Gegner einen wohl verteidigten Straßendamm und dabei zahlreiche Gefangene, 30 Fahrzeuge und über 100 Pferde abnahmen. Der Rest floh gegen Letanne, fiel aber dort noch den Sachsen in die Hand. Von diesen war das Schützen-Regiment 108, als es den Kanonendonner von der Tuilerie her vernahm, im Laufschritt vorgegangen. Es liegt eine eigene magnetische Kraft in

dem Getöse des Geschützfeuers. Das zieht jeden braven Deutschen vom höchsten General bis zum jüngsten Musketier unwiderstehlich an, denn er weiß, dort, woher es erklingt, steht der Feind, dort sind Kameraden im Gefecht. Jenen muß er besiegen helfen, diesen muß er beistehen und darum eilt er so schnell als möglich, um nur rechtzeitig hinzukommen. Hier bei Beaumont wirkte noch ein anderer Umstand treibend mit ein. Bei der genannten Stadt standen Preußen im Kampf; das wußte man; weiter westlich werden die Bayern tüchtig anbeißen; das konnte man sich denken. Sollten da die Sachsen allein zu spät kommen? Gewiß nicht, also: „Laufschritt marsch, marsch!" Sie kamen auch, überschritten unter heftigem Granatfeuer das freie Terrain gegen Letanne zu und wandten sich dann der Maas entlang nordwärts.

Während der nach der Einnahme von Beaumont entstandenen Pause waren auch die Garden näher herangekommen und es standen nun das ganze 4. und 12. Armeekorps zu freier Verwendung zur Verfügung. Die Franzosen waren gegen Mouzon zurückgewichen; allein sie räumten noch lange nicht das linke Maasufer, sondern setzten sich von neuem auf den Höhen vorwärts des genannten Städtchens fest. Nun entwickelten sich die beiden deutschen Armeekorps, die hier standen, wieder frisch zum Angriff, gegen 3½ Uhr. Schon im Thale bei Yoncq wurde die voraustrabende Kavallerie bald zum Halten gezwungen und man erkannte, daß der Feind sich nicht nur zu vorübergehender Abwehr der Verfolgung, sondern zu energischer Verteidigung hier festgesetzt. Failly hatte sich nämlich bemüht, bei Villemontry sein zerschmettertes Korps zu sammeln, und Lebrun, der Kommandierende des XII. französischen Korps, ließ zum Schutze dieses Versuches eine Infanterie-, eine Kavallerie-Brigade sowie mehrere Batterieen vorrücken. Half ihnen aber nicht viel. Kaum wurden die Preußen der neuen französischen Stellung ansichtig, so gingen die 66er unter Trommelschlag zum Angriff vor, die 26er folgten und ohne Aufenthalt wurde der Feind durch das Bois de Givodeau hindurch gejagt. Nördlich desselben traten aber neue feindliche Massen auf und alle Tapferkeit der Preußen ermöglichte keine weiteren Erfolge mehr; sie mußten vorläufig halten. Jetzt aber kamen die durch den ermüdenden Eilmarsch freilich sehr angestrengten Sachsen heran. Die Regimenter Nr. 101 und 108 traten neben den Preußen

im Bois de Givodeau in Thätigkeit; Kompagnieen des Regiments Nr. 100 drangen in die Nordostecke desselben vor und andere marschierten auf dem Wege neben der Maas heran. Jenseits derselben aber hatten sich neue Truppen des XII. französischen Korps entwickelt und beabsichtigten, diese Kolonne unter ein tüchtiges Flankenfeuer zu nehmen. Der Gedanke war vorzüglich und auch die Anlage zur Ausführung desselben muß anerkannt werden. Geschützt durch den Fluß, also ungestraft, tüchtig auf eine marschierende Abteilung losknallen und noch dazu auf verhältnismäßig nahe Entfernung — nicht übel. Sie vergaßen nur Eines, was ihnen aber vor, in und nach der Schlacht von Beaumont, d. h. auf allen Schlachtfeldern von 1870/71 so vielen Schaden zufügte und was sie auch jetzt in ihrer Armee noch nicht kennen — die echte Kameradschaft in Kampf und Gefahr. Kaum merkte nämlich die nächste sächsische Batterie die mißliche Lage der Leib-Grenadiere, da: „Batterie — rechtsum — Galopp marsch!" „Geradeaus!" „Batterie — Halt!" „Im Avancieren — protzt ab!" — „Mit Granaten geladen — 1600 m — erstes Geschütz — Schuß!" Dann krachte es los; eine Granate nach der andern schlug in die Reihen der feindlichen Schützen; eine zweite sächsische Batterie vereinte ihre Stimme mit der der ersten, und bald dachten die Franzosen mehr an die eigene Deckung, als an eine Belästigung der deutschen Kolonne. Freilich erschienen jetzt verschiedene französische Batterieen und nahmen die beiden deutschen in ein energisches Kreuzfeuer. Die aber hielten aus, und als nun fünf weitere sächsische Batterieen auf der Höhe nördlich Letanne auftraten und ihrerseits die Franzosen auf dem rechten Maasufer in der Flanke faßten, da verzichteten die letzteren bald auf ihr in der Theorie ja sehr hübsches, in der Praxis aber nicht mehr ausführbares Manöver. Sachsen und Preußen drangen nun von neuem vor und warfen ihre Gegner auf dem rechten deutschen Flügel über Villemontry zurück, wo es jedoch wegen der wiederholt fühlbar werdenden Einwirkung französischer Truppen vom jenseitigen Ufer her und wegen der starken Anhäufung feindlicher Kräfte auf beiden Ufern der Maas gegen $6\frac{1}{2}$ Uhr abends zu einem stehenden Feuergefecht kam.

Auf dem linken Flügel waren die Preußen aber ununterbrochen in siegreichem Vordringen geblieben. In unaufhaltsamem Angriff stürmten die 93er, an der Spitze Oberst von Krosigk, die Höhe von

Yoncq hinauf. So schnell waren die Anhaltschen zwischen den feindlichen Geschützen, daß die geladenen Kanonen nicht mehr abgefeuert werden konnten und zwei derselben schon hier den 93ern in die Hände fielen. Sechs andere und vier Mitrailleusen erbeuteten sie bei der nun stattfindenden Verfolgung. An dieser nahmen auch die 96er teil, während die 27er den Feind aus dem Hofe Grésil hinaus und gegen Mouzon zurückwarfen. Nun gingen 27er und 93er vereint zu einem umfassenden Angriff auf den Mont de Brune vor. Dort standen die Franzosen mit Front gegen Osten, um einem Vorgehen der Deutschen aus dem Bois de Givodeau zu begegnen. Wie erstaunten sie, als plötzlich von Westen her, also in ihrem Rücken, die preußischen Hurras ertönten und sie kaum Zeit fanden, sich umzuwenden. Eine französische Batterie feuerte zwar auf die Anstürmenden, aber die Geschütze waren bald stumm, da Kanonen nicht von selbst losgehen und erschossene, erschlagene und gefallene Kanoniere nicht mehr abfeuern können. Die ganze Batterie fiel den Preußen in die Hände; der Mont de Brune war erobert. Nun fluteten die geworfenen französischen Massen von allen Seiten gegen Mouzon zurück. Natürlich entstand in dem Städtchen, besonders auf der Brücke, ein entsetzliches Gedränge und ein kaum entwirrbares Durcheinander. Glücklicherweise hatte der um $2^1/_2$ Uhr in Mouzon eingetroffene Marschall Mac Mahon die vom XII. Korps zur Hilfe geschickte Infanterie-Brigade, sowie ein Kürassier-Regiment der ebenfalls hierher gesendeten Kavallerie-Brigade sofort wieder auf das rechte Maasufer zurückgezogen und dadurch wenigstens etwas Platz geschaffen. Das andere Kürassierregiment der letzteren stand aber noch auf dem linken Ufer nördlich der Vorstadt von Mouzon. Da schlugen, anfangs noch selten, dann aber, je mehr die Preußen vorrückten desto häufiger, zuletzt in unerträglicher Weise die deutschen Langbleis in die Reihen der in stolzer Haltung ausharrenden Kürassiere. Es war für diese nicht mehr möglich, unthätig stehen zu bleiben. Ihre Lage wurde mehr wie peinlich. Hinter sich die Maas, auf deren einziger Brücke sich Kopf an Kopf staute, und die Stadt mit ihren durch Menschen, Pferde und Wagen verstopften Straßen; vor und neben sich der Feind; auf dem Platze selbst sichere Aussicht auf Tod oder Gefangenschaft. Da gab der General de Salignac-Fénelon den Befehl zum Angriff. „En avant les cuirassiers!“

Stolz kam das Regiment, an seiner Spitze der tapfere Oberst de Contenson daher; das dröhnte und rasselte und schnaubte. Aber, aber — —. Noch stand die am meisten bedrohte preußische Kompagnie mit Front gegen Osten und wendete also gegen die französischen Küraßsiere fast den Rücken. „Herr Hauptmann! Kavallerie! dort!" Der Hauptmann pfeift; seine Leute horchen, was es giebt. „Ganzes Bataillon kehrt! — Alle Leute in ihren Stellungen bleiben, — es wird kein Karree formiert! — Niemand feuert, ehe ich es befehle! — Ruhig Blut, Leute; gut zielen! — Keine Klappe! — — Auf die Kavallerie legt an! — Feuer! — Geladen! — Legt an! — Feuer! — Schnellfeuer! —" Es ist nicht zu beschreiben, welche Wirkung ein auf so nahe Entfernung abgegebenes Salven- und Schnellfeuer ausübt, wenn es in so ruhiger Art wie hier von Hauptmann Helmuth geleitet und von seinen 27ern ausgeführt wird. Der Erfolg war grausig. Elf französische Offiziere, über 100 Mann und noch mehr Pferde lagen zerschmettert vor den preußischen Füsilieren. Von diesen wurden nur einige umgerannt und etwas gestoßen, aber keiner so stark verletzt, daß er nicht bei der Truppe hätte bleiben können. Die Reste der Küraßsiere — ihr tapferer Oberst lag mit durchschossener Brust 15 Schritte vor der preußischen Front — jagten in wilder Flucht nach der Maas zurück. Da sie durch die verstopften Straßen nicht hindurch konnten, so stürzten sie sich in den Fluß, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Viele fanden dabei ein nasses Grab in den Wellen. Deutscherseits begann nun ein allgemeines, durch das Feuer sämtlicher in die erste Linie gezogenen Batterieen unterstütztes Vorrücken gegen Mouzon. Noch immer leistete die französische Infanterie tapferen Widerstand und wurde dabei von auf dem rechten Maasufer aufgefahrenen Batterieen redlich unterstützt. Allein es waren doch nur die letzten Pulsschläge des erlöschenden Kampfes. 31er, 93er, 26er, 66er, 71er, 27er, 96er, 86er, 108er und 101er drangen von allen Seiten unaufhaltsam vor. Wie die Küraßsiere, so wurden jetzt auch viele französische Infanteristen in die Maas gedrängt und nicht wenige fanden in derselben den Tod, weil sie lieber sterben, als in die Gefangenschaft des Feindes fallen wollten. Trotzdem mußten sich zahlreiche Flüchtlinge ergeben und außerdem fielen noch drei verlassene Geschütze in preußische Hände. Etwa um 7 Uhr abends

war die Vorstadt von Mouzon erobert; gleich darauf schwieg die auf der Brücke stehende Mitrailleusenbatterie; der Kampf war aus; Preußen, Bayern und Sachsen hatten eine hartnäckige Schlacht glänzend gewonnen. Der Feind verlor an diesem Tage 4800 Mann, 42 Geschütze und eine Menge von Pferden, Wagen und Kriegsmaterial aller Art. Wir bezahlten unseren Sieg mit einem Verluste von 145 Offizieren, 3384 Mann und 274 Pferden.

Das war der Tag von Beaumont, der erste Kampf, in welchem die Sieger von Metz mit den Siegern von Wörth wetteiferten; die Einleitung zu den großen Ereignissen, die nun folgten und den Sturz des französischen Kaiserthrones zur Folge haben sollten. In den Biwaks der Deutschen herrschte lauter Jubel und, außer bei den Vorposten, ertönten bis ziemlich spät in die Nacht hinein frohe Siegeslieder . . . Die französischen Truppen hatten eine recht schlechte Nacht. Schon am Nachmittag des 30. beschloß der Marschall Mac Mahon den Rückmarsch nach Sedan. Was weiter — das wußte er wahrscheinlich selbst noch nicht. Vorläufig kam es ihm nur darauf an, sich der deutschen Machtsphäre zu entziehen. Freilich gelang dies nicht mehr, denn hier standen nicht genug Eisenbahnen zur Verfügung, um per Dampf zu verschwinden und, wenn die französischen Truppen im Zurückgehen auch viel leisteten, unsere deutschen Reiter waren im Nachfolgen noch unermüdlicher und ließen nicht eine Minute den Feind aus den Augen. So führten die beiden Kavallerie-Divisionen des linken Flügels schon am 30. ohne Zögern die vorgeschriebenen Märsche gegen die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen aus und erreichten noch an diesem Tage die Orte Tourteron, Attigny, Semuy, le Chesne und Bouvellmont. Nach der Schlacht blieben die deutschen Reiter überall den geschlagenen französischen Korps da auf den Fersen, wo nicht die deutsche Infanterie selbst so eilig nachfolgen konnte, daß durch diese die Fühlung erhalten wurde . . . Am güustigsten erging es dem I. französischen Korps. Von diesem konnten 2 Divisionen bei Douzy, die beiden anderen bei Carignan gegen Abend Halt machen und biwakieren. Das VII. Korps setzte nach den unglücklichen Kämpfen gegen die Bayern v. d. Tanns den Rückmarsch die Nacht hindurch fort und kam früh $3^1/_2$ Uhr todmüde und fast völlig erschöpft bei Sedan an. Schlimmer erging es dem XII. Korps. Als dieses endlich die Reste

der in die Kämpfe bei Mouzon verwickelten Teile wieder auf das rechte Maasufer zurückgebracht hatte, trat es den Nachtmarsch nach Douzy und Bazeilles an. Dieser Marsch war eine wahre Qual. Kaum hatten die Regimenter eine kurze Strecke zurückgelegt, da: „Halt!“ Truppen des V. Korps kreuzten sich mit denen des XII.; man mußte warten. Endlich konnte man wieder antreten. Nach kaum einer halben Stunde wieder: „Halt!“ Umgestürzte Wagen hatten die Straße verstopft; sie mußten erst beiseite geschafft werden. Stehend, auf die Gewehre gestützt, schlafen die mittleren Leute der Kolonne ein; die äußeren haben sich auf die Ränder der Straße gesetzt. Da ruft es von vorne: „Auf, auf! Weiter!“ Mit großer Mühe bringen die Offiziere ihre Leute wieder vorwärts. Nun ist glücklich alles von neuem im Marsch. „Halt!“ Die Straße frei machen!“ — Alles drängt zur Seite. Ein langer Zug von Wagen mit Verwundeten fährt vor. Man tritt und stößt sich; die einen fluchen; die anderen verlangen Ruhe; dazwischen stöhnen die Verwundeten; Peitschenhiebe treiben die müden Pferde an; diese reißen heftig an den Geschirren, so daß die Stöße der Wagen den armen Sterbenden neue Schmerzensrufe auspressen; dazu die dunkle Nacht; es ist ein schauriges Bild. „Gott sei Dank; nun geht es weiter!“ Stumpf wälzt sich die Kolonne dahin. Plötzlich tönen einzelne Schüsse durch die Nacht. Niemand weiß, wo und woher sie erklingen. Da schreit es laut und verzweifelt „Les Prussiens, les Ulans!“ Alles rennt und stürzt vorwärts; einzelne werden umgeworfen, zertreten, schreien vor Schmerz und Angst; andre schießen in blinder Furcht ihre Gewehre in die dunkle Nacht; Offiziere befehlen und fluchen; die so mühsam hergestellte Ordnung ist im Augenblick wieder verloren. Nun klingt Peitschengeknall, Wagengerassel und lautes Schreien wild durcheinander. Eine Batterie fährt rücksichtslos durch die zusammengedrängten Infanteristen hindurch. Verschiedene derselben werden überfahren. Was thut's? Man reißt sie unter den Rädern hervor und läßt sie mit ihren zerbrochenen Beinen und zerquetschten Händen hilflos an der Seite der Straße liegen; jetzt denkt niemand an ihre Unterstützung; jeder sorgt nur für sich selbst. Endlich ist die Artillerie durch; auch das Schießen hat aufgehört; es war ja überhaupt nur ein falscher Alarm gewesen, denn weit und breit haben sich keine deutschen Ulanen gezeigt ... Lebensmittel giebt es

fast keine. Die Verpflegstrains sind ja großenteils den Deutschen in die Hände gefallen oder irren in der Nacht, weiß Gott wo, herum. — Das V. Korps ist am schlechtesten daran. Es hat durch den vergangenen Kampf allen Zusammenhang verloren. Jeder für sich suchen seine Teile und die Haufen seiner Versprengten nach Sedan selbst durchzudringen. Es gelingt ihnen nur schwer, denn die andern Truppen wollen sich nicht ihre Kolonnen zerreißen lassen. Dazu weiß niemand recht, wer eigentlich hier zu befehlen hat. Am 30. nachmittags kam nämlich, direkt aus Afrika, General von Wimpfen an und brachte geheime Befehle des Kriegsministers mit, daß er an Stelle des Generals de Failly das Kommando des V. Korps und, wenn dem Marschall Mac Mahon etwas zustoße, sogar das Oberkommando über die ganze Armee zu übernehmen habe. Diesem General war es aber schlecht ergangen. Weder beim Kaiser noch beim Marschall fand er freundliches Entgegenkommen. Da begab er sich denn selbst auf die Suche nach seinem Korps, geriet aber am Nachmittag und Abend des 30. sogleich unter die flüchtig nach Sedan zurückflutenden Trümmer desselben, verlor seine Bagage und fand vorläufig nirgends Gehorsam. Alles schrie ihm entgegen: „Brot! Brot! Wir verhungern.“ Failly aber, als er hörte, daß er abgesetzt und schon ersetzt sei, kümmerte sich in seinem Zorne um gar nichts mehr, so daß eine Zeitlang beim V. Korps auch an dessen höchster Stelle alles durcheinander ging.“

Mouzon also war in den Händen der Deutschen; die Sachsen samt den Garden wurden angewiesen, andern Tages auf das rechte Ufer der Maas überzutreten, während die Thüringer bei Mouzon stehen blieben. Die Bayern wurden nach Remilly geschickt, die Hessen und Posener gegen Sedan, die Württemberger noch etwas weiter westlich als äußerster linker Flügel gegen Donchéry und zur Beobachtung von Mezières; die Schlesier waren noch erheblich weit zurück.

Der König hatte die Schlacht von einer Anhöhe aus beobachtet, welche auch den Blick auf die Höhe bei Stonne gestattete, auf dem der Kaiser Napoleon sich aufhielt, um Augenzeuge des Gefechtes zu sein, das für ihn von schlimmer Vorbedeutung war. Wilhelm hatte am Abend die Überzeugung, daß für Mac Mahon und seine Armee

das Ende nahe herbeigekommen sei. Es erschien ganz gewiß, daß ein neuer Anprall die Armee von Chalons bis an die belgische Grenze oder über die Grenze hinausdrängen würde, und auf Befehl des Königs hatte Bismarck schon nach Brüssel telegraphiert: Se. Majestät erwarte, daß alle französischen Truppen, sobald sie belgischen Boden betreten, sofort entwaffnet würden. Auch die deutsche Armee erhielt besonderen Befehl, daß französische Truppen, wenn sie die belgische Grenze überschritten und nicht gleich entwaffnet würden, ohne Rücksicht auf Belgiens Neutralität sofort verfolgt werden sollten. Und als Moltke die Besetzung von Mouzon durch unsere Truppen gemeldet wurde, zuckte ein Lächeln der Befriedigung über sein ernstes bleiches Gesicht und er sagte in seiner wortkargen Weise nur: „Ich hoffe, wir werden in den nächsten Tagen noch ungleich wichtigere Siege zu vermelden haben."

Der erste wurde am 1. September von Metz her verkündigt. Die Belagerungsarmee umstellte diese Stadt auf beiden Seiten der Mosel und umschloß sie durch Schanzen, Batterieen und Schützengräben oft in doppelter und dreifacher Linie und mit Benutzung der dazwischen liegenden Dörfer. Die Vorposten wurden vorwärts dieser Linie, soweit es das Feuer der Forts gestattete, vorgeschoben, ja sie standen meist sogar noch innerhalb des Bereichs ihrer schweren Geschütze, und nur die größeren Reserven waren auch diesem Feuer entzogen. Die ganze Länge der Einschließungslinie betrug neun Meilen. An allen Höhepunkten waren Observatorien errichtet, Telegraphen standen mit ihnen und mit sämtlichen Hauptquartieren der Korps in Verbindung. Nur durch eine strenge Blokade konnte die mit unüberwindlichen Festungswerken auf allen Seiten umgebene Stadt bezwungen werden; die Hauptaufgabe des Belagerungskrieges bestand daher für die Deutschen in der sorgfältigen Überwachung, für die Franzosen in wiederholten Versuchen, durch Ausfälle die Einschließungslinie zu durchbrechen. Hauptsächlich mangelte es in der Stadt an Mundvorräten für eine Armee von nahezu 200 000 Mann, für die Bewohner und für die zahlreichen Flüchtlinge, die sich seit dem 13. aus allen Dörfern eingefunden hatten. Die Unordnung und Ratlosigkeit war in den ersten Tagen furchtbar; es zeugt von der großen Umsicht und dem Organisationstalent Bazaines, daß er in kurzer Zeit der unermeßlichen Schwierigkeiten insoweit Meister

ward, daß er schon am 26. August, als sich die Armee Mac Mahons schon über Rethel befand, einen Ausfall vorbereiten konnte. Er wollte das nur schwach umlagerte Thionville (Diedenhofen) gewinnen und dann über die Nordfestungen einen Weg zum Marschall suchen. Nach einigen Ausfallbewegungen in der Richtung auf Noisseville und Colombey überzeugte er sich aber, daß der Prinz energische Gegenmaßregeln getroffen. Er verschob daher nach Abhaltung eines Kriegsrates den weiteren Marsch, zumal da heftige Regengüsse den Erdboden aufgeweicht hatten. Das Resultat der Kriegsberatung, worin der Artillerie-General Soleille auf die mangelhaften Vorräte an Munition hinwies, faßte der Marschall in folgendes Telegramm an den Kriegsminister zusammen: „Immer noch in Metz, Artillerie-Munition nur für eine Schlacht ausreichend. Unmöglich unter solchen Umständen die verschanzten Linien des Gegners zu durchbrechen. Werde wirksam handeln, wenn Angriffsbewegung vom Innern des Landes her den Gegner zum Rückzug zwingt." Als er nach einigen Tagen unterrichtet wurde, daß das 2. und 3. Korps der Einschließungsarmee in der Richtung von Dun und Stenay abgezogen sei, um die Maas-Armee zu verstärken, traf er Anstalten zu einem energischen Ausfall, um entweder die Preußen zurückzuschlagen und die Vereinigung mit Mac Mahon zu erzwingen, oder wenigstens durch rasche Requisitionen und Fouragierungen die Proviantvorräte zu mehren, somit den Prinzen an Metz zu fesseln und dessen Armee für Frankreich möglichst lange unschädlich zu machen. Er wählte dazu abermals das rechte Moselufer, wo die feindlichen Verteidigungskräfte weniger stark waren und zahlreiche detachierte Forts den Angriff unterstützen konnten. Es gelang ihm auch wirklich gegen Abend des 31., die Deutschen aus ihrer Stellung bei Noisseville und Montoy zu drängen und sich in diesen Ortschaften bis über Colombey hinaus festzusetzen; aber durch einen nächtlichen Angriff unter General Manteuffel warf das 1. Armeekorps und die Landwehrdivision Kummer, höchstens 40 000 Mann, den weit überlegenen Feind zurück, und da mittlerweile jene zwei Armeekorps wieder zur Einschließungsarmee zurückgekehrt waren, so konnte Bazaine nicht mehr an die Ausführung seines Planes denken. Im Laufe des 1. September zogen die Franzosen wieder in Metz ein. Von der Zeit an galt es im deutschen Lager für ausgemacht, daß das Schicksal der „Rheinarmee" durch

die Proviantvorräte bedingt sei. Und schon am nächsten Tag begann in Metz das Schlachten der Pferde.

Und an demselben Tage war die Armee Mac Mahons bereits vernichtet.

Es wäre Napoleon ein Leichtes gewesen, sich noch am 31. August nach Mezières zu retten und seine Person in Sicherheit zu bringen, aber er wollte die Armee nicht verlassen. Er erließ an diesem Tage eine beruhigende und ermutigende Proklamation an die Soldaten. „Unter den ernsten Verhältnissen habe ich, von der Kaiserin in Paris würdig vertreten, die Rolle des Soldaten der des Herrschers vorgezogen. Nichts werde ich scheuen, um mein Vaterland zu retten. Es birgt noch, Gott sei Dank, beherzte Männer, und wenn es Feiglinge giebt, wird das Kriegsgesetz und die öffentliche Verachtung sie strafen. Soldaten, seid würdig eures alten Rufes! Gott wird unser Land nicht verlassen, wenn jeder seine Schuldigkeit thut." Es sollte seine letzte Ansprache sein. Denn Gott schützt kein Land, in welchem die Lüge herrscht und zahllose willige Diener findet. Die Truppen dachten auch nicht mehr an den Entsatz von Metz, als an ein siegreiches Sichdurchschlagen nach Paris oder nach Belgien. Aber durch die raschen Bewegungen der Deutschen wurden alle ihre Pläne vereitelt.

Am Morgen des 31. August brach der König zeitig von Busancy auf und fuhr über das Schlachtfeld nach Beaumont, wo er eine Unterredung mit dem Kronprinzen von Sachsen hatte. Überall fand er Soldaten und Verwundete und für alle hatte er ein aufmunterndes, freundliches Wort. In der Nähe der Kirche bemerkte er u. a. einen Soldaten, der verwundet war. Obgleich der junge Mann von der Arbeit des vergangenen Tages etwas unsauber aussah, so reichte ihm der König, ohne Zweifel zum großen Erstaunen der danebenstehenden französischen Offiziere, die Hand und fragte ihn, welchen Beruf er habe. Dieser entgegnete, daß er ein Doktor der Philosophie sei. „Nun, Sie müssen gelernt haben, Ihre Wunden philosophisch zu tragen", sagte der König. „Ja, erwiderte der Soldat, dazu bin ich schon entschlossen gewesen". In Chémery, wo der Kronprinz von Preußen sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, wurde dann ein Kriegsrat zur Feststellung der Dispositionen für den folgenden Tag gehalten, bei dem außer dem König und seinem

Sohne, Moltke und Blumenthal zugegen waren. Es sollte die zweite Königs-Schlacht nach streng militär-wissenschaftlichen Prinzipien geschlagen werden. Nun begab sich der König nach Vendresse, wo er im großen schönen Schlosse übernachtete. Schon früh am Morgen des 1. September, des denkwürdigen Tages von Sedan, herrschte im deutschen Hauptquartier reges Leben. Der Kronprinz hatte Chémery vor Tagesanbruch verlassen und sich mit seinem Stabe nach einer kleinen Bergkuppe bei Donchery begeben, von wo aus er die gesamte deutsche Schlachtordnung überblicken und den Verlauf des Kampfes nach jeder Richtung hin verfolgen konnte. Gegen 3 Uhr morgens waren das 11. und 5. Armeekorps von ihren Biwaks im Thale aufgebrochen und setzten bei Donchery über die Maas, um durch den ihnen angewiesenen langen, beschwerlichen Marsch die rechte Flanke der Franzosen zu umgehen, sich mit dem zwischen ihnen und der belgischen Grenze stehenden Gardekorps in Verbindung zu setzen und so den ehernen Gürtel, der die Feinde umgab, fest zusammen zu schließen. Schon um 4 Uhr überschritten v. d. Tanns Bayern in einem Nebel, der so dicht war, daß man kaum zehn Schritte vor sich sehen konnte, die Eisenbahnbrücke und rückten zu dem furchtbaren Sturm auf Bazeilles vor, während das Feuer der Kanonen die Avantgarde deckte. Eine halbe Stunde später erklommen die Garden unerschrocken den vor Givonne liegenden Abhang und die Sachsen drangen über das freigewordene Terrain gegen La Moncelle vor. Als die Sonne den Nebel zerteilte, war die Schlacht an der südlichen und östlichen Front der französischen Stellung schon in vollem Gange.

König Wilhelm war um 7 Uhr aus seinem Hauptquartier aufgebrochen und hatte sich über Chémery und Chéhery nach der Höhe von Frenois begeben, von wo er die ganze Angriffsfront übersehen konnte. Der Nebel war inzwischen der Sonne gewichen und die Luft schien da, wo sie nicht vom Pulverdampf verfinstert wurde, an diesem Tage ganz besonders klar. Am Fuße des Hügels schimmerte durch die Bäume hindurch das weiße Schloß Bellevue, das bald historische Bedeutung erhalten sollte. Rechts von demselben hatten die bayerischen Batterieen zwischen Frenois und Vadelincourt soeben ihr Feuer gegen die Befestigungen von Sedan begonnen. Die Maas schlängelte sich durch das breite, fruchtbare Thal von rechts

nach links. Über den Fluß weg zeigte, nach der rechten Seite hin, eine schwarze Rauchsäule, die aus der leichten Senkung des Bodens aufstieg, wo das Dorf Bazeilles in Flammen stand. Die Dächer und Kirchtürme von Sedan ragten auf dem sanft ansteigenden Terrain über dem zu Vaubans Zeiten für uneinnehmbar gegoltenen und nun ganz veralteten Festungswerke hervor. Am westlichen Ende der Stadt erblickt man einen langen unbewaldeten Bergrücken, welcher im Süden und Westen nach den Flußwiesen hin steil abfiel; das am Fuße seines bollwerkartigen Vorsprungs liegende Dorf war Floing, dessen Name, hinfort auch dem Plateau beigelegt, der Nachwelt von den erbitterten Kämpfen erzählen wird, die dort stattgefunden. Weit entfernt zur äußersten Rechten verrieten die weißen Rauchwolken, wo die Armee des Kronprinzen von Sachsen im heißen Gefechte stand, und wenn man die hügelige Gegend an der äußersten Linken scharf durchspähete, so konnte man vielleicht ein schnelles Aufblitzen von Waffen wahrnehmen, das dem Beschauer zeigte, wie die strammen Soldaten des 11. und 5. Armeekorps auf ihrem langen, beschwerlichen Marsche immer weiter vorrückten, um die ihnen zugewiesene Schwenkung auszuführen. Der deutsche Ring, der sich in wenigen Stunden eng und fest zusammenschließen sollte, war teilweise schon hergestellt; nur in der Richtung nach Norden zeigten sich auf dem Hochland, das von dem dunkeln, bewaldeten Gebirgszug der belgischen Ardennen begrenzt wird, weder Truppen noch Pulverdampf.

Es war eine auserlesene Versammlung hervorragender Persönlichkeiten, die sich hier auf dem Stoppelfeld der Höhe von Frenois eingefunden hatte, um wie ein Arzt den Todeskampf seines Patienten, das letzte Ringen der Armee von Chalons zu beobachten. Ganz im Vordergrunde stand, ruhig beobachtend und die Intensität seines Interesses an den Vorgängen nur durch ein fortwährendes Drehen seines weißen Schnurrbartes verratend, der alte König in voller Uniform. Dicht hinter ihm befanden sich Moltke, Roon und Podbielski, und noch weiter zurück standen oder saßen, in Gruppen zerstreut, die Stabsoffiziere und die Herren vom Gefolge, der alte Prinz Karl, des Königs Bruder, der Großherzog von Sachsen-Weimar und der Herzog von Coburg-Gotha, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Generäle, Flügeladjutanten und Hofmarschälle. Außerdem hielten sich mehrere Militärpräsentanten ausländischer Mächte unter den

Deutschen auf: der Russe Kutusoff, der britische Oberst Walker und der amerikanische General Sheridan. Eine andere kleine Gruppe, deren Mittelpunkt Bismarck war, hatte etwas weiter zurück an der linken Seite Stellung genommen; der große Kanzler selbst saß am Rande des Stoppelfeldes, allem Anscheine nach mehr in die Durchsicht von Schriftstücken, als in die Beobachtung des Schlachtfeldes vertieft. Der Standpunkt lag innerhalb der Schußweite der Festungsgeschütze von Sedan, und gelegentlich, besonders am Morgen, fielen nicht weit von dem Orte, an dem der König weilte, Granaten nieder. Trotzdem wollte er den dominierenden Punkt nicht aufgeben, der ihm einen so weiten Blick über den Kampfplatz gewährte, und hatte nur Verfügungen getroffen, daß die ihn umgebenden Gruppen sich weit genug zerstreuen sollten, um den feindlichen Geschützen nicht geradezu als Zielobjekt zu dienen.

Während des Morgens wütete der heißeste Kampf hauptsächlich im Osten und Südosten von Sedan in einer zu großen Entfernung von dem Standpunkt des Königs, als daß er den Verlauf des Gefechts genau hätte unterscheiden können; aber bald lief die Meldung ein, daß es den Sachsen nach einem erbitterten Kampfe gegen Zuaven und Turkos gelungen sei, durch die Schlucht des Givonnethales vorzudringen und daß sie das Dorf Daigny genommen hätten. Die preußischen Garden hatten, nach einem tapferen Widerstand der Feinde, das Dorf Givonne im Sturme erobert, und ihre rechte Flanke behauptete sich in dem weiter nach Norden gelegenen Weiler La Chapelle. Schon gegen Mittag drangen Abteilungen der Gardeinfanterie durch den Ardennenwald, um mit der Vorhut des 5. Armeekorps — der anderen Klammer der eisernen Zange — in Fühlung zu kommen. Bazeilles, oder vielmehr der rauchgeschwärzte und blutgetränkte Trümmerhaufen des bei Sonnenaufgang noch blühenden Dorfes Bazeilles, war nach langem und infolge der leidenschaftlichen Feindseligkeit seiner Bewohner mit hartnäckiger Erbitterung geführten Straßenkampfe in die Hände der Bayern gefallen.

Schon am Tage vorher hatte bayerische Artillerie auf Bazeilles gefeuert, dessen steinerne Häuser und besonders die vielen Parkmauern der in der Umgegend befindlichen Villen der wohlhabenden Bürger Sedans sehr gefährliche Stellungen abgaben. Heute nun war die 1. bayerische Division (Stephan) mit Schützenzügen, welche die Jäger

bildeten, feuernd vorangegangen und hatte einen äußerst heftigen Widerstand gefunden; denn die Marineinfanterie des XII. Korps verteidigte die ohnedies feste Stellung mit großer Bravour. Ein Hagel von Geschossen prasselte aus den umliegenden Häusern und hinter den Parkmauern hervor und streckte die anstürmenden Bayern nieder; das war insbesondere der Fall bei dem Angriff auf den nördlich an Bazeilles stoßenden ummauerten Park des Schlosses Montvillers, zu welchem eine Anzahl breiter Staffeln führte. Die mit äußerster Kraftentwickelung ausgeführten Stöße gegen Bazeilles wurden von der Infanterie des Feindes abgewiesen, und die Lage der 1. Division ward eine sehr gefährliche; v. d. Tann zog daher bald auch seine zweite Division in das Gefecht. Aber namentlich nördlich von Bazeilles, zwischen La Moncelle und dem Park von Montvillers stand der Kampf gefährlich, da hier General Lebrun, in der Absicht, einen Durchbruch zu bewerkstelligen, wiederholte Offensivstöße unternahm. Aus einem großen Hause in der Dorfstraße von Bazeilles, der Villa Beurmann, ward mit besonderer Heftigkeit und Präzision geschossen, so daß die Verluste der Bayern mit jeder Viertelstunde bedeutender wurden. Mühsam hatten diese die Straßenbarrikaden genommen, allein das Feuer aus den Häusern und Nebenstraßen warf sie wieder zurück; die als feste Position vorzügliche Villa bildete ein unbesiegliches Hindernis: es lagen vor derselben in Gewehrschußweite Hunderte toter und verwundeter Bayern. In der Hitze dieses Kampfes ward der Entschluß gefaßt, dem gefährlichen Punkte, koste was es wolle, nahe zu kommen. Die bayerischen Pioniere führten diese gefahrvolle Arbeit mit großer Mühe und Aufopferung aus: es gelang ihnen, unter dem Feuer des Feindes bis an das Haus zu kommen, von zwei Seiten hineinzudringen und Brände in dasselbe zu werfen; es loderte sogleich in Flammen auf und seine Verteidiger suchten das Weite. Zu gleicher Zeit waren unter heftigem Kampfe die Truppen der bayerischen Division Walther in Bazeilles eingedrungen, und im Vereine mit diesen gelang es, den noch immer wie rasend kämpfenden Feind aus Bazeilles bis Balan zu werfen. Aber von hier aus drang der Feind aufs neue gegen Bazeilles vor, ein heftiger Artilleriekampf begann, und mit Aufbietung aller Kraft führten die Bayern das Gefecht weiter, welches hier zum Stehen kam.

Im feindlichen Lager herrschte schon seit dem Beginne des Kampfes eigentlich die Verzweiflung. Sie allein gab den Mut, so furchtbaren Widerstand zu leisten, dessen Ohnmacht die meisten der Führer begriffen. Als das Feuer begann, war Mac Mahon gegen Bazeilles geeilt, seine Ordonnanzen riefen den Kaiser auf das Schlachtfeld. Napoleon zögerte nicht. Bei der heillosen Verwirrung, welche in Sedan und in allen umliegenden Orten herrschte, war er mit seinem Quartiere fast unbeachtet geblieben; jetzt eilte er in das Gefecht. Das Feuer in und um Bazeilles nahm mit jedem Augenblick an Heftigkeit zu, zahlreiche Verwundete kamen dem Kaiser entgegen, der noch bleicher als sonst aussah und fortwährend Bitten, Befehle und Mahnungen ausrief. Da trägt man ihm einen Verwundeten entgegen, eine Menge Soldaten läuft dem Getroffenen voraus, viele ringen die Hände: der Blutende ist Mac Mahon, auf den die Armee noch ihr letztes Vertrauen setzte, der von den Soldaten verehrt wird als ein mutiger, braver Mann. Der Kaiser erbebt: bei Beginn der Schlacht wird der wichtigste Führer entrissen. Der Kaiser hat nur flüchtige Worte, der Tumult des Gefechtes reißt ihn hinweg. Eine halbe Stunde später befindet er sich inmitten der Truppen Lebruns, wo er sich dem Feuer dergestalt aussetzt, daß seine Offiziere ihn verschiedene Male aus der Stellung reißen müssen. Ducrot übernimmt den Oberbefehl; da weist Wimpffen, der erst am Abend des 30. August aus Algier bei der Armee eingetroffen ist, den Befehl der Pariser Regierung vor, der ihn zum Oberkommando ermächtigt. Dadurch mußte die Verwirrung noch gesteigert werden. Neue entsetzliche Angriffe von allen Seiten. Auch die Bayern werfen sich aufs neue gegen die aus Balan hervorbrechenden Franzosen. Auf der Mitte der Landstraße entspinnt sich ein blutiges Handgemenge; Kolben, Faschinenmesser und Bajonett arbeiten gegeneinander; die Franzosen weichen nach Balan zurück, hier gleicht das Gefecht an Heftigkeit dem von Bazeilles. Balan wird genommen; in die der Festung gegenüber liegenden Häuser werfen sich die bayerischen Jäger. Da naht von Sedan eine neue Sturmkolonne; sie sieht bunt aus, denn Soldaten aller Truppenteile bilden sie. Zwischen ihnen der Kaiser Napoleon. Aus Balan stürzen sich die Bayern entgegen; die Kolonne hält sich. Da fällt Batteriefeuer in sie; dicht neben dem Kaiser platzt eine Granate, nur mühsam vermag sein Gefolge ihn aus dem Ge-

tümmel der retirierenden Truppenmassen zu reißen, die sich jetzt in wilder Flucht auf Sedan wälzen. Die Bayern nach. Nur noch einmal gebot eine Schlucht den Vordringenden Halt, aber nach kurzem Widerstand stürmen die Bayern gegen das Glacis von Sedan heran. Noch während sie von Bazeilles aus der Vorstöße von Balan her sich hatten erwehren müssen, waren bei dem mehrfach erfolgenden Vor- und Zurückgehen der Bayern aus den Häusern des okkupierten Bazeilles Schüsse abgefeuert worden. Die Nächststehenden eilen, im Rücken angegriffen, in die Gebäude, um die versteckten Schützen zu suchen. Diese werden niedergestoßen. Da verdoppeln sich die Angriffe von seiten der Bevölkerung. Aus Kellern, von den Böden, aus den Fenstern, selbst aus der Kirche fallen die Schüsse. Unter dem Geschrei „mort aux Prussiens" feuert es aus allen Schlupfwinkeln. Dieses Feuer schien offenbar vorbereitet, denn es ward mit verhältnismäßiger Präzision abgegeben und verursachte starke Verluste. Insbesondere war das Haus des Schmieds der Mittelpunkt eines heftigen und sehr gefährlichen Feuers; es beteiligten sich sogar Frauen, namentlich die Tochter des Schmieds, an dem Gefechte. Die im ersten Momente vor dem aus allen Ecken hervorbrechenden Gewehrfeuer zurückweichenden, einzeln stehenden Bayern müssen mehrere Verwundete zurücklassen; diese fallen in die Hände der fanatisierten Bevölkerung und werden mißhandelt. Brand und Dampf hindern, den Unglücklichen sofort Hilfe zu bringen. Dann aber stürzt alles was zurückkehrt, nicht nur um sich den Rücken frei zu machen, sondern auch um die Kameraden zu retten und zu rächen, in die Gassen des Dorfes. Noch immer speien alle Gebäude Kugeln aus. Es bleibt nichts übrig, als diese Feinde, deren man unmöglich einzeln habhaft werden kann, durch Vernichtung ihrer Schlupfwinkel unschädlich zu machen. Mit dem Rufe: „Steckt das Nest in Brand!" beginnen die Soldaten das Feuer, das bereits um sich gegriffen hatte, eifrig zu nähren. In einer halben Stunde gleicht Bazeilles einem lodernden Scheiterhaufen, aus dem Geheul, Kreischen, Schüsse und Gepolter schallen; wer mit den Waffen in der Hand gefunden wird, fällt der berechtigten Wut der Bayern zum Opfer. — — —

Mittlerweile war aber schon vor 12 Uhr das große auf einem Stativ befestigte Fernrohr, das vor dem Platze aufgestellt war, wo

Moltke mit seinen auf dem Boden ausgebreiteten Karten stand, so weit herumgedreht worden, daß es sich in der Richtung nach Nordosten befand. Das andere Glied des großen, sich immer mehr schließenden Gürtels war sichtbar geworden. Das 5. und 11. Armeekorps, die in der ersten Morgenstunde bei Donchery die Maas überschritten, waren um die große Krümmung von Iges herummarschiert. Sobald das erstere am äußersten Ende der großen Kreisbewegung den nördlichsten Punkt erreicht hatte, wendete es sich fast geradezu nach Osten auf Fleigneux zu, um den nach Westen rückenden Garden die Hand zu reichen und so den ehernen Ring um die französische Armee zu schließen. Das 11. Armeekorps dagegen marschierte, sobald es über die große Krümmung von Iges hinausgekommen, teils östlich auf St. Menges, teils etwas mehr südöstlich vor, um das Terrain zwischen der Maas und dem 5. Armeekorps zu behaupten. Für die Franzosen war diese gemeinsame Bewegung der beiden Armeekorps von schrecklicher Bedeutung. Ehe sie unternommen worden, war das französische Feld sozusagen nur an zwei Seiten, der östlichen und der südlichen, eingeschlossen. Aber sobald diese Bewegung des 5. und 11. Armeekorps ausgeführt war, wurde auch die dritte Seite des Feldes, die westliche, versperrt und ließ die bange Ahnung aufsteigen, daß die Einschließung längs der vierten, der nördlichen Seite, gleichfalls bald folgen dürfte. Die Franzosen wußten anfangs gar nichts von den bedrohlichen Vorgängen, die sich im Westen von ihnen vollzogen. Das Dorf St. Menges wurde ohne Widerstand von den Preußen erobert und dadurch das Terrain zwischen demselben und der Maas mit dem Wege, auf den Napoleon seine Hoffnung gesetzt haben wollte, gegen die Franzosen vollständig blockiert. Allmählich aber, wie die Preußen die große Kreisbewegung vollbrachten und östlich über St. Menges hinaus in ihre Stellungen rückten, erkannten die Franzosen, wie gefährlich ihre Lage sei. Von Floing neben dem Flusse bis jenseits Illy im Nordosten sandten 150 preußische Feldgeschütze ihre Granaten auf das zusammengedrängte französische Heer, während von dem Höhenzuge von Givonne die Gardeartillerie ihren Beitrag zu dem tödlichen Kreuzfeuer lieferte. Die Einschließung war beinahe ganz ausgeführt, doch nicht ohne tapferen und hartnäckigen Widerstand seitens der Franzosen. Von der bei Illy aufgestellten Kavallerie war Gallifet mit seiner Brigade

afrikanischer Chasseurs auf die preußischen Batterieen niedergesprengt, wie sie in der südöstlich von Menges gelegenen Ebene aufgefahren wurden; vor dem mörderischen Granatregen, der ihm entgegengeschleudert wurde, mußte er freilich sofort zurückweichen. Etwas später verlor der tapfere Margueritte das Leben bei einem kühnen Vorstoße, durch den er die preußische Infanterie beim Erklimmen des westlich von Illy gelegenen Plateaus zurückschlagen wollte. Es war die Blüte der französischen Kavallerie, die er bei diesem Unternehmen aus dem Bois de la Garenne ins Treffen führte, seine eigenen fünf Regimenter leichter Reiterei, Savaresses Lancierbrigade und mehrere Schwadronen Kürassiere der Division Bonnemain. Preußische Granaten schlugen todbringend in die französische Kavallerie, die heldenmütig ihrem Verderben entgegenritt; ein Regen von Flintenkugeln ergoß sich über sie. Margueritte sank zu Boden und Gallifet sprengte vor die Front, um die Reitertruppe zum Angriff zu führen. Auseinander geworfen und mit stark gelichteten Reihen ließ sich die französische Reiterei dennoch nicht zurückschrecken. Ihr Vorstoß brachte die ihnen im Wege stehende Infanterie zum Wanken; aber so tapfer der energische Angriff ausgeführt wurde, so tapfer wurde er auch aufgenommen. Die preußische Infanterie setzte sich dem Feinde mit ihrem Gewehrfeuer und dem Bajonett größtenteils in geschlossener Ordnung zur Wehr: nur auf offenem Felde liefen die Plänkler zur Selbstverteidigung in Gruppen zusammen.

Tanera schildert diese Scene des großen Aktes: „Das mächtige Artilleriefeuer der preußischen Batterieen vorwärts St. Menges und Fleigneux hatte genug gewirkt; die 22. Division war bei St. Albert eingetroffen; es schien die Zeit gekommen, die von der französischen Division Liébert so zähe verteidigten Höhen östlich und nordöstlich von Floing mit Sturm zu nehmen. Es sollte die Stellung des Feindes zugleich in der Front und von Floing aus auch in der Flanke und im Rücken angegriffen werden. Letzteren Auftrag erhielt die 43. Brigade, die mit den 95ern, dann 32ern, hinter diesen die 94er im Maasthal vorrückte. Auf den Wiesen folgten 11. Pioniere und 14. Husaren. Während die Pioniere bis Gaulier gelangten und dieses besetzten, erstiegen die 95er und 32er zwischen den sich dort befindlichen Steinbrüchen die Höhen. Dieses Vorgehen bestimmte auch die bisher in Floing stehenden Truppen, aus dem

Dorfe vorzubrechen und drangen von hier aus 82er, 83er, 87er, 11. Jäger und 46er gegen den oberen Rand der Höhe vor, deren Abhang ja teilweise schon erobert war. Mit ‚Hurra‘ wurden die wenigen in der vordersten Linie noch stehenden französischen Truppen zurückgeworfen und der Rand des Plateaus besetzt. Nun gelang es sogar die 3. schwere und 2 Geschütze der 4. schweren Batterie des 11. Artillerie-Regiments hinauf zu bringen und bald donnerte von hier aus ein äußerst wirksames Flankenfeuer auf die immer mehr zurückweichenden Infanterielinien des Gegners. In der Front war die 19. Brigade vorgegangen, wodurch die ununterbrochene Verbindung mit den von Illy aus vorwärts drängenden preußischen Abteilungen erreicht war. Nun schossen sich die angreifenden Schützenlinien, gefolgt von geschlossenen Abteilungen, regelrecht an den Feind heran. Derselbe versuchte wiederholt durch energische Gegenstöße den ihm drohenden Schlag abzuwenden, aber vergebens. Mußten auch hier und da einzelne der vordersten Linien wieder ein Stück zurückweichen, so überschütteten die nebenliegenden Plänklerketten sofort die nun in exponierter Stellung sich befindenden Franzosen mit so heftigem Flankenfeuer, daß sie bald ihren zurückweichenden Kameraden folgen mußten, so daß die von ihnen vorübergehend aufgehaltenen preußischen Schützen rasch wieder nachdringen und ihren vorherigen Platz in der großen Linie von neuem einnehmen konnten . . .

Oben auf der Höhe nordöstlich Cazal hielt der Kavallerie-Divisionsgeneral Margueritte. Diesem erteilte General Ducrot den freilich leichter gegebenen als ausgeführten Befehl, vom linken französischen Flügel aus alles was er vom Feinde vor sich fände, wegzujagen und dann den Gegner von der Flanke her aufzurollen. Sofort sprengte Margueritte vor, um das Gelände zu rekognoszieren, wo er den Angriff ansetzen wollte. Sein ganzer Stab folgte ihm . . . Eben wollte er zu seiner Division zurückkehren, um sie vorzuführen, da traf ihn ein preußisches Langblei und zerriß ihm den Kiefer und die Zunge; bald darauf war er tot. General von Galliffet übernahm das Kommando. Der besann sich nicht mehr lange, begab sich zu den schon anreitenden ersten Regimentern und weit klang seine helle Stimme über die Reihen der ‚Chasseurs d’Afrique‘, als er ihnen zurief: ‚En avant donc, braves Africains, en avant.‘

Der Sturm brach los . . . Unterdessen dringt die preußische Infanterie unaufhaltsam vor. ‚Stopfen! Noch zwei Sprünge und wir sind ganz oben! Auf! Marsch, marsch.‘ Die Musketiere springen vor, andere Schützenketten feuern unterdessen weiter. Plötzlich Signale! ‚Was giebt's?‘ — Wieder bläst's: ‚Kavallerie, Kavallerie, Kavallerie rückt an.‘ Das kennt jeder Soldat. ‚Wo?‘ ‚Dort, Herr Hauptmann! Dort auch und dort und dort!‘ ‚Stopfen! Stopfen! Bataillon soll chargieren — geladen! Nur Ruhe, Leute — Ruhe!‘ Es sind furchtbar aufregende Momente, die folgen. Das jagt heran und lärmt und dröhnt. Da stürzen Reiter über kleine Ravins herab; die andern setzen drüber weg; der preußische Hauptmann steht da, wie aus Eisen. Nicht eine Muskel rührt sich; nur das Blut steigt ihm in die Wangen und sein Auge ist unverwandt auf die einhersausende Wolke gerichtet. Steinhaufen und Hecken bringen neue Reiter zu Fall; um so besser! Ihre Kameraden aber jagen weiter; schon erkennt man Uniformen, sogar Gesichter — der preußische Hauptmann rührt sich nicht. Ein junger Musketier denkt entsetzt: ‚Um Gotteswillen; er ist vor Schreck sprachlos geworden!‘ O thörichter Rekrut, der du den deutschen Offizier so wenig kennst! — Jetzt hört man schon das Schnauben der Rosse; ein feindlicher voraussprengender Kapitän ist nur noch 30 Schritt vor der Schützenlinie; die Reiter folgen 100 Schritt hinter ihm nach; man vernimmt ihr ‚vive la France!‘ Da plötzlich kommt Leben in den eisernen Hauptmann; seine Brust schöpft voll Atem und dann klingt's laut, kurz, scharf: ‚Legt an — Feuer! — Schnellfeuer!‘ Ratsch — kracht die Salve und dann knattert's und prasselt und speit Feuer und Blei, als ob die Hölle los wäre und alles dies auf die armen, armen Chasseurs. Die Wirkung der auf einmal einschlagenden Geschoßmasse ist eine ganz furchtbare. Als ob die feindliche Reiterlinie mitten in der rasenden Karriere plötzlich auf eine unsichtbare Wand gestoßen sei, so stockt alles mit einem Male. Da bäumen sich zu Tod getroffene Rosse senkrecht in die Höhe, schlagen mit den Vorderhufen in die Luft, überstürzen sich und erdrücken durch ihr Gewicht und das des schweren Dienstsattels die unglücklichen Reiter, die vielleicht das feindliche Geschoß verschont; neben diesen brechen Tiere zusammen, als ob sie plötzlich der Blitz erschlagen; die Reiter aber fliegen infolge der rasenden Schnelligkeit über sie weg und

dürfen froh sein, wenn ihnen nur ein paar Rippen und nicht der Schädel bei dem jähen Sturze eingeschlagen worden; andere Pferde springen auf die gefallenen und stürzen selbst zu Boden; wieder andre treten auf die unglücklichen auf der Erde liegenden Chasseurs oder zerschmettern, im Todeskampf mit allen Hufen um sich schlagend, jedem die Knochen, der nicht ausweichen kann; es stöhnt und pustet und schnaubt und schreit; bunt durcheinander wälzen sich Schimmel und Chasseurs und in diesen wirren Haufen schlagen unerbittlich die deutschen Geschosse und verwunden und töten ohne Gnade, ohne Erbarmen. Da lösen sich erst einzelne, dann immer mehr Reiter und ledige Pferde aus der wirren Masse. Die Mehrzahl jagt zurück, wo sie hergekommen; einzelne drängen um die Flügel der feuerspeienden Schützenlinie herum; vergebens; sie fallen den hinteren Abteilungen in die Hand und werden, wenn sie Glück haben, gefangen — wenn nicht, trifft sie auch dort noch das tödliche Blei; andere — es sind wenige — setzen die Sporen ein und zwingen das vor Schrecken willenlose Tier gegen die Flammenlinie anzurennen; sie wollen sterben und erreichen ihr Ziel; da jagen ledige Pferde davon; der Sattel hängt ihnen unter dem Bauch, sie treten auf die tief herabhängenden Bügel, stolpern, stürzen, springen auf, stolpern wieder, fallen und bleiben liegen; andere ohne Reiter hetzen fort, bis sie aus Erschöpfung niedersinken oder mit dem aus ihren Wunden fließenden Blut die Kraft zu weiterer Flucht verlieren; da jagt ein Schimmel daher; hinter sich schleift er seinen im Bügel hängen gebliebenen Reiter; der war nur leicht verwundet; jetzt aber muß er sterben; auf dem Gestein wird sein Kopf zerschmettert, denn niemand hält das Roß auf und befreit den Unglücklichen. So geht's fort; hundertfach sind die schaurigen Scenen, die man sieht, aber man hat keine Zeit zu bedauern; man muß aufmerken, denn schon wieder drohen neue Angriffe.

Eine Schützenlinie ersteigt den Höhenrand. Links vorwärts jagt die feindliche Schwadron daher. Die Salve kracht, das Schnellfeuer rollt, die Lanciers sind abgewiesen. Die Offiziere pfeifen, um stopfen zu lassen, denn man sieht vor lauter Rauch nichts mehr. Kaum ist der Qualm etwas in der Höhe, da dröhnt's von neuem. Kürassiere reiten an. ‚Mit Bataillon chargiert — fertig! — Legt an —‘. Es war zu spät. Der Leutnant fliegt zur Seite, ein

Kürassierpferd hat ihn umgerannt. Die Leute feuern ohne Kommando, aber die Wirkung der verdorbenen Salve war zu schwach; es poltert und klappert über sie hinweg, wie ein furchtbarer Windstoß, hierhin, dorthin schnellt es einige Musketiere; dem brummt der Schädel, denn der flache Pallaschhieb trieb ihm den Helm über die Ohren; jenem läuft Blut über die Stirne, denn der Hieb, den er erhalten, war schneidig; fast allen benimmt der Luftdruck und die Überraschung für einen Augenblick den Atem: dann aber raffen sie sich auf und merken, daß ihnen außer einigen Quetschungen eigentlich nichts fehlt. Das kommt daher, daß die Pferde freiwillig auf keinen Menschen treten, sondern über ihn hinwegsetzen. Wenige Reiter aber sind gewandt genug, im Augenblick des Sprunges noch an anderes, als an ein krampfhaftes Festsitzen im Sattel und ein Halten des Pferdes, damit es nach dem Satze nicht stürzt, zu denken. Wenn sie sich und das Tier wieder in der Gewalt haben, sind sie aber schon zu weit von dem auf dem Boden liegenden Feind entfernt, als daß sie ihn mit der blanken Waffe erreichen könnten. Deshalb schadet ein Überrittenwerden nicht viel, wenn nicht neue Reiterscharen hinter den ersten folgen und den niedergerittenen Infanteristen jede Möglichkeit nehmen, sich schnell aufzuraffen und wieder ein geordnetes Feuer zu beginnen. Hier bei Floing gelang es allen einmal überrannten Schützenlinien, sich schnell wieder zu ordnen und dann alle Angriffe siegreich abzuweisen. Sie wurden auch sofort von den Nebenabteilungen unterstützt. Die hier vorübergehend siegreichen Reiter aber entgingen dem Verhängnis doch nicht. Waren sie wirklich über die Plänklerketten glücklich hinweggelangt, dann fielen sie den hinteren geschlossenen Abteilungen in die Hand und, wer selbst da noch gut vorbeikam, wurde von der deutschen Kavallerie in Empfang genommen.

Bei Cazal jagten Chasseurs gegen die dort feuernden 8 preußischen Geschütze heran. ‚Mit Kartätschen geladen! Schnellfeuer!‘ Wie das krachte und prasselte! Wahre Todesladungen wurden den feindlichen Schwadronen entgegengeworfen. Nichts aber hielt die braven Reiter auf. Mitten in die Batterie sprengten sie herein. Hu wie flogen da die Seitengewehre der preußischen Artilleristen heraus! Mit den Wischern und Richthebeln schlugen die Kanoniere zu, und doch wäre es ihnen vielleicht schlecht ergangen, aber: ‚Auf die feind-

lichen Reiter Schnellfeuer, Achtung, daß Ihr keinen unserer Artilleristen trefft! Schnellfeuer!' Und nun prasselte es von der Seite her, wo die 94er vorgingen, und einer der französischen Reiter nach dem andern sank aus dem Sattel und einer nach dem andern wandte sich zur Flucht; die Batterie war gerettet. Die Artilleristen hatten kaum Zeit, flüchtig den Kameraden von der Infanterie ihren Dank zuzuwinken, dann hieß es von neuem: ‚Mit Kartätschen geladen — Schnellfeuer.' Wieder krachte es hinter den zurückjagenden Franzosen drein und genug stürzende Reiter und Pferde bezeichneten, wie schrecklich die Artilleristen sich rächten.

Bei Floing hatten die 46er kaum den halben Höhenrand erstiegen, da sausten die feindlichen Lanciers daher. Das Feuer der Musketiere wies sie ab. Nun wollten die Reiter durch Floing selbst ausbiegen. Hier gerieten sie in das Feuer der 5. Jäger. Wenige Franzosen fanden den Rückweg. Nun erstiegen auch die Jäger die Höhe und besetzten mit den vorderen Kompagnieen einen verlassenen französischen Schützengraben; die anderen folgten geschlossen nach. ‚Kürassiere reiten an!' ‚Die 46er werden sie schon abweisen! Wir können sie aber in der Flanke fassen. Halblinks auf die feindliche Kavallerie — Schnellfeuer!' ‚Herr Hauptmann, Kavallerie gegen uns — dort!' ‚Stopfen! — Gerade vor auf die Kavallerie — legt an! — Feuer! — Geladen! — Legt an! — Feuer! — Schnellfeuer!' — Chasseurs waren es, die von den Jägern abgewiesen wurden. Die Kompagnie feuert ihnen lebhaft nach. Plötzlich pfeift der Hauptmann; schrill pfeifen alle Leutnants und Unteroffiziere nach; das Feuer hört sofort auf. ‚Zweites Glied, ganzes Bataillon kehrt — auf die feindlichen Husaren in unserm Rücken, erstes Glied auf die Kavallerie halb rechts vorwärts — Schnellfeuer!' — Nach zwei Seiten krachen die Büchsen; nach beiden Richtungen senden die Jäger ihre Todesgrüße und nirgends gelingt es dem Gegner durchzudringen. Die rückwärtige Jägerkompagnie hat Karree formiert. Ihre Salve wirft die stolz anreitenden Husaren nieder, als ob sie ein Schnitter mit einer riesigen Sichel abgemäht hätte und dann vermehren auch hier die massenweise einschlagenden Langbleis aus den deutschen Zündnadelbüchsen die Niederlage der unglücklichen Reiter . . . Nun fluteten die Reste der einst so schönen Regimenter nach dem Bois de la Garenne oder nach der Festung zurück. Die Verbände der Ab-

teilungen hatten aufgehört zu existieren; damit ging auch alle Disziplin verloren; ein Auftreten dieser Kavallerie war nicht mehr möglich. Viele Reiter verließen ihre Pferde, weil sie hofften zu Fuß leichter Eingang in die Festung zu erhalten. Da gab es manche traurige Scene. ‚C'est la guerre!'

Nach dem etwa eine halbe Stunde währenden Kampfe gegen die französische Kavallerie setzte sich die deutsche Infanterie von neuem in Bewegung, um nun endgültig die vom Feinde immer noch nicht aufgegebenen Höhen zu erstürmen. Allein die französische Division Liébert hatte während der Attacke der Reiter Zeit gehabt, sich etwas zu ordnen und sich in den von ihr nunmehr erreichten Stellungen wieder einzunisten. Auch ihre Artillerie konnte nach der halbstündigen Erholungspause mit neuer Kraft auftreten. Daher wurden die im Grunde des Illy-Baches vorgehenden Bataillone der 19. preußischen Infanterie-Brigade von einem ganz mörderischen Infanterie- und Artilleriefeuer empfangen ... Der im Beginn sehr flott unternommene Angriff verlangsamte sich daher allmählich und schießlich vermochten nur noch einzelne von den wenigen übrig gebliebenen Offizieren um die Fahnen gesammelte Abteilungen mühsam von einer Bergstufe zur andern vorzudringen. Auf dem linken Flügel hatten die 6er eine Kuppe erreicht. Da pflanzte der sie führende Major Bauer die Fahne des Regiments auf, ehe er verwundet zurückgebracht wurde, und nun durfte er überzeugt sein, daß kein Mann des Regiments lebend und unverwundet von dieser Stelle zurückweichen werde, denn die Fahne verlassen, das giebt es bei deutschen Truppen nicht. Ein kräftiges Schnellfeuer wies auch wiederholt jene französischen Angreifer ab, welche nun vermeinten, die durch das Ersteigen der Höhe sehr ermüdeten Preußen leicht über den Abhang hinabwerfen und ihnen dabei noch ihre Ehrenzeichen abnehmen zu können.

Auf dem rechten Flügel drangen 46er vor. Der Führer, Major Campe, wird verwundet; thut nichts, er führt seine Füsiliere auf jenes graue Haus, das sich schon von St. Menges aus deutlich vom Hintergrunde abgehoben und daher als Richtungspunkt gewählt worden war. Aus diesem Gebäude prasselt den Preußen ein heftiges Chassepotfeuer entgegen. Es gelingt aber dasselbe zu umgehen und seine ganze Besatzung von 3 Offizieren und 40 Mann gefangen

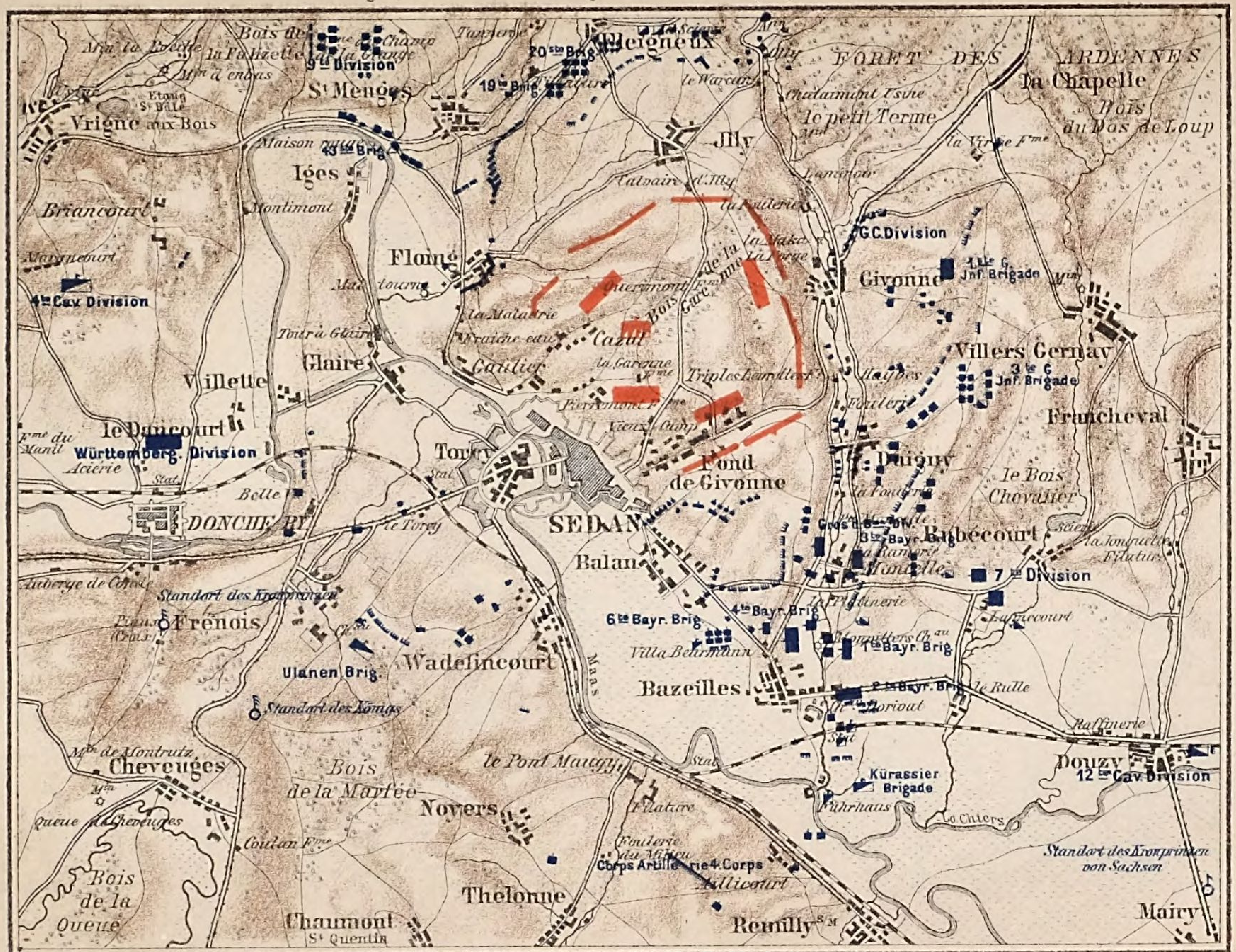
zu nehmen. Die Eroberung dieses so hartnäckig verteidigten Punktes veranlaßte die 19. Brigade und alle zwischen ihr und neben ihr kämpfenden Abteilungen mit einem neuen kühnen Anlauf die letzten Absätze der Höhe zu ersteigen und sich am oberen Rande derselben festzusetzen. Der Feind wich größtenteils auf das Bois de la Garenne zurück, verfolgt von den unaufhörlich nachstürmenden Preußen ... Auch gegen die 43. auf Cazal vordringende Brigade hatte der Gegner verschiedene energische Offensivstöße unternommen, war aber jedesmal mit blutigen Köpfen abgewiesen worden. Es hatten diese Versuche für die Franzosen sogar den Nachteil, daß ihnen die Preußen, insbesondere die 5. Jäger beim Zurückgehen auf den Fersen blieben und ihnen gar keine Zeit ließen, sich wieder von neuem festzusetzen. So eroberten die Jäger in schneidigem Anlauf ein von den Franzosen zur Verteidigung eingerichtetes Haus, aus dem sie über 200 Gefangene herausholten ... Der größte Teil der 43. Brigade, untermischt mit verschiedenen Truppen des 11. und 5. Korps, vor allem 5. Jägern, drang in südöstlicher Richtung weiter und stand bald vor den Häusern von Cazal. Der Feind feuerte auch hier heftig aus den Gebäuden der Umfassung, konnte aber die 95er und 32er in ihrem Sturmlauf nicht aufhalten. Trotz herber Verluste drangen dieselben in das Dorf und machten dabei über 500 Gefangene. Der außerhalb des Ortes gelegene Kirchhof aber wurde noch energisch verteidigt. ‚Den müssen wir auch noch haben!‘ 46er, 5. Jäger, 95er, 32er warfen sich, bunt durcheinander gemischt, dorthin und bald zeigte ein Transport von 150 Gefangenen, daß im Kirchhofe niemand mehr war, der den Preußen den Besitz desselben streitig machen konnte. Plötzlich erhielten die unvorsichtig außerhalb der Kirchhofmauer sich zeigenden Deutschen wieder Feuer und zwar ein sehr energisches. ‚Wo kommt denn das her?‘ Man sah sich um. ‚Von jenem Graben.‘ ‚Nun, den wollen wir auch noch nehmen, dann wirds wohl aus sein.‘ Eine Schar von Musketieren, geführt von einigen Unteroffizieren, will sich der feuernden Linie entgegenwerfen. ‚Halt, halt! Nicht mehr vorgehen! Wollt Ihr denn an den Festungsmauern anlaufen und Euch nutzlos aus den Schießscharten heraus totschießen lassen?‘ — Ein Offizier hatte dieses gerufen und zwar mit vollstem Rechte. Man stand wirklich den Wällen der Festung selbst gegenüber, ein weiteres Vordringen war unmög-

lich. Um unnötige Verluste zu vermeiden, wurde auch der Kirchhof wieder geräumt und nur das Dorf Cazal festgehalten. Damit endete kurz nach 3 Uhr der Kampf auf diesem Teile des Schlachtfeldes."

Auf dem Hügel, wo der König seine Stellung genommen, war jener Reiterangriff mit atemloser Spannung verfolgt worden. Jedes Detail des Handgemenges lag klar vor dem Auge der Beobachter, die den Kampf durch ihre Feldgläser mit ansahen. Als die französische Reiterei vor der geschlossenen preußischen Front zurückwich und unter einem mörderischen Artilleriefeuer, das noch die Hälfte seiner Truppenzahl niedermähte, den Rückzug antrat, da brach Sheridan, der amerikanische General, der selbst ein erfahrener Kavallerieanführer und ein geübter Kenner des Ausganges von Schlachten war, das bange Schweigen, indem er sein Feldglas klappend zusammenschob und ausrief: „Nun ist es mit den Franzosen ganz aus." Man lief auf ihn zu, ihm für dieses Wort die Hand zu drücken; wußte man doch, daß es von den Lippen eines Mannes kam, der seinerzeit ein Meister in der Kriegskunst gewesen war. Allein die Franzosen wollten die Wahrheit von Sheridans Folgerung noch nicht zugeben. Das hin- und herwogende Schlachtgetümmel, das sich während einer halben Stunde an dem westlichen Rande und den Abhängen des Plateaus entwickelte, macht es selbst den methodischen Kompilatoren des preußischen Generalstabsberichtes unmöglich, jede Einzelnheit desselben aufzuzeichnen. Es war in der That ein furchtbares und doch ein großartiges Schauspiel. Der todbringende Ring des deutschen Geschützfeuers schließt sich enger und enger um die Anhöhe zusammen, auf der die Franzosen zusammengedrängt stehen. Durch die Granaten, die in Schauern in die dichten Menschenhaufen fallen, werden ganze Reihen von den schutzlos ihren Würfen ausgesetzten Truppen niedergemäht; machtlos ist ihr heftiges sich in wütenden Ausfällen kundgebende Aufbäumen gegen das Unvermeidliche; nun ein jäher, wilder Vorstoß der Kürassiere, die in ihrer schimmernden, stahlgeschmückten Pracht mit so mächtigem Schwung den Abhang hinuntersausen, als ob es unmöglich wäre, ihnen einen Widerstand entgegenzusetzen, — aber das verheernde

SCHLACHT BEI SEDAN

Die Stellung der beiderseitigen Armeen gegen 12 Uhr Mittags



Deutsche
Franzosen

Standort des Königs
des Kronprinzen
des Kronprinzen von Sachsen

Maafsstab 1:100 000
2500 Schritt – ⅕ Meile.

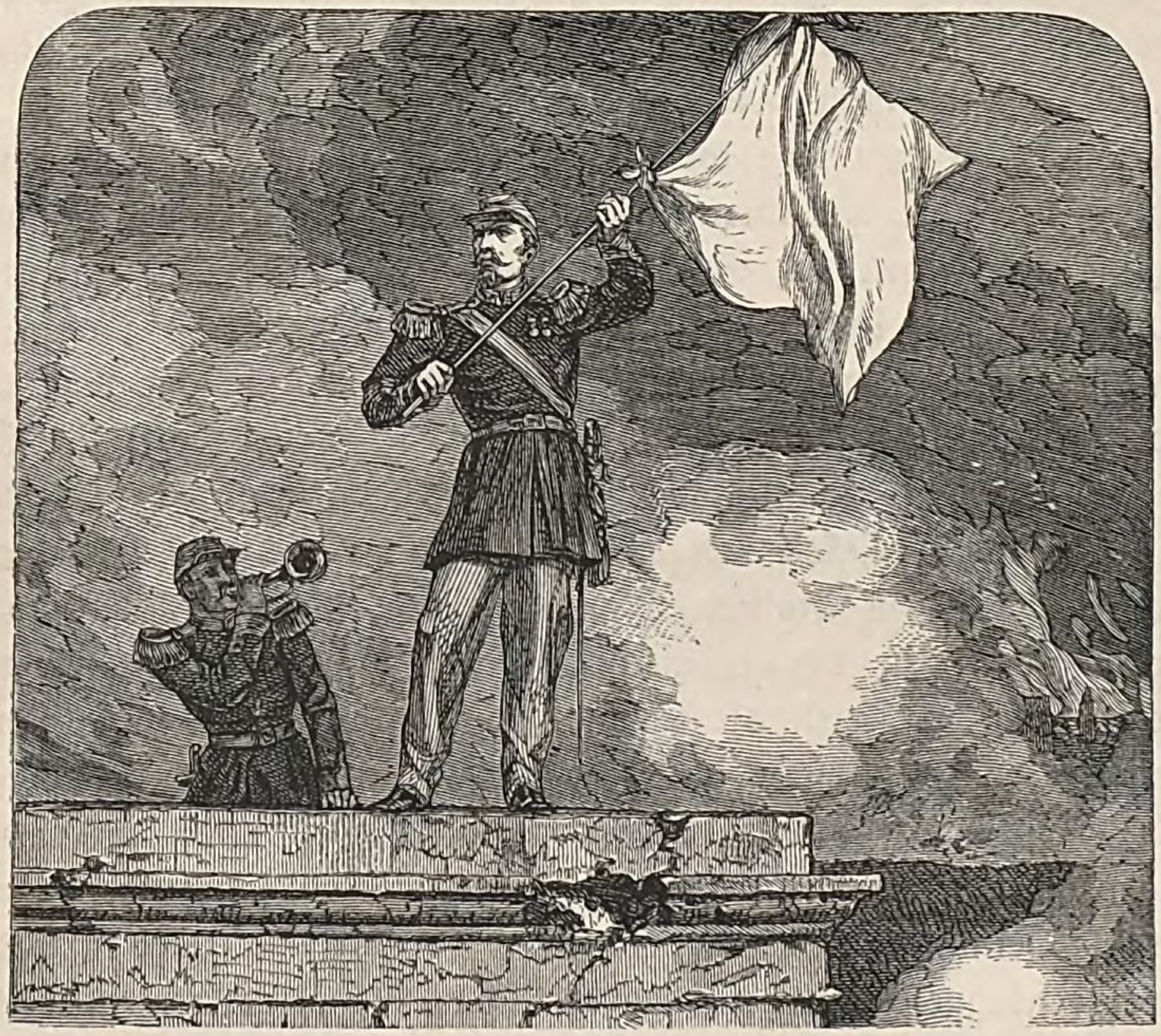
Verlag v. Eugen Crusius in Kaiserslautern u. Leipzig

Lith. Anst. v. Hermann Keil, Gotha.

Feuer der deutschen Infanterie trifft die Heransprengenden ins Gesicht und bereitet Rossen und Reitern einen schnellen Tod; nun wieder der verzweiflungsvolle Ritt eines Regimentes leichter Kavallerie, das auf seinen grauen arabischen Hengsten bis unmittelbar vor die Mündung der Zündnadelgewehre vorgaloppiert, welche die deutsche Infanterie ihm mit unerschütterlicher Ruhe entgegenhält; nun ein wilder Lauf rothosiger Fußsoldaten nach einer zufälligen Lücke in dem eisernen Einschließungsring, die nur zu gewiß in dem schonungslosen Feuer der Flanken zu Grunde gehen. Kein Zeichen von Ordnung dort, keine Andeutung von irgend welcher Leitung; nichts als ein Höllenraum, in dem eine wirre Masse tapferer Männer wütet und ringt, während sie mit edler Ausdauer, die ebenso erhaben wie hoffnungslos ist, gegen ihr Geschick kämpft. Doch ein so einseitiger Kampf kann nicht lange dauern. Langsam und zögernd fangen die Franzosen an, sich auf Sedan zurückzuziehen, um in der Nähe der Stadt möglicherweise mehr Schutz zu finden. Wiederholte Versuche einzelner Teile, in der Richtung nach Norden durchzubrechen, werden ohne große Schwierigkeit von den Deutschen vereitelt. Nur der von Wimpffen mit einer Division Marinesoldaten, ein paar Bataillonen Zuaven und ca. 15 000 Linientruppen nach Südosten unternommene Durchbruchsversuch hielt die Sachsen und Bayern den ganzen Nachmittag in heißem Gefecht, bis auch dieser endlich zurückgeschlagen wurde. Bis gegen 5 Uhr leisteten die Franzosen einen mehr oder weniger hartnäckigen Widerstand gegen das sie auf allen Seiten einschließende feindliche Heer, obgleich schon vor dieser Stunde in Sedan die weiße Flagge ausgehängt worden war. In der allgemeinen Verwirrung war es unmöglich, Nachrichten oder Befehle schnell auf einem so großen Flächenraum zu verbreiten, und ein beträchtlicher Teil der französischen Armee, Offiziere wie Soldaten, waren so erbittert und so voll Todesverachtung, daß die Nachricht von ihrer Niederlage und einem bevorstehenden, demütigenden Waffenstillstand nur als Sporn diente, sie zu noch leidenschaftlicherem Widerstande anzustacheln.

Bereits gegen 4 Uhr hatte der König wahrgenommen, daß seine Artillerie den ganzen Flächenraum beherrschte, auf dem die französische Armee im bunten Durcheinander hilflos zusammengedrängt war. Die von allen Seiten einlaufenden Meldungen gaben ihm die Überzeugung,

daß sein Heer sich überall in hinreichender Stärke befinde, um jeden Durchbruchsversuch zurückzuschlagen. Da die Franzosen so halsstarrig waren, sich nicht zu ergeben, so schien es notwendig, noch schärfere Maßregeln als die bisherigen zu treffen, um sie eines Besseren zu belehren. Der deutsche offizielle Bericht sagt darüber: „Ein starkes Artilleriefeuer gegen des Feindes letzte Zufluchtsstätte schien unter den Umständen das geeignetste Mittel, ihn (den Feind) von



Die weiße Fahne auf den Mauern von Sedan.

der Hoffnungslosigkeit seiner Lage zu überzeugen und ihn zur Waffenstreckung zu bewegen. Von dem Wunsche geleitet, die Kapitulation schneller herbeizuführen und dadurch der deutschen Armee Opfer zu ersparen, befahl der König, daß die ganze zur Verfügung stehende Artillerie ihr Feuer auf Sedan konzentriere." Diese Beschießung führte in kurzer Zeit das erwartete Resultat herbei. Innerhalb der Festungswerke schlugen an verschiedenen Stellen die Flammen empor, und die brennenden Häuser waren ein Grund mehr, sich zur Kapitulation zu entschließen. Wie die meisten befestigten Städte ist auch

Sedan sehr eng gebaut und hat schmale Straßen und wenig freie Plätze. Abgesehen von der bürgerlichen Bevölkerung, war es buchstäblich voll von Truppen, die sich in der trügerischen Hoffnung, dem deutschen Artilleriefeuer zu entfliehen, in die Stadt hineingedrängt hatten. Jede Granate, die in den Ort hineingeworfen wurde, muß Schaden angerichtet haben, und es waren Hunderte von Granaten, die in denselben hineinflogen. Ein auf die Vorstadt Torcy rückendes Bataillon Bayern drang bis zu einem der Festungsthore vor. Es war auf geringen Widerstand gestoßen und schon wurden Vorbereitungen getroffen, die Palissaden zu erklimmen, als die weiße Fahne über dem Thor ausgehängt ward. Zu gleicher Zeit bat der kommandierende französische General den bayerischen Oberst, von der Fortsetzung seines Angriffes abzustehen und sprach den Wunsch aus, man möchte sich deutscherseits auf Unterhandlungen einlassen. Der Oberst erstattete sofort dem Brigadekommandanten Bericht über die Sachlage, und nachdem derselbe den nächststehenden Truppen unmittelbar vor dem Torcyer Thore Stellungen angewiesen hatte, sandte er einen Offizier nach der Höhe von Frenois, damit der König von den französischen Unterhandlungsvorschlägen benachrichtigt würde. Während der Bote sich seines Auftrags entledigte, brach, wie zum Hohn auf die einlaufende Meldung, dicht unter des Königs Augen unten in Balan der Kampf aufs neue los. Der König trug dem bayerischen Offizier auf, seinen Chef zu benachrichtigen, daß alle Vorschläge in Bezug auf Unterhandlungen direkt ins königliche Hauptquartier geschickt werden müßten. Dann trat er mit dem eben von Donchery eingetroffenen Kronprinzen und mit Bismarck, Moltke und Roon zur Beratung zusammen. Als Ergebnis der Konferenz erteilte der König dem zu seinem Stabe gehörenden Oberstleutnant von Bronsart den Auftrag, sich in Begleitung des Hauptmanns von Winterfeld mit einer weißen Fahne nach Sedan zu begeben und in Sr. Majestät Namen die Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern. Die preußischen Offiziere wurden am Torcyer Thore von dem Stab der Festung empfangen und in dieselbe eingelassen; Bronsart aber ward in die Stadt eingeführt und bahnte sich mit Mühe einen Weg durch die zusammengedrängten Massen kampfesmüder Soldaten. Er hatte angekündigt, der Zweck seiner Sendung bestehe darin, daß er im Auftrage des Königs, seines Herrn, mit dem General en chef

der französischen Armee unterhandeln solle; aber statt dessen wurde er in ein Zimmer der Subpräfektur geführt, wo er sich zu seiner Überraschung dem Kaiser Napoleon gegenüber befand, von dessen Aufenthalt in Sedan das deutsche Hauptquartier nichts wußte. Wimpffen seinerseits stand noch im blutigen Gefecht in Balan. Als er eine Stunde früher in der Richtung von Daigny nach Sedan zurückgeritten, war ihm eine Botschaft des Kaisers überbracht worden, die ihm befahl, Unterhandlungen mit den Deutschen anzuknüpfen. Er hatte sich der Aufforderung nicht gefügt, da er glaubte, daß er sein Vorhaben ausführen und die bayerischen Linien gegen Carignan durchbrechen könnte. Auf seine Anregung sprengte man auf jenem Teile des Schlachtfeldes das Gerücht aus, Bazaine stehe mit der „Rheinarmee" bei Carignan, und die in Sedan ausgehängte weiße Fahne ward von General Faure, Wimpffens Stabschef, heruntergerissen. Napoleon aber gab sich keinen Illusionen hin. Als Bronsart zu ihm hineingeführt wurde, war er damit beschäftigt, einen Brief an den König von Preußen zu schreiben, in dem er die Hoffnungslosigkeit seiner Lage eingestand. Er beantwortete Bronsarts Aufforderung, daß ein französischer Offizier von hohem Range mit der Vollmacht zum Unterhandeln ausgestattet würde, dahin, daß General Wimpffen an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl übernommen habe. Diese Antwort bat er dem Könige zurückzubringen und fügte hinzu, daß er den Generaladjutanten Grafen du Reille mit ins preußische Hauptquartier senden wolle, damit er dem Könige einen Brief überbringe.

Unterdessen waren auf der Höhe von Frenois allseitige Glückwünsche zu dem errungenen Siege ausgetauscht worden und man fand Zeit zum Essen, während man auf Bronsarts Rückkehr wartete. Ein Stabsoffizier, der ausgeritten war, um Erkundigungen einzuziehen, kam mit der Meldung zurück, daß die Verluste der Deutschen, soweit sie sich hatten feststellen lassen, nicht sehr bedeutend seien: die der Garden mäßig, die der Sachsen etwas größer, jene der anderen Korps geringer. Nur wenigen von den französischen Truppen wäre es gelungen, durch die Wälder nach der belgischen Grenze zu entkommen; alle übrigen seien auf Sedan zurückgedrängt worden. „Und der Kaiser?" fragte der König. „Das weiß niemand", entgegnete der Offizier. — Es sollten bald Nachrichten vom Kaiser eintreffen.

Bronsart, der in Begleitung von Reille den Rückzug angetreten, hatte Winterfeld mit der Nachricht vorausgeschickt, daß Napoleon in Sedan wäre und einen Bevollmächtigten ins preußische Hauptquartier sende. Es war nun 6 Uhr vorüber. Als der König Winterfelds Botschaft vernommen hatte, drehte er sich zu seinem Gefolge um und sagte mit lauter Stimme: „Meine Herren, dies ist in der That ein großer Erfolg.“ Darauf wandte er sich mit einem Ausdruck von Stolz und Liebe im Antlitz zu dem Kronprinzen und fügte hinzu: „Und ich danke Dir, der Du so viel dazu beigetragen hast.“ Mit diesen Worten streckte der alte Monarch seinem Sohne die Hand entgegen, welche dieser, sich tief verneigend, in großer Bewegung küßte; darauf reichte er Moltke die Hand, und als auch Bismarck seines hohen Herrn Hand ehrfurchtsvoll geküßt hatte, zogen sich der König und sein großer Minister etwas zurück und sprachen angelegentlich miteinander. Ihre Unterredung wurde von Bronsart unterbrochen, der heransprengte, um General Reille anzumelden. Von einem Ulanen geführt, der an seiner Lanze die Parlamentärflagge trug, und von einer Eskorte preußischer Kürassiere begleitet, kam der französische General im Schritt die Anhöhe heraufgeritten. Er stieg in kurzer Entfernung von dem Platze ab, wo der König stand, der ein paar Schritte aus der ihn umgebenden Gruppe seines Gefolges hervorgetreten war, schritt das Haupt entblößend auf denselben zu und überreichte, nachdem er von Bronsart vorgestellt worden, mit einer stummen Verbeugung den Brief des Kaisers. Dann trat er zurück und blickte, in einiger Entfernung allein stehen bleibend, traurig, doch mit Fassung auf das Bild, das sich seinem Auge darbot. General Reille war dem Könige als dienstthuender Kammerherr zugeteilt gewesen, als dieser 1867 der Gast des Kaisers in den Tuilerien war. Der König erbrach das große rote Siegel und las die wenigen Worte, die der Brief enthielt. Er blieb einen Augenblick nachdenklich stehen — wie vieles in der Situation regte zum Nachdenken an — und es schien, als ob er sich zusammennehmen müsse, um seine Fassung zu bewahren. Dann wandte er sich zu seiner Umgebung und las ihr mit bewegter Stimme den vielsagenden Inhalt vor: „Mein Herr Bruder! Da ich nicht an der Spitze meiner Truppen sterben konnte, so lege ich meinen Degen in die Hände Ew. Majestät nieder. Ich verbleibe Ew. Majestät getreuer Bruder Napoleon.“

Der Degen des „getreuen Bruders" war wohl etwas, allein er war bei weitem nicht alles, was man verlangte. Ja, das Anerbieten Napoleons, sich persönlich zu ergeben, machte, solange die Armee nicht die Waffen streckte, die Sache noch verwickelter. Der König besprach sich eine Weile mit Bismarck, während der Kronprinz sich mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Zartgefühl mit dem armen, verlassen dastehenden Reille in eine Unterhaltung einließ; gleich darauf mischten sich auch Moltke und der Herzog von Coburg-Gotha in das Gespräch. Unterdessen hatte Bismarck den Grafen Hatzfeld herbeigerufen und ihn beauftragt, die Antwort auf den kaiserlichen Brief in dem Sinne zu entwerfen, wie der König angegeben. Hatzfeld brachte den Entwurf herbei und der König schrieb seine Antwort auf einem Stuhle sitzend und einen anderen, den Major v. Alten in die Höhe hielt, als Schreibtisch benutzend: „Mein Herr Bruder! Die Art unserer Begegnung beklagend, nehme ich Ihren Degen an und bitte Sie, einen Bevollmächtigten zu bezeichnen, mit welchem wegen der Kapitulation Ihres Heeres verhandelt werden kann. Ich meinerseits habe den General v. Moltke zu diesem Zweck bevollmächtigt. Ihr Sie liebender Bruder Wilhelm." Mit diesem lakonischen Schreiben ritt General Reille nach Sedan zurück. Nachdem der König den Befehl erteilt hatte, daß alle offensiven Unternehmungen während der Nacht eingestellt, aber alle Versuche des Feindes, durchzubrechen, mit Gewalt zurückgeschlagen werden sollten, fuhr er in sein Hauptquartier zu Vendresse zurück und wurde überall von den Truppen mit stürmischem Jubel begrüßt. Die große Neuigkeit hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet und die Armee war außer sich vor Freude über den Triumph. In Sedan dagegen sah es trostlos aus. Wimpffen hatte in einer Aufwallung von Scham und Zorn den Oberbefehl niedergelegt und nahm diese Resignation nur auf die dringende, fast klägliche Bitte des Kaisers zurück. Die französischen Generäle waren so erbittert, daß sie es selbst in der Gegenwart ihres besiegten Herrn nicht an Hohnreden und Vorwürfen fehlen ließen.

Während König Wilhelm sich in Vendresse der Ruhe hingab, wurden in Donchery die Bedingungen der Kapitulation besprochen. Moltke und Bismarck hatten sich schon über die Punkte geeinigt, die zugestanden werden sollten, und in der Unterhandlung, zu der Wimpffen sich nur mit Widerstreben herbeigelassen, ging Moltke nicht

von der Bedingung der Waffenstreckung und Übergabe der französischen Armee auf Gnade und Ungade ab; sollte die Forderung verweigert werden, so erklärte er sich bereit, sie am nächsten Morgen mit den Waffen zu erzwingen. Wie sehr Wimpffen sich auch bemühte, eine Milderung der harten Bedingungen zu erlangen, es war vergebens. Um 1 Uhr (nachts) erlitten die Verhandlungen einen Aufschub, da man sich über die Bedingungen nicht hatte einigen können. Wimpffen war auf Moltkes Vorschlag nicht eingegangen, daß er sich durch persönliche Besichtigung der deutschen Stellung von der Nutzlosigkeit eines längeren Widerstandes überzeugen möge, und Moltke seinerseits hatte Wimpffens Bitte um einen 24stündigen Waffenstillstand abgeschlagen, indem er bestimmt erklärte, es würde keine andere Bedingung als die Waffenstreckung bewilligt, und das Bombardement würde um 9 Uhr morgens wieder beginnen, wenn die Kapitulation bis dahin nicht abgeschlossen sei.

Um 5 Uhr früh wurde Bismarck, der sich in Dr. Jeanjots Hause in Donchery einquartiert hatte, von seinem Diener mit der Meldung geweckt, daß ein französischer Offizier vor der Thüre halte und ihn zu sprechen wünsche. Es war General du Reille, der ihm anzeigte, der Kaiser befinde sich auf dem Wege nach Donchery und bitte ihn um eine Unterredung. Sobald du Reille fortgeritten war, kleidete Bismarck sich schnell an und ritt dem Kaiser auf dem Wege nach Sedan entgegen. Er hatte ungefähr 2 Kilometer zurückgelegt, als er einen dürftig aussehenden, offenen Wagen die Straße daherkommen sah, in dem 4 Personen mit goldverschnürten Käppis saßen. Sowie Bismarck bis zu dem Wagen herangeritten war, sprang er vom Pferde, trat, sein Haupt entblößend, an den Kutschenschlag und machte eine tiefe Verbeugung. Der Mann, mit dem er redete, der Mann mit dem bleifarbenen, von tiefen Linien durchfurchten Gesicht, der hohläugige Mann mit dem ungepflegten Schnurrbart und den müden, gebückten Schultern, war niemand anders als Napoleon III. Bismarck stieg wieder aufs Pferd und folgte dem Wagen auf der Fahrt nach Donchery, wo er dem Kaiser sein eigenes Quartier zur Verfügung gestellt hatte. Sie waren kaum hundert Schritte gefahren, da lehnte sich Napoleon in augenscheinlicher Pein im Wagen zurück und fragte Bismarck, ob er nicht hier halten und absteigen könne. Auf einem niederen Abhang neben dem Wege stand ein

kleines Arbeiterhäuschen, in das der Kaiser zu treten wünschte. Man teilte ihm mit, daß es eine ärmliche Wohnung sei; allein er sagte, das mache nichts, und begab sich mit Bismarck in ein Zimmer des ersten Stockwerks, wo sie eine lange Unterredung hatten, die, als es dem Kaiser in der engen Stube zu schwül ward, im Freien vor dem Hause fortgesetzt wurde. Hier versuchte Napoleon, wie auch nachher im Gespräch mit dem schnell herbeigerufenen Moltke, günstigere Kapitulationsbedingungen zu erhalten. Die Erörterungen dieser rein militärischen Angelegenheit lehnte Bismarck ab, und Moltke beharrte dabei, daß die einmal beschlossene Kapitulationsbedingung unerläßlich sei. Auf Bismarcks Frage, ob Napoleon zu Friedensunterhandlungen geneigt sei, erwiderte der Kaiser, er sei als Gefangener nicht in der Lage, sich darauf einzulassen und verwies Bismarck an die in Paris bestehende Regierung — weil er wahrscheinlich voraussah, daß die Nachricht von der bei Sedan erlittenen Niederlage eine Revolution hervorrufen würde. Dann ritt Bismarck nach Donchery zurück und Moltke begab sich nach Vendresse zum Könige, um ihn von dem Stand der Unterhandlungen und der Schwierigkeit zu benachrichtigen, welche durch die Ankunft des französischen Kaisers im deutschen Heere eingetreten sei, während die französische Armee noch nicht kapituliert habe. Unterdessen schritt Napoleon in niedergeschlagener Stimmung auf einem Pfade des Kartoffelackers neben dem Weberhäuschen hin und her und rauchte eine Zigarette nach der andern. Eine Abteilung Gardekürassiere war eingetroffen und bildete einen Kordon von Vedetten um die Hütte. Gegen 10 Uhr kehrte Bismarck zurück und geleitete den Kaiser, dem eine Ehrenwache preußischer Gardekürassiere voranritt, nach dem Schlößchen Bellevue in einem hübschen von Gartenanlagen umgebenen Landhause oberhalb der Maas. Als sie bei dem Schlosse anlangten, stieg Napoleon langsam aus und schleppte sich müde die Stufen hinauf, die zu der Eingangsthür führten. Es muß für den schwer heimgesuchten, tiefgebeugten Mann ein trauriger Morgen gewesen sein, der ihm wenig Tröstliches brachte: erst die entsetzliche Fahrt durch die engen Straßen Sedans, die mit einer wild erregten Soldateska vollgepfropft waren, welche Droh- und Schimpfworte ihm nachrief und und die Fäuste schüttelte; dann ein mehr als stundenlanges Zwiegespräch mit Bismarck, dessen Herz ehern war, dessen

Sprache bei aller Artigkeit sehr bestimmt klang und dessen Entschluß unbeugsam blieb; dann wieder eine Stunde dumpfer Unthätigkeit, während der Sieger Bestimmungen über den Aufenthalt und die Behandlung des gefangenen Kaisers treffen sollte! Welche Gegensätze: dieser 2. September, jener 2. August, jener 15. Juli, jener 4. Juli 1870, dann die Festlichkeiten von 1867 bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung, jene Neujahrsrede von 1859, der Kongreß von 1856 und jener 2. Dezember 1851 mit seinem Gefolge beispielloser teuflischer Grausamkeiten, welche diesem Manne den Weg zum Throne geebnet hatten! — —

Auf seinem Ritt nach Vendresse hatte Moltke den König schon unterwegs in der Nähe von Chéhery getroffen. Sie waren zur Beratung unter einen Baum getreten und Wilhelm hatte den Text der Kapitulation durchaus genehmigt; worauf er erklärte, den Kaiser nicht eher sehen zu wollen, bis die Kapitulation der Armee abgeschlossen sei. Moltke hatte, ehe er dem Könige entgegengeritten, einen Offizier mit dem Ultimatum nach Sedan hineingeschickt, daß das Bombardement um 10 Uhr vormittags wieder beginnen würde, wenn nicht bis dahin Aussicht vorhanden wäre, daß die Kapitulation zustandekäme. Wimpffen weigerte sich noch, auf die Bedingungen einzugehen und gab vor, er habe Befehl vom Kaiser, nicht eher die Waffenstreckung zuzugeben, bis der letztere eine Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen gehabt habe. Hierauf entgegnete Hauptmann Zingler, seine Instruktionen lauteten für diesen Fall, beim Zurückreiten den Befehl zu erteilen, daß die deutschen Geschütze, von denen 475 einen Ring um Sedan herum bildeten, sofort ihr Feuer eröffnen sollten. Nun willigte Wimpffen in die Wiederaufnahme der Unterhandlungen. Voll Anerkennung für die tapfere Haltung der französischen Armee, hatte der König Moltkes Bedingungen insoweit gemildert, daß er den französischen Offizieren, welche auf schriftliches Ehrenwort versicherten, in dem gegenwärtigen Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu fechten und in keiner Weise den deutschen Interessen zuwider zu handeln, gestattete, ihre Waffen und ihr persönliches Eigentum zu behalten. Die Verhandlungen wurden im Schlößchen Bellevue zu Ende geführt und bald nach 11 Uhr wurde die Kapitulation unterzeichnet. Sobald dieses geschehen, wurde der König, der sich schon seit längerer

Zeit, von einem zahlreichen, glänzenden Gefolge umgeben, auf der Höhe von Frenois eingefunden hatte, von dem Abschluß der Kapitulation in Kenntnis gesetzt. Es war ein denkwürdiger Augenblick für ihn und für sein Land. Bewegt wandte sich der greise Kriegsherr zu seiner Umgebung und sprach in tiefgefühlten, anerkennenden Worten: „Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereignis sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen Ich Mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, Meinen Königlichen Dank auszusprechen, um so mehr, als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des Norddeutschen Bundes und Meine anderen Verbündeten, — hier richtete er seine Augen besonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg — deren fürstliche Mitglieder Ich in diesem großen Momente zahlreich um Mich versammelt sehe, mit Uns verbindet, so daß Wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allerdings ist Unsere Aufgabe mit dem, was sich unter Unseren Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn Wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurteilen wird. Darum müssen Wir schlagfertig bleiben; aber schon jetzt Meinen Dank jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze Unseres Vaterlandes hinzugefügt." Nachdem er dann den genannten Prinzen erkenntlich die Hände geschüttelt, bestieg er sein schwarzes Streitroß und ritt, von einem kleinen Gefolge begleitet, die Anhöhe hinab nach dem Schlößchen Bellevue, vor dem die Ehrenwache des gefangenen Kaisers hielt. Als der König vor dem Landhause abstieg, kam Napoleon ihm auf der Treppe entgegen. Welche Begrüßung! Der deutsche Heerführer, ein hochgewachsener Mann von strammer Haltung, kräftig und breitschulterig gebaut, mit dem Siegesleuchten in dem unter der Pickelhaube hervorstrahlenden scharfen, blauen Auge



Luitpold. Prinz von Bayern.

und den vor Freude über den Erfolg geröteten Wangen. Der französische Kaiser in gebeugter Haltung, aschgrau im Gesicht, mit bebender Lippe, barhäuptig und mit verworrenem Haar. Als sie sich stumm die Hand reichten, drückte Napoleon sein Taschentuch gegen die Augen und Wilhelms Antlitz verriet, daß er tief ergriffen war. Dann gingen beide miteinander die Treppe hinauf und traten durch das Vorzimmer in den nach hinten gelegenen Glaspavillon des Schlößchens. Der Kronprinz schloß die Thüre hinter ihnen und beide Monarchen hatten ungefähr eine halbe Stunde lang eine Unterredung unter vier Augen. Als sie nach Ablauf dieser Zeit wieder heraustraten, war der Kaiser sichtlich gerührt und erwähnte im Gespräch mit dem Kronprinzen tief bewegt, daß der König ihn mit großer Freundlichkeit und Hochherzigkeit behandelt habe. Während er dies sagte, wischte er sich mit dem Handschuh, den er in der Hand hatte, die Thränen aus den Augen und war einen Augenblick ganz überwältigt von seinen Gefühlen. Was Wilhelm bei der Begegnung empfunden, teilte er der Königin Augusta am folgenden Tage in einem Briefe mit: „Wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich alles empfand, nachdem ich vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben." Wir fügen in Worten Dr. Russells bei, was der Kronprinz ihm nach der Mitteilung seines königlichen Vaters über den Verlauf der denkwürdigen Begegnung erzählte: Der König sprach zuerst. Gott, sagte er, habe seinem Heere in dem großen, gegen ihn erklärten Krieg den Sieg verliehen. Der Kaiser entgegnete, daß er den Krieg nicht gesucht habe. Er habe ihn weder begehrt, noch herbeigewünscht, aber er sei genötigt gewesen, den Krieg zu erklären, um die öffentliche Meinung in Frankreich zu befriedigen. Der König erwiderte hierauf, er wisse, daß der Kaiser den Krieg nicht herbeigeführt habe; er sei davon überzeugt; „Ew. Majestät erklärten den Krieg, um der öffentlichen Meinung zu genügen; allein Ihre Minister waren es, welche die öffentliche Meinung schufen, die Ihnen den Krieg aufdrang." Nach einer Pause bemerkte Se. Majestät, daß die französische Armee mit großer Tapferkeit gekämpft habe. „Ja," sagte der Kaiser, „aber Ew. Majestät Truppen besitzen eine Disziplin, an der es meiner Armee in letzter Zeit gefehlt hat." Der König entgegnete, daß die preußische Armee sich seit einigen Jahren

alle neuen Ideen zu nutze gemacht und schon vor 1866, sowie auch nachher die militärischen Experimente anderer Nationen aufmerksam



Zusammenkunft des Königs mit Napoleon III. nach der Schlacht bei Sedan.

verfolgt habe. „Ihre Artillerie, Sire, hat die Schlacht gewonnen," sagte der Kaiser, „die preußische Artillerie ist die beste in der ganzen

Welt". Der König verbeugte sich und wiederholte, daß sie bestrebt gewesen wären, sich die Erfahrungen anderer Nationen zu nutze zu machen. „Prinz Friedrich Karl führte die Entscheidung der Schlacht herbei," bemerkte der Kaiser, „es war seine Armee, die uns aus unserer Stellung zurückdrängte." „Prinz Friedrich Karl? Ich verstehe Ew. Majestät nicht. Es war die Armee meines Sohnes, die bei Sedan focht." „Und wo ist denn Prinz Friedrich Karl?" „Er steht mit 7 Armeekorps vor Metz." Bei diesen Worten fuhr der Kaiser auf und wich einen Schritt zurück, als ob ihn ein Schlag getroffen habe; aber er gewann seine Fassung bald wieder und die Unterredung wurde fortgesetzt. Der König fragte, ob der Kaiser irgend welche Bedingungen aufzustellen oder vorzuschlagen habe. „Keine. Ich habe keine Befugnis. Ich bin ein Gefangener." „Und darf ich fragen, wo ist denn die Regierung von Frankreich, mit der ich unterhandeln kann?" „In Paris; die Kaiserin und die Minister allein sind befugt zu unterhandeln. Ich bin machtlos. Ich kann keine Befehle erteilen und keine Bedingungen machen."

Nachdem die Unterredung beendet war, machte der König, der dankbar seiner Gemahlin telegraphiert hatte: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" einen fünfstündigen Ritt an allen Korps der siegreichen deutschen Armee vorüber, der fast bis zum Einbruch der Nacht dauerte. „Den Empfang durch die Truppen kannst Du Dir denken! Unbeschreiblich!" meldete er der Königin. Der zurückgebliebene Kaiser verbrachte die Nacht im Schlößchen Bellevue und begab sich am folgenden Morgen in die Gefangenschaft nach Wilhelmshöhe bei Kassel. Die Armee von Chalons aber mußte außerhalb Sedan auf der durch die Igeskrümmung der Maas gebildeten großen Halbinsel Biwaks beziehen und wurde mit besonderen Zügen in Abteilungen nach Deutschland gebracht: 83 000 Mann, darunter fast 3000 Offiziere. Während der Schlacht waren gegen 21 000 Mann gefangen; die Zahl der Toten und Verwundeten betrug etwa 17 000, auf deutscher Seite 460 Offiziere und 8500 Mann; ungefähr 3000 Franzosen waren über die belgische Grenze entkommen, einige Tausend nach Mezières. An Geschützen waren mit Einschluß der Festungsartillerie 558 erbeutet. Es war ein Sieg, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gekannt hatte. Der greise Sieger aber schrieb am 3. September der Königin unter anderem: „Es ist wie ein Traum, selbst

wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen! Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, und in Demut Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen." Und sein Trinkspruch beim Mittagmahle im Großen Hauptquartier an diesem 3. lautete: „Wir müssen heut aus Dankbarkeit auf das Wohl Meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister v. Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie Uns also auf das Wohl der Armee, der drei von Mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Unsäglicher Jubel aber verbreitete sich durch das ganze deutsche Land, als in den Morgenstunden des 3. September die große Siegeskunde erscholl. Gewaltig war alles das gewesen, was man in dem großen Augustmonat erlebt hatte; aber gewaltiger, zündender, berauschender als alles war die märchenhafte Botschaft: Kaiser Napoleon gefangen! Mit zitternden Lippen rief der eine es dem andern zu, die überwallenden Gefühle ertöteten in jeder Brust jeden andern Gedanken, ein Herzschlag des ausgelassensten patriotischen Freudentaumels durchzuckte die ganze Nation. Stunden wie die hatte das deutsche Volk noch nicht erlebt, konnte es nicht wieder erhoffen. In den flaggengeschmückten Straßen drängten sich die jubelnden Scharen auf und nieder, aus den Schulhäusern strömten die frohlockenden Kinderscharen, aus den Fabriken die feiernden Arbeiter, auf den Marktplätzen sammelten sich die Hunderte und Tausende, und in mächtigem Chorus erscholl das Nun danket alle Gott und die Wacht am Rhein, löste ein donnerndes Hoch und Hurra das andere ab, verhallten Glockenklang und Böllerschüsse in dem brausenden Jubel der Menschenstimmen. Über den blutgetränkten Gefilden an der Mosel und Maas sah man in stolzer Herrlichkeit die

Morgenröte des deutschen Reiches emporsteigen und ungezählte Segenswünsche begrüßten den greisen Sieger als den Herzog, König, Kaiser der Deutschen. Schon vor Sedan hatte es in allen Herzen festgestanden, daß die blutigen Opfer von Spichern und Wörth, von Vionville und Gravelotte nicht nutzlos gebracht sein dürften. In der begeisterten Erregung, welche der Schlacht von Sedan folgte, reiften die Wünsche zu unbedingten Forderungen: die Vereinigung des Südens mit dem Norden zu einer Reichseinheit, die Abtretung von Elsaß und Lothringen mit Straßburg und Metz waren vor den Thoren von Sedan entschieden. Ja, die Hoffnungen flogen noch höher: man hielt auch den Abschluß des Friedens für nahe bevorstehend, und selbst im Hauptquartier und in der Diplomatie teilte man diesen Glauben. (Zum Teil nach Forbes: Kaiser Wilhelm.)

Und welch ein Singen und Sagen hub nun an, würdig des großen Tages. Wilhelm Jensen rief: „Was kommt wie Donnergedröhne daher, was zittert die Erde, was braust das Meer, was rollt und grollt in den Lüften? Aufklafft der Boden: im Purpurkleid, die versunkene deutsche Herrlichkeit, sie steigt empor aus den Grüften! Jahrhunderte gingen, — und sie lag verschollen, verschüttet in Schimpf und Schmach, — da läuten die Osterglocken! Heut' ist ihr Auferstehungstag, heut' blitzen sie wieder im Sonnentag, Konradins goldflatternde Locken. Wohl bleichten sie, seit Frankreichs Hand tief unten am welschen, am treulosen Strand sie vom Schafott ließ fallen; wohl bleichten sie lang, im fremden Gau, die Kaiserlocken, drum sehen wir g r a u heut' aus der Gruft sie wallen. — Zwei Gipfel ragen im Schwabenland, sie künden empor mit deutender Hand des deutschen Reiches Geschichte: der öde S t a u f e n im Abendglanz, der H o h e n z o l l e r n im Zinnenkranz vergoldet vom Morgenlichte! Das ist der wahre Kyffhäuserberg, dort hielt die geheime Wacht der Zwerg, dort krächzen die fränkischen Raben. Aufspringt sein Thor, — im Purpurkleid die versunkene deutsche Herrlichkeit steigt auf, die nimmer begraben. Wie Schauer kommt's durch die Morgenluft, als tauche ein drohend Gespenst aus der Gruft, aus zerstiebter Gebeine Haufen; — — wohl braust es, als seien Geister erweckt, daß ein Zollern an Frankreich die Rache vollstreckt, das Gericht für den Letzten der Staufen!"

Am besten doch wieder Emanuel Geibel: „Nun laßt die Glocken

von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm! Des Flammenstoßes Geleucht facht an! Der Herr hat Großes an uns gethan. Ehre sei Gott in der Höhe! Es zog von Westen der Unhold aus, sein Reich zu festen in Blut und Graus; mit allen Mächten der Höll' im Bund die Welt zu knechten, das schwur sein Mund. Furchtbar dräute der Erbfeind. Vom Rhein gefahren kam fromm und stark mit Deutschlands Scharen der Held der Mark. Die Banner flogen, und über ihm in Wolken zogen die Cherubim. Ehre sei Gott in der Höhe! Drei Tage brüllte die Völkerschlacht, ihr Blutrauch hüllte die Sonn' in Nacht. Drei Tage rauschte der Würfel Fall, und bangend lauschte der Erdenball. Furchtbar dräute der Erbfeind. Da hub die Wage des Weltgerichts am dritten Tage der Herr des Lichts und warf den Drachen vom güldnen Stuhl mit Donnerkrachen hinab zum Pfuhl. Ehre sei Gott in der Höhe! Nun bebt vor Gottes uud Deutschlands Schwert die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd; ihr Blendwerk lodert wie bald! zu Staub, und heimgefordert wird all ihr Raub. Nimmermehr dräut uns der Erbfeind. Drum laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm! Des Flammenstoßes Geleucht facht an! Der Herr hat Großes an uns gethan. Ehre sei Gott in der Höhe!"

Dann Th. Raebel: „Wer ist's, der geschmiedet den Eisenring, die Feinde in Ketten zu bannen, im eisernen Netze den Kaiser fing mit hunderttausend Mannen? Von Preußenland, gar wohl bekannt, Held Wilhelm mit der Eisenhand. Er schlägt so kühn, daß Flammen sprühn, den Schmied von Sedan nennt man ihn. Wo kommt ein Schmied im Schmieden ihm gleich? Er schlug zusammen ein Kaiserreich. Wer ist's, der geschmiedet den goldnen Ring, der Deutschlands Stämme verbunden, daß Nord und Süd vereinigt ging in trüben und schweren Stunden? Des Königs Hand von Preußenland, Held Wilhelm mit der deutschen Hand, er schüret gut: Zu heil'ger Glut entflammt er rings das deutsche Blut. Wo kommt ein Schmied im Schmieden ihm gleich? Er schmiedet zusammen ein Kaiserreich. Nun gilt es zu schmieden den dritten Ring, den güld'nen Reif zur Krone; dem Haupte des greisen Ritters blink' die Krone des Kaisers zum Lohne. Den Hammer sandt' uns Bayerland und Württemberg den Feuerbrand; den Ambos her vom ‚Fels zum Meer', nun schmiedet

all' zu Deutschlands Ehr'! Der Schmied von Sedan, merkt es euch, soll Kaiser sein vom deutschen Reich!"

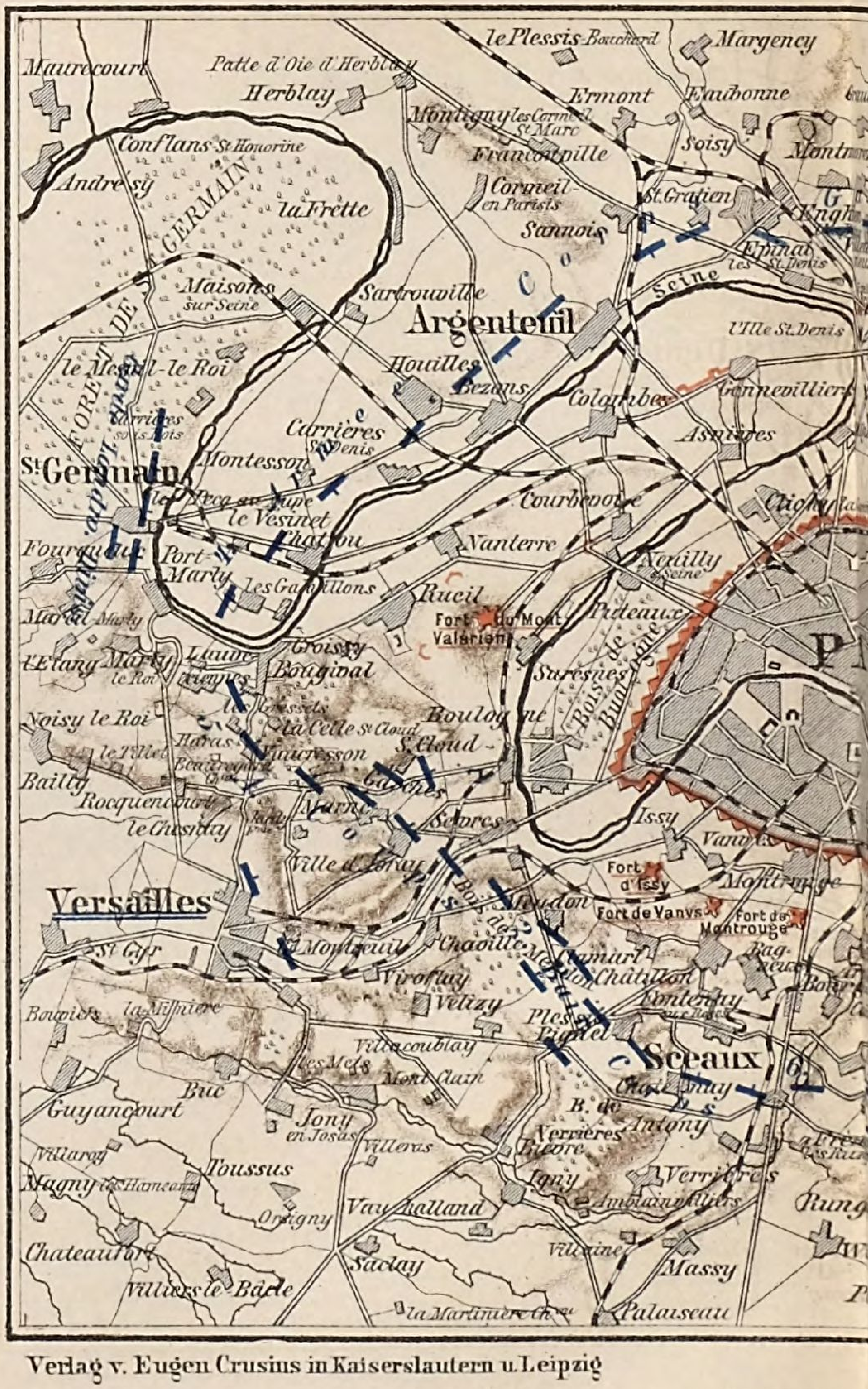
Dann Karl Gerok: „Das war einmal ein Jubeltag! Bei Sedan fiel der große Schlag: Mac Mahon war ins Garn gegangen, der Kaiser und sein Heer gefangen; und blitzschnell flog die Siegespost am Draht nach Süd und Nord und Ost, da gab's ein Jubeln ohne Maßen, von Flaggen wogten alle Straßen. Vieltausendstimmig scholl Hurra; und waren noch Kanonen da, so schoß man auch Victoria. Doch jedenfalls die Wacht am Rhein ward angestimmt von Groß und Klein, denn auch durch der Unmünd'gen Mund wird Gottes Lob von alters kund. Und einer von den kleinsten Jungen, der hat am lautsten mitgesungen: die bunte Mütze auf dem Ohr, die Höslein flott im Stiefelrohr, marschiert er wacker mit im Chor, beteiligt sich den Morgen lang an jedem Schrei und jedem Sang; so wichtig nahm's der kleine Wicht, als ging's ohn' ihn entschieden nicht, war so mit Leib und Seel' dabei, als ob er selbst die Rheinwacht sei, hat drum den Glockenschlag vergessen und kam zu spät zum Mittagsessen. Mit heißen Wangen, rotem Kopf, mit offner Brust, verwehtem Schopf, erscheint er endlich siegesmatt, — die andern waren halb schon satt, — grüßt obenhin, setzt sich zu Tisch und greift nach seinem Löffel frisch. Jedoch der biedere Vater spricht: ‚Fritz, ungebetet ißt man nicht!' Worauf mein Fritz vom Stuhl ersteht, die Hände faltet zum Gebet, giebt's, wie der Geist ihm just gebeut, spricht: ‚Lieber Gott, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein. Amen!'"

Und Bayard Taylor sandte aus Cedarcroft, Pennsylvania, sein Jubellied eines Amerikaners: „‚Triumph! Das Schwert in tapf'rer Hand hat hohe That vollbracht!' Vereint ist nun das deutsche Land zum Sieg und Ruhm erwacht! Die Macht, die jüngst so höhnisch prahlt, giebt auf die letzte Wehr, und neuer Glanz der Thaten strahlt auf Deutschlands Heldenheer! Heil, edles Volk! dem neu das Herz so unerschüttert schlug, das sich verband, und allerwärts verwarf den fränk'schen Trug! Das, fest und heilig, Glied an Glied, stand endlich im Verein, mit Trost und Mut, Gebet und Lied, eine einz'ge Wacht am Rhein! Kanonen, donnert noch einmal! Den Frieden nun ihr bringt: ihr Glocken, über Berg und Thal von tausend Türmen klingt! Fromm neige dich, o deutsches Land! Laß Rache

ruh'n und Spott: dein Gott, Er half und überwand, — nun danket Alle Gott!"

An den König aber ging folgende, mit Massenunterschriften aus ganz Deutschland bedeckte Adresse: „Um Ew. Majestät und deren Verbündete scharte sich, als der Krieg unvermeidlich war, einmütig die Nation. Sie gelobte, treu auszuharren in dem Kampfe für die Sicherheit, Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes. Gott hat die Waffen gesegnet, welche für die gerechte Sache mit unübertroffener Tapferkeit geführt werden. Mit Strömen des edelsten Blutes sind die Siege errungen worden, doch unerwartet schnell haben sie dem vorgesteckten Ziele uns nahe gebracht. Gewaltige Anstrengungen stehen noch bevor; das deutsche Volk ist zu jedem Opfer entschlossen, welches den höchsten nationalen Aufgaben gewidmet ist. Aber in der Mitte der ernsten und gehobenen Stimmung werden wir beunruhigt durch die immer wiederkehrenden Berichte, daß fremde Einmischung, die doch die Schrecken des Krieges nicht abzuwenden wußte, jetzt bemüht sei, den Preis unserer Kämpfe nach ihrem Ermessen zu begrenzen. Das Andenken an die Vorgänge nach der glorreichen Erhebung unserer Väter lebt frisch in unserem Gedächtnis und mahnt Deutschland, daß es die Forderungen seiner Wohlfahrt allein berate. Darum nahen Ew. Majestät wir abermals mit dem Gelöbnis, treu auszuharren, bis es der Weisheit Ew. Majestät gelingt, unter Ausschluß jeder fremden Einmischung Zustände zu schaffen, welche das friedliche Verhalten des Nachbarvolkes besser, als bisher, verbürgen, die Einheit des gesamten deutschen Reiches begründen und gegen jede Anfechtung sicherstellen."

KARTE ZU DEN OPERA



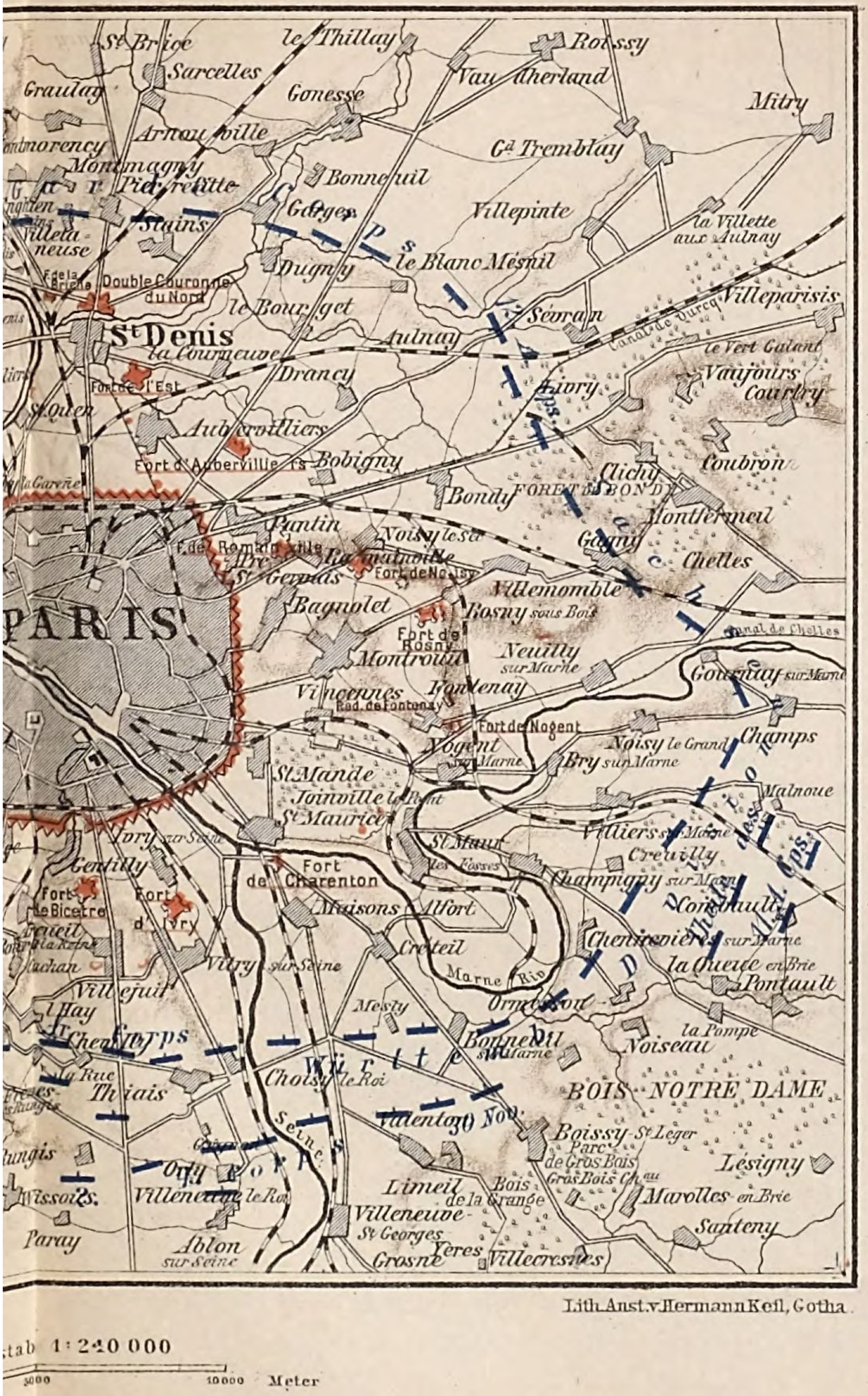
Verlag v. Eugen Crusius in Kaiserslautern u. Leipzig

Maafsstab

0 30

Deutsche

ERATIONEN VOR PARIS



stab 1:240 000

5000 10000 Meter

Franzosen

Vierter Akt.

Paris.

Getragen von der richtigen Erkenntnis, daß dieser beispiellose Sieg über das kaiserliche Heer und über den Kaiser der Franzosen den Frieden leider noch lange nicht verbürge, sondern daß jener nichtswürdige Geist, den Richelieu, Ludwig XIV. und Valmy großgezogen, jetzt erst recht alle Franzosen und namentlich alle Pariser erfüllen und die gallische Wut entflammen würde, erließ das Große Haugtquartier wenige Stunden nach der Kapitulation von Sedan jene Weisungen, welche die deutschen Heersäulen gegen Paris bereits am 4. September in Bewegung setzen sollten, um — — eben jenen vierzehnten Ludwig zu bekämpfen und wenn möglich für alle Zeiten unschädlich zu machen.

Begleiten wir diesen Vormarsch unserer Armee, während wir einen Blick in die französischen Zeitungen vor und nach Sedan werfen!

„König Wilhelm hat die fixe Idee, nach Paris zu gehen, diesmal nicht als gekrönter und mit Herzlichkeit empfangener Gast, sondern als siegreicher Eroberer, der von der Seine aus Frankreich den Frieden diktiert. Auch die ‚Liberté‘ — denn in diesem Blatte standen diese Zeilen noch am 29. August — hätte eine fixe Idee, die nämlich, während die Preußen nach Paris marschieren, ein zwischen Lyon und Straßburg aufgebrachtes französisches Korps von Soldaten und Freiwilligen im Eilschritte nach Berlin zu werfen. Das rechte Rheinufer ist von Truppen entblößt. Ganz Deutschland hat seine sämtlichen militärischen Streitkräfte auf das linke Rheinufer geschickt. Unser Armeekorps würde also nur Weiber, Kinder und Greise auf seinem Wege finden. Wie kommt es nun, daß diese Idee, welche der erfahrenste General als vollkommen richtig anerkannt hat, noch nicht in der Ausführung begriffen ist? In der That kann der Friede

16*

zwischen Frankreich und Preußen auf ehrenvolle Weise nicht anders unterzeichnet werden, als daß die Preußen das linke, die Franzosen das rechte Rheinufer besetzt halten." Fünf Tage später: „Im Augenblick, wo wir zur Presse gehen, steht der Schwarzwald, dieser so furchtbare Bundesgenosse der Invasion, vielleicht schon in Flammen und wird, wie wir hoffen, ganz niedergebrannt werden. Unsere Freikorps haben die Mission, ihn in Brand zu setzen. Jeder dieser Freiwilligen ist zu diesem Zwecke mit zwei Bouteillen Petroleum versehen!" „Es giebt im Jardin des Plantes viele unnütze Esser. Man könnte diese in folgender Weise sehr nutzbar machen. Sowie die Annäherung des Feindes signalisiert wird, läßt die Verwaltung die Tiger und Löwen in die von ihren Bewohnern verlassenen Gehöfte bringen. Wenn dann die Preußen in die Bannmeile kommen und plündern und stehlen wollen, dann stoßen sie auf diese ausgehungerten Tiere, die man vorher zur Vermehrung ihres Zornes durch als Ulanen verkleidete Wärter könnte peitschen lassen. Ich bin überzeugt, daß dieses Mittel dann im Verein mit den Mitrailleuse-Lokomobilen von 90 Pferdekräften um so wirksamer ein furchtbares Blutbad unter den siegreichen Feinden anrichten und letztere um so eher von dem heiligen Boden Frankreichs vertreiben würde. Unter allen Umständen hofft man aber der Armee ‚unsers Fritz' einen solchen Schrecken einzujagen, daß sie ihren Vormarsch um einige Tage verzögert." „Wir können sagen, daß die französischen Armeen seit 5 Tagen die Offensive ergriffen haben und daß dieselben, die am 6. August höchstens 350 000 Mann zählten, heute, am 1. September, 800 000 Mann stark sind, ohne die Freischützen, die Mobil- und Nationalgarde. Dagegen haben die Preußen 200 000 von ihren 600 000 Mann bereits verloren, und von diesen ist wiederum ein Drittel durch Belagerungskorps und Garnisonen in Anspruch genommen." An demselben Tage ein anderes Pariser Blatt: „Die Zuversicht Mac Mahons und Bazaines war niemals größer als jetzt. Mac Mahon insbesondere strahlt von freudiger Hoffnung. ‚Sehr gut geht es, unendlich gut geht es!' wiederholt er beständig. Unsere Leser mögen sich ja nicht mehr durch die Depeschen der ‚Times' und von Berlin beirren lassen. Die Welt weiß jetzt, was sie davon zu halten hat. Nachdem Bazaine die Kavallerie des Prinzen Friedrich Karl vernichtete, haben die Armeen Mac Mahons und Bazaines infolge ihrer weiteren Erfolge

Stellungen genommen, welche ihren Rücken gegen die Preußen vollständig sichern. Der württembergische Minister des Äußern hat seine Demission eingereicht. Nachdem Preußen diesen kleinen Staat sich einverleibte, blieb ihm wirklich nichts anderes mehr zu thun übrig. Bei der im preußischen Ministerrate diskutierten Frage, ob man die in Berlin seßhaften Franzosen von dort ausweisen soll oder nicht, rief Graf Bismarck laut aus: ‚Laßt doch die Franzosen, von ihnen haben wir nichts zu besorgen! Die Franzosen sind zu ehrenhaft, um sich jemals zum Spionendienste zu erniedrigen.‘ ‚Das ist wahr‘, bemerkten zustimmend seine Kollegen, und die Ausweisung der Franzosen unterblieb.“ Der „Figaro“ hatte folgende „gute Idee. Unsere Schmuggler und Wilddiebe sollen, wie man sagt, ein sicheres Auge und eine feste Hand haben; warum bildet man aus ihnen keine Truppe? Eine kleine Prämie auf jeden gelieferten Preußen wäre unserer Ansicht nach gut angewandtes Geld.“ Er hat „endlich gefunden, woran es liegt, daß die deutschen Waffen überall den Sieg über die französischen davongetragen haben. Niemand anders ist daran schuld als ein gewisser General Staff. Seit 1866 hatte dieser Herr Staff den Auftrag des preußischen Kriegsministers, sich in Paris die Materialien über die Wege zu sammeln, welche von der Grenze nach der Hauptstadt Paris führen. Und dieser General Staff war in der hohen Pariser Gesellschaft überall zu finden!“ Ei du böser preußischer Generalstab du! — Das Hofjournal „Patrie“ berichtet am 2. September: „Die von den Preußen in allen ausländischen Journalen verbreiteten falschen Nachrichten nötigen uns, trotz unserer gewöhnlichen Zurückhaltung, zu einem nähern Eingehen auf die Thatsachen. Der Marschall Mac Mahon, in Ausführung der prachtvollen Bewegung, deren Phasen wir Schritt für Schritt verfolgt haben, hat mit dem Feinde zahlreiche Zusammenstöße gehabt, welche für unsere Waffen immer ruhmreich endeten; er hat den Übergang über die Maas glänzend ausgeführt und zuletzt den Preußen bei Longwy, einer kleinen Grenzstadt im Moseldepartement, ein vorteilhaftes Treffen geliefert. Die Preußen, nach sehr lebhafter Gegenwehr geschlagen, haben sich auf luxemburgisches Gebiet geflüchtet, wo sie entwaffnet und interniert werden.“ Am 3. September: „Wir erhalten über Belgien preußische Depeschen, Telegramme des Königs an die Königin Augusta, Mitteilungen von Manteuffel unterzeichnet, welche den Sieg

vom 30. und 31. August und am 1. September der preußischen Armee zuschreiben. Wohlan, alle diese Depeschen beunruhigen uns durchaus nicht. Wir glauben nicht daran. Wir glauben nicht daran, weil seit dem Beginn des Krieges der König von Preußen, seine Verwandten und seine Generäle sich auf dem Papier stets den Gewinn der Schlachten zugeschrieben haben, in denen sie thatsächlich Terrain verloren haben. Der König Wilhelm und seine Heerführer haben in der Vergangenheit immer gelogen, deshalb können sie gegenwärtig nicht anders denn als Lügner betrachtet werden, und wir sind wahrhaftig nicht thöricht genug, ihren leeren Erklärungen Glauben zu schenken. Wir bleiben dabei, daß wir am 31. August und am 1. September die Schlacht gewonnen haben." Der Universitätsprofessor Francis Riaux schrieb am 2. September in der Pariser „Presse" von König Wilhelm: „Der Hochmut dieses Greises ohne Ehre und Gewissen, welcher über unser Land diese Horden geworfen hat, würdig der Wildheit derer Attilas ꝛc." Und der „Gaulois" am 3. aus Varennes: „Es ist das Gerücht verbreitet, daß der König von Preußen wahnsinnig geworden sei. Der König soll gestern von Varennes auf Berlin dirigiert worden sein. Nichts autorisiert uns, diese Nachricht für unrichtig zu erklären oder sie zu bestätigen; aber es giebt eine Thatsache, die wir unmöglich übergehen können: es ist dies die Wahl der Stadt, wo der König sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Varennes! Furchtbares Vorzeichen, dies ist der Ort, wo man die Könige festnimmt." Die in Pariser Geist geleitete Bukarester Zeitung „Le Pays Roumain" erfrechte sich u. a. zu folgendem: „Wenn Frankreich, was unmöglich, unterliegen sollte, so wäre das ein Straßenjungenstreich des Schicksals und der gefallene Riese würde mit seinen rauchenden Eingeweiden den Himmel ohrfeigen." In Saargemünd glaubte man Ende August die angeblich von Bazaine herrührende Depesche: „Vollständiger Sieg bei Toul. Die preußische Armee in voller Auflösung, 100 Kanonen und 30 Fahnen der Preußen erobert. 30 000 Tote und Verwundete auf preußischer Seite ohne die Gefangenen. In diesem Augenblicke schlägt man sich bei Nancy. General Decaen ist von 100 000 Mann Reserven unterstützt, die noch nicht im Feuer waren. Bei Spichern schanzen 100 000 Preußen, um den Rückzug ihrer Armee zu decken;" — und das „Journal de Mâcon" meldete: „Wenn wir einem seit

heute früh hier verbreiteten Gerüchte Glauben schenken dürfen, so steht Berlin in Flammen. Ein von unserer Flotte ausgeschifftes Armeekorps von 40 000 Mann, verstärkt durch alle französischen Gefangenen, welche sich der für die Hannoveraner bestimmten Waffen bemächtigten, wäre bis zur preußischen Hauptstadt vorgedrungen und hätte dieselbe in Brand gesteckt. Wir selbst können berichten, daß die preußischen Truppen Kolmar und Mühlhausen räumen und in aller Hast nach Deutschland zurückkehren." Das „Petit Journal" drohte: „Wir werden aus allem Waffen machen, um alles damit zu töten; wir werden morden, würgen, aus den Fenstern und Kellerlöchern schießen. Wenn wir kein Gewehr haben, nehmen wir Mistgabeln, Säbel oder Piken; einerlei wie; es handelt sich nur darum zu töten. Die Frauen werden das Charpiezupfen sein lassen und später nach den Verwundeten sehen: jetzt gilt's dem Feinde zuerst. Statt des Verbandszeugs werden sie Pflastersteine zur Hand nehmen. Die mögen sie auf die Eindringlinge niederschleudern. Auch die Weiber müssen Krieg führen, ihre Scheren müssen zu Mordwerkzeugen dienen; statt der Kugeln mögen sie Vitriol und siedendes Öl auf die Feinde schütten. Das ist der wahre Krieg, den wir verlangen und den wir segnen. Frankreich, das durch diese abscheuliche Invasion entehrt ist, muß in dem Blute germanischer Fürsten eine neue Jungfräulichkeit finden." About aber schrieb in einem Aufsatz „Der heilige Zorn": „Was ist für ein Unterschied zwischen ihren (deutschen) Führern und einem Parlatore oder Takos Arvanitaki? Kein anderer als zwischen einem großen und einem kleinen Diebe. Die Mittel zum Ziele sind dieselben: Nachtmärsche, Manöver im Dunkel der Wälder, immer List, Angriffe nur von 4 gegen 1, Meuchelmord, Brandstiftung, Plünderung. Frankreich weiß das jetzt alles. Wir wissen jetzt, was sie von uns wollen: alles was wir besitzen. Bis jetzt haben sie erst zwei Provinzen verwüstet; nun marschieren sie auf Paris, um einen großen Koup auszuführen. Sie teilen sich schon im voraus die 1000 Millionen Franken in der Bank und rechnen auf die absurde Centralisation des Landes, um noch drei- oder viermal so viel zu erpressen, wenn sie im Besitz von Paris sind. Auf dieselbe Weise zwingen griechische und italienische Banditen reiche Familien, zu ‚blechen', wenn sie das Haupt derselben in ihren schmutzigen Pfoten haben. Wir kennen die Rasse von Schuften,

mit der wir zu thun haben, und da sie uns unsern Geldbeutel und unser Leben abfordern, so werden wir uns jetzt ernstlich angelegen sein lassen, zuerst die preußische Armee und hinterdrein Preußen zu vernichten. König Wilhelms Kumpane, die hier eingedrungen sind, werden nicht wieder hinauskommen. Wenn sich, wie sie prahlen, ihre ganze männliche Bevölkerung über unser Land verbreitet hat, so ist das um so besser für uns. Dann werden wir nach Berlin gehen, um dies Barbarenthum in seinem Neste zu zertreten. Alle Wege werden uns offen stehen, ich hoffe aber, daß wir den wählen, der durch Baden, Württemberg und Bayern führt. Da haben wir drei kleine Monarchieen, die uns ihr Dasein verdanken, denn wir haben sie vor etwa hundert Jahren geschaffen. Und dennoch sind die Bayern Preußens Knechte geworden und auch die Württemberger haben sich die Freude gegönnt, bei uns einzufallen. Diese Kneipenwirte, diese Kuppler, diese Schmuggler von Baden und Kehl, diese miserablen Schurken, die unsere Stiefel mit ihren Schnurrbärten putzten, wenn wir unser Geld bei ihnen verschwendeten, sind gekommen, um die Habe des edlen französischen Volkes auf ihre Karren zu laden. Sie sind die Raben des Feindes. Wir werden dem schmutzigen Bettelpack aber alles mit Zinsen vergelten. Wir hatten nichts Böses gegen die deutsche Rasse im Sinne. Wer trägt die Schuld, wenn wir ihr Feind geworden sind? Wenn Frankreich die Civilisation nicht anders retten kann, als durch Zertretung des gesamten teutonischen Ungeziefers, so muß am 1. Januar 1871 Europa von allen diesen Hohenzollern, diesen Krautjunkern, diesen behelmten Jesuiten befreit sein. Wir müssen auf unserer Ostgrenze ein auf hundert Jahre zerrissenes, geknebeltes Deutschland haben."

Das „Siècle" schrieb am 7. September: „Die Republik ist stets wie die Sonne; sie macht sich bemerklich schon dadurch, daß sie existiert. Obgleich besiegt, gebeut Frankreich allen Ehrfurcht. Was wird erst geschehen, wenn Paris sich mit Mut schlägt! Straßburg, Metz, Toul, Verdun, Pfalzburg, Montmedy, Bitsch, die von beträchtlichen Streitkräften belagert werden, haben sich nicht ergeben. Lille und andere Festungen bereiten sich vor. Das Departement des Nord allein hat 8 Millionen, wie man versichert, zum Ankauf von Waffen votiert. Cherbourg wird mittels durchstochener Deiche isoliert. Unsere Häfen und Flotten werden in Sicherheit gebracht. Überall

erhebt sich Frankreich. Die Proklamierung der Republik hat uns vor der innern Krisis gerettet. Unsere Lage ist daher besser als die der Neutralen, welche in der Expektive bleiben und noch zuwarten, um sich auszusprechen. Mögen sie sich beeilen! Wir haben nicht vierzehn Heere, aber wir haben bei uns die Idee, welche die Berge übersteigt, durch Flüsse und Meere geht und nicht bloß die Völker, sondern auch die Throne bewegt. Souveräne, entscheidet euch! Der elektrische Funke ist auf der Reise auf dem großen Telegraphen der Humanität. Es ist keiner Schwadron Ulanen gegeben, die immateriellen Fäden, auf welchen er ausgesandt wird, zu zerstören." Und an demselben Tage dankte der nach Paris zurückkehrende Victor Hugo der ihn begrüßenden Menge: „Paris retten, heißt nicht Frankreich allein, sondern die Welt retten. Paris ist der Mittelpunkt der Menschheit, Paris ist die heilige Stadt. Wer Paris angreift, greift das ganze Menschengeschlecht an. Paris ist die Hauptstadt der Civilisation, die weder ein Kaiserreich noch ein Königreich, sondern das ganze Menschengeschlecht in seiner Vergangenheit und Gegenwart darstellt. Daß eine solche Hauptstadt, ein solcher Herd des Lichtes, ein solcher Mittelpunkt der Geister, Herzen und Seelen, ein solches Gehirn des allgemeinen Gedankens, entweiht, zerschmettert, gestürmt werden könnte — und durch wen? Durch einen Einfall von Wilden — das ist nicht möglich! Bürger! Paris wird triumphieren, weil es die menschliche Idee und den Volksinstinkt repräsentiert" 2c. Am 9. veröffentlicht er einen Aufruf „An die Deutschen", den er mit den Worten beginnt: „Deutsche, der hier zu Euch spricht, ist ein Freund! . . . Was haben wir Euch denn gethan? Dieser Krieg, kommt er von uns? Das Kaiserreich ist es, das ihn gewollt; das Kaiserreich hat ihn gemacht. Das Kaiserreich ist tot. Das ist gut. Wir haben nichts gemeinsam mit dieser Leiche . . ." In dem Aufrufe an die Franzosen aber schreibt er: „. . . Sturmgeläut, Sturmgeläut! Es stürze aus jedem Haus ein Soldat heraus, es werde aus jedem Flecken ein Regiment, aus jeder Stadt eine Armee! Die Preußen sind 800 000 stark; ihr seid 40 Millionen! Richtet euch auf und hauchet sie weg! Lille, Nantes, Tours, Bourges, Orleans, Kolmar, Toulouse, Bayonne, gürtet eure Lenden. Jedes sei eine Camille Desmoulins, jede Frau eine Théroigne. Macht es wie Bonbonnel, der Pantherjäger, der mit 15 Mann 20 Preußen

getötet und 30 Gefangene gemacht. Die Straßen der Städte mögen die Feinde verschlingen; es öffne sich jedes Fenster in Wut, es speie die Wohnung ihre Möbel und werfe das Dach seine Ziegel herab. Es mögen die Gräber schreien, man höre hinter jeder Mauer das Volk und Gott, überall schlage das Feuer aus der Erde, es werde jedes Gesträuch zu einem feurigen Busche! Quälet den Feind hier, zerschmettert ihn dort, fanget die Zufuhren ab, zerschneidet die Stränge, brechet die Brücken ab, versperrt die Straßen mit Verhauen, unterminiert den Boden! Frankreich werde den Preußen zum Abgrund. Führt den Krieg bei Tage und bei Nacht, auf den Bergen, in den Ebenen, in den Wäldern. Erhebt euch! Erhebt euch! Keine Ruhe, keine Rast, kein Schlaf! Der Despotismus greift die Freiheit an, Deutschland bedroht Frankreich. Vor der düstern Glut unseres Bodens schmelze diese kolossale Armee wie der Schnee. Kein Fußbreit unseres Landes entziehe sich seiner Pflicht . . . Der rotglühende Herd der Republik dehnt sich in dem Krater von Paris. Die glühende Lava steigt bis zum Rande. Hat ein Vulkan Hilfe nötig?"

Ein Volk, dessen Dichter, Gelehrte und Politiker so dachten und schrieben, mußte, solange und so systematisch belogen, betrogen und zum widerwärtigsten Chauvinismus erzogen, von der Wahrheit über Sedan in rasende Wut versetzt werden. Am 3. September nachmittags kam die Hiobsbotschaft nach Paris. Einzelne Zeitungsredaktionen, welche vollständige Nachrichten erhielten, wagten es nicht, sie sofort zu veröffentlichen, aus Furcht, ein Opfer der Volkswut zu werden; aber die unheimlichen Nachrichten fanden ihren Weg, niemand schlief in jener Nacht, vor den Enthüllungen zitternd, welche der Morgen bringen mußte. Die Regierung hatte unterdessen die volle Wahrheit erfahren, sie mußte handeln; um Mitternacht wurde eine Sitzung des gesetzgebenden Körpers angesagt. Der Kriegsminister gestand die Kapitulation; die Regierung habe noch keinen Beschluß gefaßt, deshalb verlangt er Vertagung; der Präsident schlägt eine Sitzung auf den folgenden Mittag vor; da erhebt sich Jules Favre, um einen Antrag auf das Bureau niederzulegen, dem er kein erläuterndes Wort hinzufügen wolle: Louis Napoleon und seine Dynastie wird der Befugnisse, welche ihnen die Verfassung übertragen hat, für verlustig erklärt; es wird eine Kommission ernannt,

welche die Aufgabe hat, die Verteidigung bis zum äußersten fortzusetzen; General Trochu wird in seinen Funktionen als Generalgouverneur von Paris bestätigt. Die Versammlung trennte sich unter tiefem Schweigen. Am Morgen des 4. liest man dann an den Straßenecken die Proklamation des Ministerrates, daß die Armee von „40000" Mann nach heldenmütigen Kämpfen gegen „300000" Feinde kapituliert habe; „dieser grausame Unglücksfall soll unsern Mut nicht erschüttern." Die Straßen füllen sich mit lärmenden, heulenden, rasenden Massen; der wütende Strom wälzt sich gegen den gesetzgebenden Körper im Palais Bourbon, welches Palikao mit zahlreichen Truppen hat umgeben lassen. Zahlreiche Nationalgarden sind unter den Volkshaufen, welche die Republik verlangen; die Linientruppen, durch ein in solchen Fällen auf diesem Boden oft erprobtes Mittel: den Ruf „Es lebe die Linie" besiegt, senken die Gewehre, und die Menge ergießt sich in die Vorsäle, auf die Tribünen, auch in den Saal. Die Deputierten weichen aus dem Beratungssaale. Die Menge wälzt sich nach dem Stadthause. Die Führer der Linken lassen sich vom souveränen Volke als provisorische Regierung einsetzen. Die Abgeordneten der Stadt Paris, namentlich Arago, Cremieux, Favre, Ferry, Gambetta, Rochefort 2c. treten zu einer „Regierung der nationalen Verteidigung" zusammen und bestimmen Trochu zu ihrem Präsidenten. Die Kaiserin flüchtete heimlich nach England. Der Senat, um den sich niemand kümmerte, verduftete nach dem naiven Schlußwort des früheren Justizministers Baroche: „Wenn wir hoffen könnten, daß jene revolutionären Kräfte, welche in den gesetzgebenden Körper eingedrungen sind, sich auch gegen uns wenden möchten, so würde ich denken, daß jeder von uns auf seinem Sessel ausharren müßte. Aber unglücklicherweise — denn hier ist es, wo ich sterben möchte — können wir diese Hoffnung nicht hegen. Indem wir uns trennen, weichen wir übrigens schon der Gewalt." Noch am Abend erschien eine Proklamation der neuen Regierung: „Franzosen, das Volk hat die Kammer überholt, welche zauderte. Um das Vaterland zu retten, das sich in Gefahr befindet, hat es die Republik verlangt. Es hat seine Vertreter nicht in die Regierungsgewalt, sondern in die Gefahr eingesetzt. Die Republik hat die Invasion im Jahre 1792 besiegt, die Republik ist proklamiert. Die Revolution ist im Namen des Rechtes,

der öffentlichen Wohlfahrt vollzogen." Das Auswärtige übernahm Jules Favre, das Innere Gambetta, den Krieg General Leflô, die Marine Admiral Fourichon, die Justiz Cremieux, die Finanzen Picard, Kultus und Unterricht Jules Simon, Ackerbau und Handel Magnin: sie behielten zwar die letzte Entscheidung Frankreich vor, indem sie schleunige Einberufung einer Nationalversammlung in Aussicht stellten, aber das erste, nächste, einzige war ihnen der Krieg,



Léon Gambetta.

denn die Republik mußte die deutschen Heere vernichten! Schon am 6. erließ Favre jenes lächerliche Rundschreiben an die diplomatischen Agenten Frankreichs: „Wir haben laut den Krieg verworfen, und, unseren Respekt für die Rechte der Völker aussprechend, haben wir verlangt, daß man Deutschland Herr seines Schicksals sein lasse. Die kaiserliche Regierung hat unsere Politik zurückgewiesen — — wir nehmen sie wieder auf in der Hoffnung, Frankreich, durch die Erfahrung belehrt, wird die Weisheit haben, sie

auszuüben. Seinerseits hat der König von Preußen erklärt, er mache nicht Frankreich, sondern der kaiserlichen Dynastie den Krieg. Die Dynastie liegt am Boden. Das freie Frankreich steht auf. Will der König von Preußen einen scheußlichen Krieg fortsetzen, der ihm wenigstens ebenso verhängnisvoll sein wird, wie uns? Wenn es eine Herausforderung ist, nehmen wir sie an. Wir treten keinen Fußbreit Erde, keinen Stein unserer Festungen ab. Ein ehrloser Friede wäre ein Vernichtungskrieg nach kurzer Frist" 2c. 2c. Es



General Trochu.

war für Bismarck keine schwierige Aufgabe, diesem Appell an Europa, welchem durch eine Rundreise des hilfeflehenden Thiers an die großen europäischen Höfe Nachdruck gegeben werden sollte, in einem Rundschreiben, datiert Rheims den 13. September, entgegenzuwirken, in welchem er darauf hinwies, mit welcher Einmütigkeit Volksvertretung und Presse in Frankreich den Eroberungskrieg gegen Deutschland begehrt hatten, wie Deutschland angesichts solcher Thatsachen seine Sicherheit nicht in französischen Stimmungen suchen dürfe, wie man sich auf eine Wiederholung des Krieges in nicht ferner Zukunft gefaßt machen müsse; daß es die Niederlage an sich, die siegreiche Ab-

mehr frevelhaften Angriffes sei, welche Frankreich Deutschland nie verzeihen werde. „Wenn wir jetzt ohne Gebietsabtretung, ohne jede Kontribution, ohne irgend welche Vorteile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen verletzter Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen." Nicht jeden Augenblick aber dürfe man der deutschen Nation eine Anstrengung zumuten, wie diejenige, welche sie jetzt mache: es sei notwendig, materielle Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands und eben damit für den europäischen Frieden zu erstreben, der von Deutschland nichts zu besorgen habe. „Wir können deshalb unsere Forderungen für den Frieden lediglich darauf richten, für Frankreich den nächsten Angriff auf die deutsche und namentlich die bisher schutzlose süddeutsche Grenze dadurch zu erschweren, daß wir diese Grenze weiter zurücklegen und die Festungen, mit denen uns Frankreich bedroht, als defensive Bollwerke in die Gewalt Deutschlands zu bringen suchen."

Die Klugheit hätte Frankreich die Fortsetzung des Kampfes widerraten sollen, die nationale Ehre aber schien sie zu gebieten. Und zum Staunen der Welt, der Deutschen selbst nicht zuletzt, focht Frankreich den Kampf aus bis zur völligen Erschöpfung. Paris mußte nun das unmittelbare Ziel der deutschen Kriegsoperationen sein. Dort allein war der Friede zu finden. Denn Paris bedeutet für Frankreich mehr, als jede andere Hauptstadt ihrem Lande bedeutet. Thiers hatte schon 1840, als es sich um die Befestigung von Paris handelte, von Frankreich treffend gesagt: „Dieses große Ganze denkt und bewegt sich wie ein einziger Mensch, aber nur unter der Bedingung" eines einzigen Centrums, von welchem der gemeinsame Impuls ausgeht. Führt einen Schlag auf dieses Centrum, so fühlt sich Frankreich wie ein Mann, der auf den Kopf getroffen ist." Der Plan des neuen Ministeriums, der neuen Regenten war der, während Paris und Metz die Masse der feindlichen Heeresmacht festhalte, neue Heereskräfte zu organisieren und außerdem den Volkskrieg in großartigem Maßstabe ins Leben zu rufen. Gambetta machte bereits am 8. September den Präfekten zur Pflicht, an nichts anderes zu denken als an den Krieg und diesem einen Gesichts-

punkte alles andere unterzuordnen; von der Regierung wurde eine Delegation abgezweigt, welche von Tours aus den Widerstand organisieren sollte. Die Befestigung von Paris bestand aus einer Reihe von Forts, deren Linie rings um die Stadt eine Länge von 56¼ Kilometer hatte; die Umwallung der Stadt selbst besaß einen Umfang von 30 Kilometer. Diese Festung nun war gegen einen dreifachen Feind zu schützen: gegen den Aufruhr im Innern, gegen den Hunger und gegen den Feind von außen. Dies alles gelang über Erwarten auf lange Zeit hinaus. Die Verproviantierungsarbeiten waren geradezu musterhaft. Eine Stadt von 2 Millionen Menschen, ohnehin eine Welt für sich, bot in jeder Hinsicht riesige Hilfsmittel, deren Ausnützung in der umfassendsten Weise geschah. Wenn man alle Reste der kaiserlichen Armeen hierher sammelte, so hatte man doch noch 65 000 Mann, dazu 18 000 vortreffliche Marinesoldaten, dann: Gendarmen, Forstwärter, Douaniers aus den Provinzen, Pompiers, lauter gediente Leute, zusammen mit jenen doch 100 000 Mann wirkliche Soldaten. Ebensoviel Mobilgarde, endlich 200 000 Mann Nationalgarde. Die größte Festung der Welt wurde also verteidigt von ca. 400 000 Uniformierten, von denen wenigstens die Hälfte bereits kampffähig war oder doch bald werden konnte. Der deutschen Heeresleitung erwuchsen also wieder Riesenaufgaben.

Am 4. hatten sich die Armeen des preußischen und sächsischen Kronprinzen von Sedan in Bewegung gesetzt, voran die Kavallerie, deren Thätigkeit binnen wenigen Tagen schon sich den Parisern fühlbar machte. Am 10. kapitulierte Stadt und Festung Laon, die Citadelle wurde aber von einem fanatischen Unteroffizier mit einem Teile der noch nicht abgezogenen französischen Besatzung und der eingezogenen preußischen in die Luft gesprengt; der Herzog Wilhelm von Mecklenburg wie der französische Kommandant wu.den verwundet: ein Zeichen des exaltierten kopflosen Hasses, der sich mehr und mehr der Franzosen bemächtigte. Am 17. ging der letzte Eisenbahnzug von Paris ab. Am 19. nahm der König sein Hauptquartier zu Ferrières, sein Sohn am 20. zu Versailles im Südwesten, der Kronprinz von Sachsen zu Grand-tremplay im Nordosten der Stadt. Am 19. kam es auf der Südseite der Stadt zum ersten Zusammenstoß. Vinoy und Ducrot versuchten den Aufmarsch zu stören; sie wurden nach einigem Kampfe von den Bayern (Hartmann) zurück-

geworfen, überließen die vor der Südfront aufgeworfenen Verschanzungen den Deutschen und trugen den Schrecken in die Stadt, die sie in völliger Auflösung erreichten. Am Abend jenes Tages war die Einschließung vollendet, aber erst von 122 000 Mann Fußvolk, 24 000 Reitern, 662 Geschützen, welche sich auf eine Cernierungslinie von $82\frac{1}{2}$ Kilometer verteilten. Aber kein Augenblick wurde verloren, was an Zahl fehlte, durch Befestigungsarbeiten zu ergänzen. Die Feinde hatten das Paradies von Schlössern und Landhäusern und Gärten, das rings um die Stadt sich zieht, leer gelassen; zum Teil trugen diese Wohnungen die Spuren roher Plünderung und Zerstörung durch Marodeure und Franctireurs. Auf der ganzen Linie wuchsen jetzt die Feldschanzen aus dem Boden; die Landhäuser, die Dörfer, die Schlösser wurden zu Festungen umgewandelt, Barrikaden, Wolfsgruben, Schützengräben, Blockhäuser, Waldverhaue angelegt; Beobachtungsposten aufgestellt und mit den besten Fernrohren versehen, der anstrengende Dienst verständig und genau geregelt, Wegweiser aufgerichtet, und bald verband der Feldtelegraph alle Stellungen, um sofort an den etwa bedrohten Platz die nächstbereite Hilfe zu rufen.

Leibig giebt in seinen „Erlebnissen ꝛc." sehr anschauliche Schilderungen über die Zustände in den Reihen der deutschen Belagerer. Uber Bourg la Reine z. B. schreibt er: „Der zu beiden Seiten der Pariser Straße gelegene Ort, welcher für etwa 2000 Menschen Wohnung und Obdach bietet, fand sich natürlich bei unserem Eintreffen von den Bewohnern verlassen; nur etliche derselben hatten die Erlaubnis erwirkt, bleiben zu dürfen: der Besitzer der Apotheke und zwei englische Fräulein mit einem Dutzend taubstummer Kinder von allen Altern und einem bejahrten Gärtner . . . Eines Morgens wurde der Apotheker darüber erwischt, wie er auf seinem Hausboden sich in sehr sonderbarer Weise mit einem Fähnchen zu schaffen machte, indem er es vor dem nach Paris sehenden Fenster hin und her schwang . . . Und auch gegen das „Kloster" glaubte man bei der Oberleitung sehr bald mißtrauisch sein zu sollen. Es wurde nämlich ganz in der Nähe desselben die Mündung eines von Paris herkommenden unterirdischen Ganges entdeckt. Daß man dieser Entdeckung einige Wichtigkeit beilegte, mag daraus ersehen werden, daß stets ein Posten vor dem Gange zu stehen hatte, bis er meines

Wissens eingeschüttet und verrammelt wurde — vielleicht auf die Erfahrungen in Bagneux hin, wo am 13. Oktober die Franzosen wie aus dem Boden herausgewachsen zahlreich erschienen. (Der Apotheker und die englischen Fräulein 2c. wurden ausgewiesen.) So waren wir denn ganz unter uns ... Im ganzen Städtchen wurden die Matratzen in die Bereitschaftshäuser zusammengetragen, viel, sehr viel Möbel, namentlich Stühle, wurden in die rückwärts gelegenen Orte



Umherstreifende Ulanen vor Paris.

verbracht, ein großer Holzhof voll Bretter, Stangen und Latten wurde bis auf den letzten Spreißel in verkleinertem Zustande nach hinten geschafft zur Nahrung unserer Feuer; der meiste Wein, der unsererseits gefunden wurde, wurde hier ausgehoben, Häuser und Gartenmauern mußten es sich gefallen lassen, zum Zweck der Verteidigung Schießscharten und breite Durchgänge in sich schlagen zu lassen. Als wir die letzten sechs Wochen definitiv in Bourg l. R. lagen, wurde das Städtchen aufs neue nach allen zur Einrichtung

und Dekorierung eines Zimmers nötigen Möbeln durchstreift. Wir wollten auch ein schönes Zimmer haben und ich weiß heute noch (1886), mit welchem Hallo wir unsern Korporal empfingen, als er auf den Schultern einen mächtigen Spiegel herbeibrachte, welcher noch dazu ganz war. Ja, das wollte etwas sagen; denn fast alle Spiegel, die man zu sehen bekam, waren zerbrochen, alle ganz in derselben Weise und zwar so, daß offenbar mit dem Kolben mitten in die Fläche hineingeschlagen worden war; aus dem hierdurch gebildeten Strahlenkranz waren dann stets einige Stückchen Glas genommen, wie wenn man dahinter etwas gesucht hätte. Unsere Soldaten behaupteten, hier sei nach versteckten Banknoten oder sonstigen Wertpapieren gesucht worden. Ich weiß nicht, wer diesen Vandalismus begangen hat, ob die vor uns anwesenden französischen Soldaten oder die Unsrigen, jedenfalls habe ich nie einen der letzteren auf der That betroffen. So kam's, daß die einfachsten Häuser oft mit den feinsten Möbeln ausgestattet waren . . . Wem's damals um ein Pianino zu thun gewesen wäre, der hätte das sehr billig haben können; denn es gab hier viele und gute Instrumente, so viele, daß ihrer vier gut genug sein mußten, den Unterbau zu einer Barrikade zu bilden, was ihr den schönklingenden Namen „Pianinobarrikade" verschaffte . . . Zu einer Festung haben unsere Genietruppen Bourg l. R. bereits im ersten Drittel der Belagerung umgestaltet. Nicht als ob einige Batterieen schwerer Geschütze aufgeführt oder Mauern, Gräben, Wälle, kurz die Hauptattribute einer Festung vorhanden gewesen oder hergestellt worden wären. Und doch gab's dies alles, wenn auch in kleinerem Maßstabe und in kleineren Verhältnissen, so daß der Ort gegen einen Infanterieangriff in so vortrefflichen Verteidigungszustand versetzt war, daß unsere Vertreibung daraus für die Franzosen außerordentlich schwer und verlustreich geworden wäre. Selbst die etwa 260 Schritt von Bourg l. R.s letzten Häusern entfernt laufende Vorpostenstellung außer acht gelassen, waren Gewinn und Verlust noch lange nicht auf Eine Karte gesetzt, so daß wir einmal zurückgeworfen den ganzen Ort hätten verloren geben müssen. Derselbe zerfiel vielmehr behufs der Verteidigung seiner Länge nach in drei Abschnitte, Aufnahmestellungen genannt, weil hier immer aufs neue der Kampf angenommen, resp. Widerstand geleistet worden wäre, und aus jeder der Aufnahmsstellungen nacheinander hätte uns der

Feind treiben müssen, bis Bourg l. R. definitiv von ihm genommen war. Und selbst dann, wenn die dritte Stellung verloren war, hätten wir uns noch im vordersten Häuserquadrat, in einem ummauerten Garten, in einem für sich stehenden Gartenanwesen festsetzen können, ja bis zurück nach Croix de Vernis konnten wir unter dem Schutz einer Mauer die Straße unter Feuer halten. So weit hinter erstreckten sich unsere Verteidigungsmaßregeln. Jede der drei Aufnahmsstellungen bestand unabhängig für sich, so daß die Franzosen bei jeder von neuem hätten stürmen müssen. Aber wie schwer wäre ihnen dies geworden! denn während wir hinter Häusern, Gartenmauern, Schützengräben, Dämmen fast unsichtbar für sie steckten, hätten sie ohne Deckung vor lauter Mauern stehen müssen.

„Die Hauptstraße kam für uns fast gar nicht in Betracht: die Verbindung zwischen den einzelnen Aufnahmsstellungen war hergestellt durch Gräben und sogenannte Kolonnenwege d. i. breite Durchgänge, zu deren Herstellung die Gartenmauern und sonstige Hindernisse durchbrochen waren. Zugleich waren zum sofortigen Verschluß dieser Öffnungen nach unserm Passieren alle möglichen schweren Gegenstände parat gestellt. Die Franzosen aber hätten die Hauptstraße nicht entbehren können, ja sie hätten sich kaum anderswo entwickeln können als hier. Aber da hemmten drei unter unserem Feuer liegende Barrikaden ihr Vordringen und hinter der letzten standen zwei Geschütze, welche die entwickelten Franzosen mit Granaten, Shrapnels und Kartätschen überschüttet hätten. Und sie wären nicht besser daran gewesen, wenn sie von der rechten oder linken Flanke aus den Hauptangriff gemacht hätten; denn rings um den ganzen Ort waren alle Zugänge mit Barrikaden abgeschlossen, alle Gartenmauern und Häuser waren im Verteidigungszustand, und, wo diese fehlten, ersetzten Laufgräben oder aufgeworfene Dämme das Mangelnde. Auf der linken Flanke zumal hätte es für sie verführerisch werden können, auf der in einem Einschnitt zwischen Hecken laufenden Eisenbahnlinie nach Sceaux, die ein Stück weiter unterhalb in einem von uns verbarrikadierten Tunnel verschwindet, vorzudringen; aber alsbald hätte eine von uns auf den Einschnitt herabgeworfene steinerne Brücke sowie ein aufgestelltes Geschütz den Lauf gehemmt. Kurz, wo es nur möglich war, Vorkehrungen zu treffen, um den Angriff abzuweisen oder zum Stehen zu bringen, da war es mit weiser, Vertrauen erweckender

Umsicht geschehen ... Je länger die Belagerung währte, um so abgerundeter und vollkommener wurden unsere Verteidigungsmaßregeln, und da und dort erkannte man die bessernde Hand: bombensichere Räume entstanden, neue Laufgräben und Verbindungswege wurden hergestellt, Drähte wurden ein Stück vor der Vorpostenlinie angebracht, um die Angreifenden zu verwickeln und zum Fallen zu bringen. Schon das Herankommen über freies Feld wäre den Franzosen schwer genug geworden. Links auf der Vorpostenlinie waren zwei Flatter- oder Steinminen angebracht, welche den Herankommenden auf einige hundert Schritt eine Last schwerer Steine entgegengeschleudert hätten; und die Zwölfpfünder-Batterie in Sceaux hätte auch nicht ruhig zugesehen, sondern in die linke Flanke der Angreifer ihren Eisenhagel geworfen, wie sie im November bei dem Ausfall nach L'Hay mit großem Erfolge gethan hat ... Alle diese Arbeiten hat die Genietruppe ausgeführt, wir haben nicht das Geringste daran gethan. Und sie hat sie gethan mit einer Ruhe, Gewandtheit und Kraft, die alle Anerkennung verdienen. Wann und wo sie arbeitete, erfuhr man kaum, aber wenn man hinkam, gewahrte man mit Überraschung das gewaltige Fortschreiten der Arbeiten, die zum größten Teil nachts unter möglichster Stille ausgeführt werden mußten. Da galt es, zahlreiche, mehr als metertiefe Gräben auszuheben, kellermäßige Räume herzustellen, Hunderte von Schießscharten durch die Mauern zu brechen oder hinter zu hohe Mauern Banketts zu fertigen d. h. feste, fortlaufende Brücken, auf welchen über die Mauern hinweggeschossen wurde, und solcher Banketts waren sehr viele nötig. Zum Teil hatten diese Arbeiten innerhalb der Vorpostenlinie zu geschehen, zum Teil noch vor derselben, woraus zu ersehen, daß auch diese Braven oft genug in Gefahr waren, getroffen zu werden ..."

„Welch eine Fülle von Strapazen, Gefahren, Entbehrungen, lästigen Zuständen! Welche Geduld, welche Standhaftigkeit, welche Ausdauer und Unverdrossenheit gehörte dazu, diesen schweren Dienst zu thun, ihn immer gleich treu und sorgfältig zu thun! Oder ist es ein Geringes, monatelang nicht aus den Kleidern, monatelang nicht in ein Bett kommen, sondern auf geringem, widerlichem Stroh liegen, den Tornister zum Kissen, den Mantel zur Decke; wöchentlich dreimal die Nacht zum Tage machen, zweimal in der Woche volle 24 Stunden unter freiem Himmel leben bei jedem Wetter, bei schnei-

dendem Wind und strömendem Regen; durchnäßt im Grabenwasser oder in zähem Schmutz stehend, der einem den Stiefel auszuziehen drohte, ohne einen warmen Bissen, von der nassen Grabenwand bis an die Brust herauf beschmutzt. Dazu verantwortungsvolle Stellungen, die nicht im geringsten ein Ausspannen, ein Ausruhen gestatteten, sondern ganz besondere Sorgfalt und Treue erforderten. Endlich ununterbrochen, Tag und Nacht im Feuerbereich der französischen Geschütze, die keineswegs sparsam mit ihrer Munition umgingen. Oder war das vielleicht schön und angenehm, in Tag und Nacht besetzten, aber niemals gelüfteten Sälen oder in dumpfen Kellern enggeschichtet zu liegen; welche Luft gab's da zu atmen? Todmüde und hungrig heimgekehrt mußten wir erst nach Holz und Wasser laufen und beides wurde immer schwerer zu beschaffen, nicht zum wenigsten, weil anfangs nicht gut damit umgegangen worden war, besonders manche Brunnen abgedreht und zerbrochen waren. Und Hammelfleisch, immer wieder Hammelfleisch, monatelang Hammelfleisch, wer kann's denn essen, ohne daß es ihm widersteht und zum Ekel wird? Und nun ist noch kein Wort gesagt von den schweren Leiden, welche uns der ungewöhnlich strenge Winter und — nun einmal muß es doch heraus — das Ungeziefer bereiteten. Es gehörten eine eiserne Gesundheit, starke Knochen und kräftige Nerven dazu, dies alles auszuhalten, ohne zu erschlaffen und zu brechen. Ach, manches Mannes Gesundheit ist darunter zusammengebrochen, so daß er noch in französische Erde gebettet werden mußte; und gar mancher hat in den Laufgräben vor Paris den Keim zu Krankheit und Siechtum empfangen. Von den Soldaten, die bei Beginn des Kriegs mit ausmarschiert waren, war zuletzt nur noch ein kleiner Bruchteil bei den Kompagnieen; wer nicht geradezu krank wurde, kam doch so herunter, daß ihn der Arzt nach Hause schicken mußte . . . Je länger die Belagerung dauerte, um desto eintöniger, ja langweiliger wurde die Bereitschaft. Man denke sich nur hinein, 24 Stunden ohne Beschäftigung in einem Zimmer oder Keller leben müssen, oft genug enge zusammengedrängt. Die Häuser waren alle durchstöbert, Bücher und Journale durchgesehen bis zum Auswendigwissen. Wo der Raum es gestattete, da schrieb man wohl einen Brief. Mit einer Partie Billard die Zeit zu verkürzen, ging doch wohl nicht recht an, schon weil die Ausrüstungsgegenstände zum großen Teil

fehlten: die Bälle waren verschleudert und unter die Queues kam's wie eine Seuche, als es zum guten Ton gehörte, daß jeder Unteroffizier, vor allem die Höheren, sich eines Queues als Spazierstock bediente, bis er in irgend einer Ecke wieder stehen blieb."

Neben diesem Hauptkampfe um Paris laufen die alle mehr oder weniger hierfür mitentscheidenden Kämpfe um Metz, die auf dem östlichen Kriegsschauplatze und die auf dem südlichen gegen die Loire. Am 23. September kapitulierte die Festung Toul, welche auf sehr lästige Weise die einzige Eisenbahnlinie, welche das Belagerungsheer vor Paris mit der deutschen Heimat verband, unterbrochen hatte. Am 27. September abends 5 Uhr war auch an dem Münster von Straßburg die weiße Fahne sichtbar: fast auf den Tag 189 Jahre, nachdem die Stadt in trauriger und schmählicher Zeit von den Franzosen mitten im Frieden besetzt worden war. Unmittelbar nach der Schlacht bei Wörth hatte die badische Division den Befehl erhalten, Straßburg einzuschließen: die Reiterei erschien mit einer reitenden Batterie schon am 8. August vor der Stadt; nach und nach wurde die Belagerungsarmee unter General von Werder bis auf 50 000 Mann gebracht. Die französische Besatzung bestand aus 17 000 Mann unter dem tapferen General Uhrich. Werder versuchte zuerst, ehe der regelmäßige Belagerungsangriff beginnen konnte, durch ein Bombardement auf die Bevölkerung und durch diese auf den Kommandanten zu wirken. Aber die Bevölkerung zeigte sich tapfer und standhaft. Man kam nicht zum Ziele und mußte zum regelrechten Belagerungsangriff schreiten, der, in musterhafter Weise durchgeführt, die Kapitulation herbeiführte, als alles zum Sturmangriff vorbereitet war: 17 000 Mann wurden kriegsgefangen, die Offiziere auf Ehrenwort entlassen, eine große Menge Material, u. a. 1000 Kanonen erbeutet; 750 Mann und 45 Offiziere hatte den Deutschen die Wiedergewinnung des großen Waffenplatzes gekostet, welche in ganz Deutschland die höchste Genugthuung erregte. Am 30. September hielten die deutschen Truppen ihren Einzug, und in der Thomaskirche wurde ein Dankgottesdienst gehalten. Der vom König von Preußen bestellte Generalgouverneur von Elsaß-Lothringen verlegte seinen Sitz sofort nach Straßburg. Ein Teil der Belagerungs-

truppen rückte alsbald nach Paris ab, um dort die dünne Cernierungslinie zu verstärken; eine Division blieb als Besatzung in der Stadt zurück; der Rest bildete ein 14. Armeekorps, das unter Werder die Aufgabe erhielt, in den Departements der oberen Seine und Marne die Bevölkerung zu entwaffnen und neue Truppenbildungen



Einmarsch badischer Truppen in Straßburg.

zu verhindern. Zugleich bekam eine neue aus Norddeutschland herangezogene Reservedivision unter General v. Schmeling den Befehl, gegen die Festungen und Freischaren im oberen Elsaß zu operieren. Die Entwaffnung des insurgierten Landes gelang unter vielen kleinen und einem größeren Gefechte, aber der lästige Volkskrieg, der hier von der Natur des Landes begünstigt wurde, machte die äußerste Thätigkeit und Rührigkeit notwendig, und eine überaus rühmliche

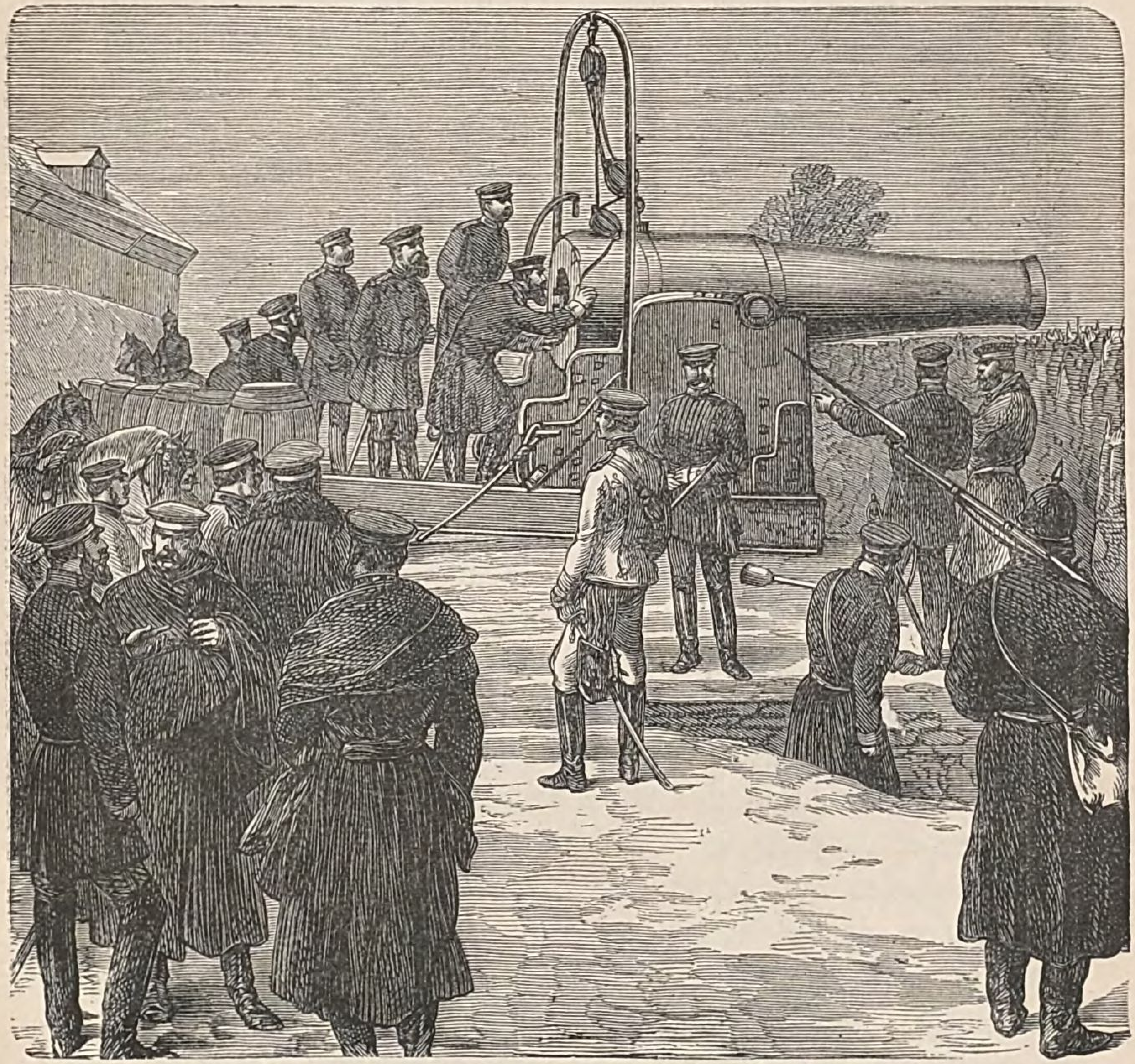
Rolle war diesen Truppen noch für den letzten Teil des großen Krieges vorbehalten.

Im Oktober erreichte die Armee vor Paris erst eine Gesamtkraft von 200 000 Mann Infanterie, 34 000 Reitern und 900 Geschützen. Die Pariser selbst hatten sich in die neue Lage gefunden und gefielen sich mit dem ihnen eigenen glücklichen Temperamente sogar einigermaßen wohl in der ungewohnten Rolle. Die Blätter logen und renommierten in altgewohnter Weise. Victor Hugo erließ am 3. Oktober ein neues Manifest: „Die Welt wird erstaunt sein, wie großartig Paris sterben kann. Schon fragt sich das Pantheon, wo es die Helden unterbringen soll, welche eine Ruhestätte unter seiner Kuppel beanspruchen. O Paris, du hast die Statue von Straßburg mit Blumen bekränzt, die Geschichte wird dich mit Sternen kränzen." Die Verbindung mit der Außenwelt wurde durch Luftballons und Brieftauben unterhalten. Den ersten Versuch, den Belagerungsring zu sprengen und zu erweitern, hatten die Belagerten am 30. September gegen Süden gemacht. Am 5. Oktober war das königliche Hauptquartier nach Versailles verlegt worden, wo der Oberbefehlshaber selbst in der Präfektur seine Wohnung nahm, während in den weiten Räumen des Schlosses ein Lazarett eingerichtet wurde. Auch der ebenfalls gegen Süden gerichtete Ausfall vom 13. Oktober endigte vergeblich; vom Mont Valérien wurde das schöne Schloß von St. Cloud in Brand geschossen, aus welchem deutsche



Verfolgung eines in Paris aufgestiegenen Luftballons durch preußische Reiterei.

Soldaten der feindlichen Nation die wertvollsten Kunstgegenstände retteten. Am 21. Oktober neuer Ausfall, gegen Südwesten. Ermutigender begann der Ausfall vom 28. gegen le Bourget im Norden, welcher mit Verdrängung einer Kompagnie preußischer Garde aus diesem wichtigen Orte eingeleitet wurde; die Franzosen richteten



Mont-Valerien mit dem Riesengeschütz Valerie.

denselben zur Verteidigung ein und behaupteten ihn am 29.; am 30. aber griff die zweite Gardedivision an; heftig wogte in dem Dorfe der Kampf von 9—1 Uhr; um diese Zeit war der Platz für die Franzosen wieder verloren. Indes, 6 Wochen waren vorüber, und Paris widerstand, — Paris und Metz. Jetzt war Feuer und Energie auch in die Bewegung der Departements durch Gambetta

gekommen, der am 7. Oktober auf dem Luftwege Paris verlassen und, in Tours angelangt, am 9. Oktober seine Thätigkeit mit einer Proklamation begonnen hatte. Mit der ganzen Sicherheit des revolutionären Parteiführers, der glaubte, daß „die Revolution" ihren Bekennern ohne Kenntnis und Studium alles zur rechten Zeit eingeben werde, übernahm dieser 32jährige Advokat die Ministerien des Innern und des Krieges und gesellte sich als Delegierten für das letztere Departement einen zweiten, allerdings sehr tüchtigen Dilettanten, den Bergwerksingenieur Freycinet zu. An demselben Tage genoß Tours die Ehre, vom Balkon des Rathauses aus außer Gambetta den spanischen Republikaner Castelar ein Hoch auf die „lateinischen Republiken" — „wenn wir die Preußen vertrieben haben werden" — ausbringen zu hören, und von dem am gleichen Tage eingetroffenen Garibaldi die Versicherung entgegenzunehmen, daß nach den Worten irgend eines Klassikers die Unterthanen einer Monarchie Kinder, die Republikaner dagegen Männer seien.

Alle dienstfähigen Männer vom 21. bis 40. Jahre wurden aufgeboten; die Präfekten sollten dieselben organisieren und alsdann dem Kriegsminister zur Verfügung stellen; die Republik werde für den Unterhalt der als bedürftig anerkannten Familien sorgen und die Kinder der gefallenen Bürger adoptieren. So sammelte sich rasch ein Entsatzheer zunächst im Süden, die Loirearmee um Orleans unter dem General Motterouge. v. d. Tann erhielt die Aufgabe, mit 27 000 Mann Infanterie, 9000 Reitern und 160 Geschützen gegen diese Armee vorzugehen. Er siegte am 9. Oktober bei Artenay, am 11. bei Ormes und besetzte am selben Abend Orleans.

Tanera erzählt in seinen „Erinnerungen rc." hierüber folgende Einzelheiten: „Paris war seit etwa 14 Tagen cerniert. Die Verpflegung der Belagerungstruppen wurde größtenteils durch Requisitionen in der Umgegend der Hauptstadt ausgeführt. Natürlich mußte die zu diesem Behufe entsendete Kavallerie sich immer weiter ausdehnen, da in den Paris zunächst gelegenen Orten bald kein einziges Stück Rindvieh, kein Hammel, ja nicht einmal mehr Wein aufzutreiben war. Teils hatte man den Einwohnern schon alles genommen, teils aber verbargen dieselben ihre noch nicht abgelieferten Bestände in den zahlreichen größeren und kleineren Waldungen, in welchen sie vor der deutschen Kavallerie ziemlich sicher waren. Außer-

dem hatte sich das Landvolk vom ersten Schrecken, der dem Erscheinen des deutschen Heeres gefolgt war, erholt, und es zeigte sich immer mehr die feindselige Stimmung, welche uns später so viele Mühe verursachen sollte. Dazu kam, daß die Gerüchte über das Auftreten eines im Süden der Loire sich bildenden Entsatzheeres immer lauter wurden und sich dadurch viele sonst ganz friedliche Bauern zu direktem Widerstand gegen die deutschen Reiter hinreißen ließen. Letztere, damals größtenteils noch ohne Karabiner ausgerüstet, waren oft in dem waldigen Gelände geradezu machtlos, und es ergab sich die unbedingte Notwendigkeit, auch Infanterie gegen Süden vorzuschicken. Es kam darauf an, den widerspenstigen Bauern bis in die hintersten Schlupfwinkel ihrer Waldungen zu folgen, ihnen das versteckte Vieh abzunehmen, thätlichen Widerstand zu brechen und vor allem den Bewohnern der dortigen Gegend zu zeigen, daß sie in keinem Schlupfwinkel sicher seien und jeder feindselige Akt, der von Civilisten ausgeübt wurde, sichere Bestrafung finden würde. Wer war besser geeignet, die verborgensten Winkel in den dichten Waldungen zu durchforschen, als die Jäger? Vom Generalkommando des Armeekorps wurde zu diesem Behufe ein Streifdetachement von 2 Offizieren, 1 Hornisten, 2 Unteroffizieren und 45 Jägern formiert. Die beiden ausgewählten Offiziere waren der Oberleutnant Freiherr von Sch., ein kleiner Mann, der keinen Feind und keinen Teufel fürchtete, aber leider das Unglück hatte, gleich anfangs unserer Streife zu stürzen und sich stark zu verletzen, und dann meine Wenigkeit. Von den 5 Jägerbataillonen des Armeekorps gab jedes 9 freiwillig sich meldende Jäger zu dem Detachement ab. Ebenso waren die Unteroffiziere und der Hornist aus den freiwillig zur Streife sich Meldenden ausgesucht. Was da für eine Gesellschaft zusammenkam, kann man sich denken. Natürlich hatten sich bei jedem Bataillon eine Menge von wahren Teufelskerlen gemeldet und davon wurden die 9 geeignetsten uns zugeteilt. Ich hatte mir die des 1. Jägerbataillons selbst ausgesucht. Von 8 derselben war ich fest überzeugt, daß sie im Hochgebirge mehr gewildert, als sonst etwas gearbeitet hatten, daß sie sicher, wenn die Büchse nicht mehr ausreichte, mit Messer und Fäusten und Zähnen dem Gegner noch den Garaus gemacht hätten und daß sie sich eher in Stücke zerreißen, als gefangen nehmen lassen würden. Ganz die gleichen Burschen bekamen wir

von den andern Jägerbataillonen, und als wir diese flotten Gesellen am 28. September früh musterten, durften wir mit unserem Häuflein zufrieden sein. Mit 48 so ausgesuchten bayerischen Jägern konnte man durch halb Frankreich ziehen und kein einziger wäre lebend den Welschen in die Hand gefallen. Meinen neunten Jäger des 1. Bataillons wählte ich aus einem anderen Grunde. Es war ein schmächtiges, fast zartes Bürschlein namens Voetter, das bei Ausbruch des Krieges freiwillig eingetreten und mit dem letzten Ersatz nach Longjumeau nachgekommen war. Dieses kleine Jägerlein hatte sich auch zur Streife gemeldet. Es sah eigentlich possierlich aus. Die Stiefel waren ihm zu groß, die Uniform hing an ihm, wie an einer Latte, der Helm saß ihm fast auf den Ohren, und der Tornister verdeckte rückwärts beinahe den halben Mann. Aus dem Auge aber blitzte Schneid. Dies bestach mich, und wie ich mich im Lesen aus den menschlichen Blicken fast nie getäuscht, so war es auch hier, das kleine ‚Voetterle' hat sich famos bewährt. Freilich bestimmte mich zur Wahl seiner Person am meisten der Umstand, daß er recht gut französisch sprach, wovon ich mir — und mit Recht — manchen Vorteil versprach. Unser Befehl lautete: ‚Die Waldungen durchstreifen, Bewaffnete vertreiben, fangen und erschießen, Vieh requirieren und an die nächsten Truppen abgeben, uns, d. h. die deutsche Uniform in den verborgensten Schlupfwinkeln zeigen und alles thun, was die Sicherheit der Armee gegen hinterlistige Überfälle erhöht.' Es wurden uns weder über die einzuschlagenden Wege, noch über die Dauer der Streife Vorschriften gegeben und von einer Verpflegung war gar nicht die Rede, denn man dachte sich schon, daß ein solches Streifkommando nicht verhungert.

„Am 28. marschierten wir ab und, was mir die Hauptsache war, ich wurde beritten gemacht. Am Abend stießen noch 2 Chevau-legers zu uns, die sich ebenfalls freiwillig gemeldet hatten und Ordonnanzdienste verrichten sollten. Am ersten Tage kamen wir nach Perray bei Epinay. Am folgenden Morgen durchstreiften wir die Wälder von Seguigny, fanden aber nichts; wir waren eben noch zu nahe bei der Armee selbst. Nachmittags aber trafen wir bei Brugères auf eine deutsche Trainabteilung, die uns einen Bauern übergab, der von Ulanen beim Zerstören einer deutschen Telegraphenlinie abgefaßt worden war. Er wurde eingehend verhört, gestand alles zu

und erklärte, daß er es für seine Pflicht halte, den Deutschen zu schaden, soviel er könne. ‚Sind Sie Soldat?‘ ‚Nein, ich bin es auch nie gewesen.‘ ‚Wissen Sie, was Ihnen geschieht?‘ ‚Nein.‘ ‚Sie werden erschossen.‘ ‚Dies ist mir einerlei. Ich sterbe für mein Vaterland. Wenn Sie mich freilassen, werde ich wieder Telegraphen zerstören.‘ — Dachte der Franzose, er werde uns durch die zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen den Tod rühren, so irrte er sehr. Ich erklärte ihm, da ich in der französischen Sprache gewandter war, als der Führer der Streife, daß er jetzt erschossen würde, und frug ihn, ob er noch einen Auftrag geben wolle. ‚Nein.‘ ‚Wünschen Sie, daß man Ihre Angehörigen benachrichtigt, so nennen Sie mir Ihren Namen und Ihre Heimat.‘ ‚Ich habe weder Angehörige noch Heimat.‘ ‚Wollen Sie noch beten?‘ ‚Nein. Ich glaube an keinen Gott.‘ ‚Gut, dann stellen Sie sich an jenen Graben neben der Straße.‘ Ich verband ihm die Augen, 6 Jäger traten vor; ‚legt an‘ — ‚Feuer‘; er sank um und zuckte mit keinem Finger mehr. 5 Geschosse waren durch das Herz gegangen, 1 hatte die Brust durchschlagen. Nachdem wir uns von dem Tode des Füsilierten überzeugt, warfen wir Erde über ihn und marschierten dann weiter. Die Nacht brachten wir teils im Hofe, teils im Schlosse Baillot zu. Posten unterließen wir auszustellen, drohten aber dem anwesenden Verwalter oder was er sonst war, daß kein Bewohner am Leben und kein Gebäude vom Feuer verschont bliebe, wenn einem der Unsern etwas passieren würde. Am nächsten Tage hatte Oberleutnant Baron Sch., wie schon erwähnt, das Mißgeschick, mit seinem Pferde zu stürzen und sich so zu verletzen, daß von weiterem Reiten oder gar Gehen keine Rede war. Wir requirierten nun eine sehr elegante, einspännige Equipage für ihn, dazu einen dicken Grauschimmel und darin fuhr er in das nächste von uns gemeinsam ausgemachte Quartier. So schwer es dem hervorragend schneidigen und unternehmungslustigen Offizier auch war, er mußte von jetzt an das eigentliche Streifen mir allein überlassen und konnte nur an jedem Abend die einzuschlagenden Wege rc. befehlen. Ich aber war im wahrsten Sinne Freiherr. ‚Durch die Wälder, durch die Auen zog ich frohen Sinns dahin.‘ So konnte ich singen und meine Jäger mit mir. Die zwei Chevau-legers und einige Jäger blieben bei Oberleutnant v. Sch. Ich aber durchstreifte mit meinem Kommando

das Bois de Biscorne. Nach einiger Zeit fanden wir das erste jener Verstecke von Hornvieh, Schafen, Ziegen 2c., das aber merkwürdigerweise von Menschen verlassen war. Da mir dies sonderbar vorkam, schloß ich, daß wir doch bemerkt worden und die Wächter ausgerissen seien. Während ein Teil der Jäger alles Vieh zum Forttreiben zusammenkoppelte 2c., drang ich mit den anderen noch weiter vor und kam an eine Lichtung, auf der sich Kornfelder befanden, welche jedoch schon abgeerntet waren. Etwa 300 Schritte vor uns liefen 2 Bauern, was sie nur konnten, davon. Dies waren also die Hüter gewesen. Von einem Einholen derselben konnte keine Rede sein, denn ich hatte mein Pferd an dem Rande des Waldes zurückgelassen und über Marcoussis nach Beauvais auf der Straße vorgeschickt, da es doch durch das niedere Gestrüpp nicht durchgekommen wäre. Ängstigen wollte ich die beiden Bauern aber doch. Ich ließ mir eine Büchse geben, sagte den Leuten, daß ich zwischen beiden hindurchschießen würde und drückte ab. Wie da die Pisangs (Bauern) auseinanderfuhren, das war wirklich kostbar. Einer verschwand sofort wieder im Walde, der andere lief in der Lichtung weiter. Da machte ich mir noch einmal den Spaß, an dem Ohr des letzteren vorbei zu schießen. Das Geschoß kam höchstens auf 5—6 m in seine Nähe und warf seitwärts Staub in die Höhe. Trotzdem stürzte er — wahrscheinlich aus Schrecken — zusammen, raffte sich aber schleunigst wieder auf und rannte nun wie besessen davon. Der wird eine schöne Schauergeschichte seinen Bauern vorgelogen haben! Jedenfalls sprach er von Bomben so groß wie Zuckerhüte, die ihn gestreift u. s. w. Wir aber trieben alles Vieh fort und übergaben es in Marcoussis einem sich dort befindenden Requisitionskommando, das bisher vergeblich gesucht und daher ob des unerwarteten Geschenkes sehr erfreut war. Ähnlich erging es in den nächsten Tagen. Wo wir in den versteckteſten Waldwinkeln erschienen, erregten wir ein wahres Entsetzen. Dies mag wohl die Ursache gewesen sein, daß wir nirgends auf bewaffneten Widerstand stießen und nur hier und da einigen Bauern eine kleine Dosis Haselnußstecken zum Einnehmen geben mußten. Am 2. Oktober machte mir mein ‚Voetter‘, der allgemein das ‚Voetterle‘ genannt wurde, einen Streich. Wir hatten in Maillecourt bei Oray etwa 1500 Flaschen Rotwein requiriert und abgeliefert. Natürlich behielt ich

einen entsprechenden Rest für mein Detachement zurück. Als Handmagazin hatte ich mir schon längst einen kleinen zweiräderigen Wagen nebst Pferd requiriert und Voetter die besondere Aufsicht hierüber anvertraut. Derselbe erhielt nun von mir den Befehl, in den Wagensitz einige Flaschen für meinen persönlichen Bedarf zu legen, schob aber so viele hinein, daß der Sitz nicht mehr schloß. Oft unternahm ich abends, wenn die Leute und mein Reitpferd zu weiterem Streifen zu müde waren, in diesem Wagen noch besondere Rekognoscierungsfahrten und nahm dabei meist den kleinen gewandten Voetter mit. So auch heute. Als ich mich aber auf den Bock setzte und anfuhr, begann bald ein Knirschen und Krachen und in wenigen Sekunden stand der Rotwein fast $1/_2$ Fuß hoch im Wagen. Keine Flasche blieb ganz. Ich hatte das Nachsehen und Voetter bekam sein Donnerwetter. Nach dieser Erfahrung requirierte ich mir eine nette vierräderige Equipage, deren Führer, ein alter Herrschaftskutscher, auch bis beinahe nach Orleans mitgehen mußte. Sie konnte mehr Lebensmittel aufnehmen, als der zweiräderige Karren. Alle Wälder zwischen Longjumeau, Arpajon, Limours und Versailles hatten wir durchstreift und viel Vieh ꝛc. gefunden; überall waren wir zwar auf Schrecken und Angst, nirgends aber auf ernste Schwierigkeiten gestoßen. Am 5. Oktober begab ich mich mit Oberleutnant v. Sch., der nur mühsam vorwärts hinken konnte, nach Versailles selbst und sah den von einem Rekognoscierungsritt zurückkehrenden König von Preußen. Ebenso besuchten wir am 6. abends diese Stadt und konnten das Springen der berühmten Wasserwerke bewundern.

„Da erfuhren wir zwei hochinteressante Neuigkeiten. Erstens, daß die Franzosen die Bewaffnung der Nationalgarde angeordnet und zu diesem Zwecke an alle bis jetzt von den Deutschen noch nicht besetzten Orte Waffen verteilt hatten und zweitens, daß das 1. bayerische Armeekorps beauftragt sei, gegen die im Süden zusammengebrachten französischen Streitkräfte in der Richtung auf Etampes vorzugehen. Erstere Nachricht bot uns ein neues Feld der Thätigkeit dar, nämlich das Aufsuchen, Abnehmen und Zerstören dieser Waffen, und letztere bestimmte uns, rasch in südöstlicher Richtung vorzugehen, denn wenn unser Korps zum Schlagen kam, durften doch wir nicht fehlen. In einigen starken Märschen gelangten wir über Montlhery, Arpajon und Auvers nach la Grange des Bois. Von hier an merkte man

schon, daß wir in eine Gegend kamen, in der sich noch keine Deutschen gezeigt hatten. Am 9. Oktober rückte ich früh $3^1/_2$ Uhr ab, durchsuchte die Waldungen, Puisselet-de-Marais, la Forêt-Sainte-Croix und kam nach Marolles. Da wir während des Tages wiederholt gehalten und an verschiedenen Orten länger verweilt hatten, so brach die Dunkelheit herein, ehe wir das beabsichtigte Ziel la Grange de l'Orme erreichten. Weil es in der Nacht sehr schwer werden konnte, diesen kleinen Hof in einem finsteren Walde zu entdecken, so sah ich mich nach einem Führer um. Während ich verschiedene Bauern zu diesem Behufe über ihre Ortskenntnis ausfrug, suchte sich ein jüdischer Schullehrer möglichst bemerklich zu machen. Er meinte, der und der Bauer müsse den Weg kennen, derselbe sei ja für Einheimische leicht zu finden und er, der Lehrer selbst, habe ihn schon oft bei Nacht zurückgelegt. Da war ich also auf einmal aller Mühe enthoben. ‚So, Sie kennen den Weg? Ei dann führen Sie uns selbst.‘ Das hatte das gute Lehrerlein nicht erwartet, denn wahrscheinlich war sein ganzes Bestreben nur dahin gegangen, einem christlichen Bauern die Führerrolle aufzuhalsen, damit seine jüdischen Mitbürger verschont blieben. Es mußte daher das Sträuben desselben durch einige revolverische Andeutungen überwunden werden und dann setzten wir unter seiner Führung den Marsch weiter fort. Daß sich meine Jäger den Spaß machten, den Israeliten noch einigemale recht zu ängstigen, wehrte ich ihnen nicht, denn er benahm sich so lächerlich furchtsam, daß die Sache zu komisch war. Als wir ihn am Ziele entließen, rannte er, so schnell er konnte, wieder zurück und hielt sich wahrscheinlich erst für gesichert, nachdem er innerhalb seiner 4 Mauern angekommen. Am folgenden Tage, am 10. Oktober, erlebte ich in Abbeville ein interessantes Abenteuer. Aus dem ganzen Gebaren der Bewohner merkte ich, daß in diesem Dorfe noch keine Deutschen gewesen waren. Ich beschloß, hier zu rasten und nach Waffen rc. zu suchen. Auf dem Kirchenplatz angekommen, ließ ich die Gewehre zusammensetzen, stellte einige Posten aus und schickte das kleine ‚Voetterle‘ auf die Suche nach dem Maire. Bald darauf kam derselbe mit dem Gesuchten an und zugleich mit dem Ortsvorsteher erschienen auch der Pfarrer, der Schullehrer, verschiedene Bauern und zahlreiche Weiber nebst noch zahlreicheren Kindern. Der Maire machte ein recht boshaft verschmitztes Gesicht, dessen Anblick allein

schon in Zorn versetzen konnte. Er hatte ein sogenanntes Ohrfeigengesicht. ‚Herr Maire, wo sind die für die Nationalgarde bestimmten Waffen?‘ ‚Wir haben keine Waffen erhalten.‘ ‚Nicht? Dann wissen Sie wohl auch nichts von dem Zirkular, welches Ihr Kriegsminister Gambetta über die Organisation der Nationalgarde erlassen hat, und das von allen Präfekten an sämtliche Gemeinden verteilt wurde?‘ ‚Nein, davon weiß ich nichts.‘ ‚Nun dann kann ich Ihnen daraus erklären, daß anfangs Oktober oder Ende September jedes Dorf entsprechend seiner Größe eine Anzahl Gewehre erhalten hat, um damit die Nationalgarde zu bewaffnen. Abbeville hat 309 Einwohner also muß es ungefähr 30 Gewehre erhalten haben. Wo sind dieselben?‘ ‚Wir haben keine bekommen.‘ ‚Gut, wenn Sie nichts davon wissen wollen, so lassen Sie sofort bekannt machen, daß in einer halben Stunde meine Jäger alle Häuser durchsuchen werden. Finden sie in einem derselben ein Gewehr, so wird das betreffende Haus angezündet und der Besitzer desselben füsiliert. Haben Sie mich deutlich verstanden?‘ ‚Jawohl, Herr Offizier. Ich werde es gleich austrommeln lassen.‘ Schon wollte ich bei diesem entschiedenen Auftreten des Maire an einem Erfolge verzweifeln, als plötzlich Voetter hinter mich trat und mir leise ins Ohr flüsterte: ‚Herr Leutnant, ich habe zwischen Frauen gestanden, welche davon sprachen, es sei jetzt doch gut gewesen, daß man die Gewehre in der Kirche versteckt habe, denn dort würden wir sie sicher nicht finden.‘ — Ich winkte nun 4 Jäger heran, befahl ihnen auf ein verabredetes Zeichen in der Kirche nach den Gewehren zu suchen und frug den Maire noch einmal, ob er wirklich nichts von Waffen wisse. Er blieb bei seiner Behauptung und meinte unter höhnischem Grinsen, vielleicht würde sich nach Bekanntgabe meines Befehles ein Bauer melden, der vielleicht die gesuchten Gewehre in seinem Hause habe. ‚Lassen Sie das Ausrufen vorläufig noch gehen. Ich will zuerst meine Jäger in der Kirche suchen lassen.‘ Der Mann schrak sichtlich zusammen und verlor viel von seiner bisherigen Festigkeit. ‚Unteroffizier W., Sie sorgen, daß der Kerl nicht ausreißt. Ich will mich einmal mit in die Kirche begeben.‘ ‚Sehr wohl, Herr Leutnant.‘ Die bezeichneten Jäger liefen auf einen Wink von mir voraus und durchsuchten die ganze Kirche. — Umsonst. ‚Voetter, haben Sie sich nicht getäuscht?‘ ‚Nein, Herr Leutnant. Ich habe die Weiber deutlich verstanden.‘

‚Dann will ich selbst suchen.‘ Ich durchschritt die ganze Kirche, ließ die Rückwand des Altars herausreißen, erstieg den Kirchenboden, visitierte den Turm; alles vergebens. Als der Maire sah, daß wir nichts erreicht, wurde er wieder frech und meinte, ob er jetzt meinen Auftrag ausrufen lassen solle. ‚Noch nicht. Ich will mir die Kirche von außen ansehen.‘ Der Maire lachte. Dies genierte mich aber nicht; ich ging um die ganze mittelgroße Kirche herum, besah mir genau ihre Bauart, ob nicht irgendwo ein von innen nicht bemerkbarer Anbau vorhanden sei, suchte, jedoch vergeblich, nach etwaigen Fenstern einer verborgenen Krypta und betrachtete mir sorgsam die äußere Form des Dachstuhles. Dann erstieg ich noch einmal den Turm und das innere Dachgebälke und blickte wieder umher. ‚Halt, was ist denn da für eine Mauer? Außen fällt hier das Dach schräg ab; hier innen ist eine senkrechte Mauer; wozu?‘ — Ich befühlte die bewußte Mauer; sie war noch feucht. ‚Aha, da haben wir ja, was wir wollen.‘ ‚Hornist Huber, schlagen Sie einmal mit dem Pickel einen Stein heraus.‘ Es geschah und ging ganz leicht. Ich blickte durch das Loch. Stockdunkel. ‚Ein Zündhölzchen her!‘ — Ich leuchtete hinein und sieh, da lagen sorgsam geordnet eine stattliche Zahl ganz neuer Gewehre. Nun ließ ich durch Jäger dieselben, nachdem das Loch erweitert war, herausnehmen, stieg einstweilen vom Kirchendachstuhl hinab und trat wieder zum Maire. ‚Sie haben also wirklich keine Waffen erhalten?‘ ‚Nein. Sie können ja alle Häuser durchsuchen lassen.‘ Da konnte ich mich nicht mehr halten, sondern langte aus und gab dem Mann eine Ohrfeige, so stark wie sie eben ein in seiner Vollkraft stehender junger Mensch, der durch fortwährendes Turnen ꝛc. seine Muskeln ganz besonders ausgebildet hat, zu geben vermag. Der Maire flog auch einige Schritte auf die Seite und wurde dort von Jägern aufgefangen. Da unterdessen die ersten Gewehre auf die Straße gebracht worden waren, so sagte der Gezüchtigte kein Wort, sondern stand zitternd und bebend da und machte jetzt eine ebenso erbärmliche Figur, als er kurz vorher frech gewesen. Ich würdigte ihn keines Wortes, sondern wartete, bis alle Gewehre, 36 an der Zahl, sowie die dazu gehörige Munition herbeigeschafft worden waren. Letztere wurde einfach ins Wasser geworfen und dadurch unbrauchbar gemacht. Die Flinten, die wegen des veralteten Minié-Systems für uns ganz wertlos waren, wurden

zerschlagen. Hier fand ich Zinkgeschosse mit Kautschukstiel, welche eine Wunde jedenfalls sehr schwer heilbar gemacht, vielleicht die Blutvergiftung des Getroffenen herbeigeführt hätten. Ich besitze noch ein Exemplar dieser Geschosse. Nun kam die Reihe wieder an den Maire. ‚Jetzt werden Sie füsiliert.‘ — Der Bursche zitterte wie Espenlaub und benahm sich nun in jeder Art feig und unmännlich. Trotzdem legten der Pfarrer, der Lehrer und zahlreiche Bauern und Frauen Fürbitte für ihn ein. Da ich überdies über mein Recht, den Menschen erschießen zu lassen, doch sehr im Zweifel war, so ließ ich mich scheinbar nur widerwillig, in Wirklichkeit aber sehr gerne erweichen und schenkte ihm das Leben. Weil ich mich auch nicht mit dem Transport eines Gefangenen behindern wollte, so ließ ich ihn frei. Die ausgestandene Todesangst wird er doch nicht vergessen. Dies war seine Strafe.

„Kaum hatten wir Abbeville verlassen, so vernahmen wir von Süden her Kanonendonner. Wie das den Jägern Füße machte! Ich ritt mit 2 Chevau-legers voraus und suchte zu erspähen, was es gäbe, konnte aber vorläufig nichts entdecken. In Autruy mußte ich einen längeren Halt machen. In dem dortigen schönen Schlosse kochten wir ab und fanden auch manche Beigabe, die zu dem Fleisch des requirierten Kalbes recht gut schmeckte. Lange duldete es uns aber nicht beim Mittagessen. Sobald wir fertig waren, brachen wir von neuem auf und marschierten weiter in der Richtung nach Süden, wo wir immer noch Kanonendonner hörten. Ich wollte nun Wagen requirieren, um meine Leute aufsitzen zu lassen und schneller vorwärts zu kommen. Es war aber ganz unmöglich. Alles schien geflohen und trotz des eifrigsten Suchens fanden wir ein einziges Pferd, das ich in einen zweirädrigen Karren spannen ließ und auf diesem nun wenigstens die Tornister fahren lassen konnte. Wir marschierten weiter über Allainville, Faronville bis Bazoches-les-Gallerandes. Von einer Husaren-Offizier-Patrouille erfuhr ich, daß die 1. bayerische Division bei Artenay auf den Feind gestoßen sei und denselben geworfen habe. Morgen gehe es auf Orleans los. Daß ich mit meinen Jägern da nicht fehlen durfte, war klar. Heute aber ging es nicht mehr. Wir hatten etwas über 45 Kilometer zurückgelegt, davon ungefähr 15 Kilometer ohne Wege durch Wald und Gestrüpp gestreift; es war heiß und die Leute würden sicher durch noch wei-

teren Marsch so übermüdet worden sein, daß sie vielleicht am andern Morgen nicht mehr frisch gewesen wären. Daher ließ ich — es war unterdessen auch dunkel geworden — in Bazoches-les-Gallerandes halten. Das Dorf ist groß und die Bevölkerung schien mir sehr erregt. Um nun Nachtposten zu ersparen und allen Leuten die nötige Ruhe zu verschaffen, verfuhr ich folgendermaßen. Ich suchte einen sehr großen, ziemlich allein stehenden Bauernhof, ließ in demselben alle Leute sich's bequem machen, fing mir aber mit Hilfe einer Patrouille von 6 Jägern 5 der angesehensten Bürger des Ortes heraus und ordnete an, daß dieselben mitten unter den Jägern schliefen. Dann erklärte ich dem Maire: ‚Wenn wir heute Nacht belästigt werden, sind die 5 Bauern sofort Kinder des Todes. Außerdem gehen die umliegenden Scheunen (dieselben waren ganz mit Stroh und Feldfrüchten gefüllt) in einem Augenblick in Flammen auf. Treffen Sie Vorkehrungen, daß wir nicht gestört werden.‘ Der Maire war vernünftig und ließ seine Nachtwächter zu unserem Schutze die ganze Nacht um den Hof herum patrouillieren. Wir aber schliefen mit Ausnahme eines alle Stunde abgelösten Jägers, der die Geiseln bewachte, recht gut. Auch Oberleutnant v. Sch. hatte sich in der Nacht noch eingefunden und war mit meinen Anordnungen vollkommen zufrieden. So endete diese interessante Streife, bei der ich mich wie ein kleiner Feldherr fühlte, der allein im feindlichen Lande herumzieht. Ich habe noch manches andere dabei erlebt; so z. B. bekam ich in einem Hofe bei St. Aubin freiwillig von einem sehr hübschen Mädchen einen Kuß, weil ich, gerührt durch seine schönen Augen, die 3 schon requirierten Kühe demselben zurückgab. Alles eingehend zu erzählen, würde aber zu weit führen. Ich kann nur sagen, daß diese Zeit, in der ich ganz selbständig, ausgestattet mit sehr weitgehenden Vollmachten, im Herzen Frankreichs in den Wäldern herumstreifte, mit zu der für mich interessantesten der 3 im Feindesland verlebten Jahre zählt und ich mich auch sehr gerne an meine damaligen Untergebenen, wahre Teufelskerle, zurück erinnere. Ich habe die letzteren noch in der Schlacht von Orleans geführt und konnte mit Recht stolz auf diese ‚Freiwilligen‘ sein . . .

„In aller Frühe brachen wir auf. Der arme Oberleutnant v. Sch. hatte sich gestern so überangestrengt, daß er keinen Schritt gehen, noch weniger ein Pferd besteigen konnte. Mir war dies, wie ich nicht

leugnen will, gar nicht so unlieb, denn nun durfte ich in dem voraussichtlich entstehenden Gefecht ganz selbständig über meine ‚Bande‘, wie ich scherzweise, und zwar in gutem Sinne gemeint, die Leute nannte, verfügen. Daß sie mir wie ein Mann alle nachfolgen würden, das wußte ich. Wir kannten uns ja jetzt gegenseitig zur Genüge. Einen Chevau-leger nebst 2 Jägern behielt Sch. bei sich und den Wagen. Mit dem andern Chevau-leger trabte ich vor, um zu rekognoscieren und die Jäger marschierten auf der Straße über Crottes gegen Orleans vor. Alles war still. Weit und breit weder Freund noch Feind war zu sehen. Ich trabte über Archères gegen Ruan und blickte nach der von da $3^1/_2$ bis 4 Kilometer entfernten Hauptstraße von Paris nach Orleans hinüber. Dortselbst wälzten sich lange Kolonnen gegen Süden vor. Es war also richtig, was der Husarenoffizier mir gestern mitgeteilt, daß man nämlich heute gegen die Loire vorgehe. Nun kehrte ich wieder ostwärts auf die Straße zurück, auf der meine Jäger kommen mußten. In der weiten, eine endlose Übersicht bietenden Ebene sah ich sie etwa in der Höhe von Neuville aux Bois marschieren. Über sie beruhigt, trabte ich wieder an und ritt bis fast Neuville selbst. Nirgends entdeckte ich eine soldatische Seele. Ich konnte mir also sagen, daß ich allein mit meinen 45 Männleins etwa 9 Kilometer östlich der deutschen Armee in dem mir wildfremden Feindeslande herumturnte. Nun ging ich ernstlich mit mir zu Rate. Das konnte ich mir ja deutlich ausklügeln, daß das Ziel unserer Armeeabteilung Orleans sein werde. Ebenso klar erkannte ich aber auch, daß die Franzosen uns nicht ohne weiteres den großen, nördlich der Loire sich ausdehnenden Wald und die reiche Stadt Orleans überlassen würden. Nun führte die Straße, auf der meine Jäger vormarschierten, wohl auch nach Orleans, aber sie näherte sich nur allmählich der Pariser Straße und war beim Eintritt in den kolossalen Wald von Orleans immer noch 7 Kilometer von letzterer entfernt. Ob ich beim Durchschreiten des etwa 14 Kilometer breiten Waldes nicht abgeschnitten und in eine schlimme Lage gebracht würde? Wenn mich feindliche Übermacht umzingelte? Was dann? — Ich hätte ja jetzt noch leicht nach der Pariser Straße abbiegen und mich über Trinay und Bucy-le-Roi an die Hauptkolonne anschließen können. Da wäre ich aber sicher an die Queue gekommen und vielleicht bei der Reserve zurückgehalten worden. Das

lag nun durchaus nicht in meinem Sinne. Hatte ich ja doch Jäger und zwar ausgesuchte freiwillige bayerische Jäger unter mir! Solche Kerls machen schon die Augen auf und von Gefangenwerden war ja keine Rede. Kavallerie konnten im Walde Brigaden gegen uns ankommen. Das wäre uns einerlei gewesen. Nun und französische Infanterie? Die hatte ja auch keine besseren Augen als wir und vor allem konnte sie jedenfalls solche Anstrengungen wie meine Jäger nicht aushalten. Im Notfall hätte es eben geheißen: ‚Ausreißen, was Zeug hält!‘ Ich beschloß also direkt durch den Wald gegen Orleans vorzudringen und verließ mich im übrigen auf meine und meiner Leute Aufmerksamkeit und mein Glück. Nun kehrte ich zu dem unverdrossen weiter marschierenden Zuge zurück und teilte den Leuten mit, was ich beschlossen und was uns eventuell bevorstand. Die hatten keine Spur von Sorge. Im Gegenteil. Das Abenteuerliche der ganzen Geschichte reizte sie sehr und lustig marschierten sie drauf los. Ich selbst trabte mit meinem Chevau-leger wieder voraus, um zu rekognoscieren. Da ich mit dem Feldstecher weit und breit nichts Feindliches entdecken konnte, so wartete ich meine noch etwa 1½ Kilometer zurückgebliebenen Jäger gar nicht ab, sondern trabte, vorsichtig nach allen Seiten spähend, auch in den Wald hinein. Nach etwa 5 Minuten sah ich das große, ausgedehnte, in einer Waldlichtung liegende Dorf St. Lyé vor mir. Wieder war nichts vom Gegner zu sehen und zu hören. Nur Bauern, die mich aber nicht bemerkten, trieben sich auf der Straße herum und besprachen sich in sichtbarer Erregung miteinander. Solange mich die Bäume deckten, ritt ich nun langsam neben der Straße vor. Als ich aber jeden Augenblick erwarten mußte, doch gesehen zu werden, ließ ich meinen Braunen den Straßendamm erklimmen, gab die Sporen und jagte in vollem Galopp in das Dorf hinein. Der Chevau-leger sauste hinter mir drein. Da flogen die Bauern auseinander, als ob der Blitz unter sie eingeschlagen habe; von allen Seiten ertönten die Schreckensrufe ‚les Prussiens, les Prussiens‘, und sämtliche Einwohner retteten sich so schnell sie konnten in die Häuser. Ich sowohl, als mein Chevau-leger mußten herzlich lachen, denn diese Flucht sah zu komisch aus. Trotzdem ritten wir durch das ganze Dorf durch, um uns wenigstens oberflächlich überall umzusehen. Nirgends ein Zeichen einer feindlichen Besetzung. Da parierten wir

die Pferde und kehrten im Schritt in die Mitte des Dorfes, welches damals 825 Einwohner zählte, zurück. Dort rief ich einen hinter einem Fenster hervorschauenden Bauern an und befahl ihm, zu mir zu kommen. Er gehorchte aber nicht. Auch mein Drohen war umsonst. Endlich erschien eine Frau und erkundigte sich nach meinem Begehr. Ich erfuhr auf meine Fragen, daß noch nie ein deutscher und seit gestern Abend auch kein französischer Soldat das Dorf betreten habe. Nun konnte ich mir die durch mein Erscheinen entstandene Aufregung leicht erklären. Ich war also der erste der ‚wilden Barbaren', den die liebenswürdigen Bewohner von St. Lyé zu Gesicht bekamen. Während ich mich bemühte, aus der Frau alle möglichen Nachrichten heraus zu bekommen, schien auch der männliche Teil des Ortes Mut gefaßt zu haben und allmählich erschienen zuerst einzelne, dann mehrere, zuletzt an hundert Bauern und umgaben neugierig mich und meinen Chevau-leger. Nun wuchs auf einmal allen der Kamm; die Hinteren riefen den Vorderen, mit denen ich gerade sprach, zu, mir doch keine Antwort zu geben und alle gaben deutlich zu erkennen, daß sie den besten Willen hatten, mir und meinem Chevau-leger den Garaus zu machen. Sie hielten uns nämlich nur für eine Seitenpatrouille und ein schwarzhaariger Schlingel erklärte seinen Genossen so laut und deutlich, daß ich ihn ganz gut verstand, wenn man uns erschlage, so könnten wir keine Nachricht zurückbringen und damit geschehe ein gutes Werk im Interesse der Armee. Da ich aber wußte, daß in jedem Momente meine Jäger erscheinen mußten, so grämte mich die freundliche Absicht der Bauern gar nicht. Nur als zwei besonders fanatisch aussehende Bursche sich mit eisernen Heugabeln näherten, hob ich meinen Revolver in die Höhe und ließ ihn drohend nach den Kerls hin schauen. Nun entstand ein allgemeines Gemurmel. Einer schien den andern aneifern zu wollen, aber keiner hatte recht die Schneid, der erste zu sein, der sich meinem Revolver entgegenstellte. Mein Chevauleger hatte seinen Säbel gezogen und blickte den Bauern so grimmig ins Gesicht, daß sie sich vorläufig auch nicht an ihn wagten. Immerhin war unsere Lage nicht ganz gemütlich. Da sah ich vor dem Dorfe neben der Straße ein kurzes Blitzen. Ich wußte, daß dies der blinkende Gewehrlauf eines meiner Jäger gewesen sein müsse, also die Spitze sich schon im Walde dicht am Dorfe befinde

und der Trupp selbst nicht mehr weit sein konnte. Da sich die Bewegung unter den Bauern immer mehr steigerte, so erhob ich nun den Revolver und schoß gerade in die Höhe. Dabei rief ich in französischer Sprache: ‚Hütet euch vor meinen Jägern, die dort kommen. In kurzer Zeit werden 3000 Bayern hier sein. Dies ist nur die Avantgarde.‘ Alle Blicke wandten sich nach dem Ausgang. Mein Sekondjäger, der den Trupp an meiner Stelle führte, hatte den Schuß gehört und geglaubt, ich würde schon thätlich angegriffen. Ohne länger in der Deckung des Waldes zu bleiben, stürzte er mit dem ganzen Zug auf die Straße und alle meine braven Kerls kamen mit Hurrageschrei auf mich und die Bauern zugerannt, so schnell sie nur konnten. Als Zeichen, daß nichts Besonderes los sei, erhob ich die Hand und winkte den Leuten zu, langsam zu gehen. Den Bauern aber klang das deutsche Hurra jedenfalls so unheimlich, daß sie sofort wieder auseinander stoben und in unglaublich kurzer Zeit wie Kaninchen in ihren Baus verschwunden waren. Ich schickte vor allem Patrouillen zum Dorfe hinaus und stellte Posten an die Ortseingänge. Dann ließ ich mir den Maire holen, der jetzt mit sehr ehrerbietiger Miene vor mir erschien und nach den Wünschen des ‚monsieur le capitaine‘ frug. Dort hat man mich zum erstenmale ‚Hauptmann‘ genannt. In der Heimat mußte ich noch 16 Jahre auf diese Bezeichnung warten. Traum und Wirklichkeit! — Da ich mich weder lange aufhalten, noch mit requiriertem Vieh ꝛc. beschweren wollte, so befahl ich nur, Wein, Brot, Käse, Butter und Würste für meine Leute so schnell als möglich zu liefern und gab dem Maire den Rat, sich darauf vorzubereiten, daß er heute 3000 bayerische Infanteristen und 500 Pferde unterbringen könne, denn wenn es Anstände gäbe, so würde es ihm schlecht gehen. Wie er sich nach meinem Abmarsch verhalten hat, weiß ich nicht. Jedenfalls sah man ihm an, daß ihm infolge meiner Lüge, die er natürlich fest glaubte, fast die Haare zu Berge standen. Wir aber bekamen alles Verlangte im Überfluß. Während die Leute aßen, verbreiteten ich selbst und auf meinen Befehl hin auch die Jäger den Schwindel von den bald nachfolgenden 3000 Mann und dann zogen wir weiter. Etwa gegen $^3/_4$10 Uhr befand ich mich ungefähr 4 Kilometer vorwärts St. Lyé, mitten in dem weiten Walde von Orleans, von dem ich noch etwa 8 Kilometer durchschreiten mußte, um den

südlichen Rand zu erreichen. Wir marschierten auf der in fast gerader Richtung nach Orleans führenden ‚ancienne route d'Orléans à Paris'. Da hörten wir plötzlich rechts vorwärts Kanonendonner, der nach unserer Schätzung etwa 5 Kilometer entfernt sein konnte. Wieder stand ich vor einem schweren Entschluß. Sollte ich rechts abbiegen und ohne Weg gegen Westen durch den Wald dringen, um dem Geschützfeuer zuzumarschieren. Dies wäre mit Hilfe meines Kompasses möglich, aber schwierig und vor allem langwierig gewesen. ‚Ach, was! Es wird schon gut gehen. Wir bleiben auf unserer Straße und marschieren gegen Orleans vor.' — Gesagt, gethan. Wir setzten den Marsch unter möglichster Beschleunigung fort. Ich mußte die Seitenpatrouillen oft ablösen lassen, weil für sie das schnelle Vordringen im Walde selbst, während der Haupttrupp auf der Straße marschierte, sehr ermüdend war. Allein es ging und etwa um 11½ Uhr hörte links der Wald auf, während er rechts der Straße sich noch ein kleines Stück fortzog. Rechts vorwärts lag der Weiler Montaran.

„Plötzlich rief ein Jäger: ‚Herr Leutnant! Dort links zwischen den Häusern blitzt es, wie wenn Truppen dort ständen.' ‚Halt! Nieder! Decken!' Ich stieg rasch vom Pferde, ließ das Tier von dem Chevau-leger in den Wald hinter die Jäger führen und beobachtete mit dem Feldstecher. Wahrhaftig, da marschierte Kavallerie und zwar etwa 3 Eskadrons, die die Richtung gegen den Wald nahmen. Was konnte das sein? Preußen? Unmöglich! Ununterbrochen hörten wir in unserer rechten Flanke Kanonendonner. Also befand sich alles dort koncentriert. Ich schaute mir fast die Augen aus. Es war aber zu weit. Allein es mußten Franzosen sein, denn Deutsche wären gewiß auf Orleans zu und nicht davon weg marschiert. Auch hatten wir ja gestern und heute keine deutsche Seele östlich, sondern alles westlich von uns gesehen. Ich ließ noch die Unteroffiziere und einzelne Jäger durch mein Glas schauen. Keiner konnte sich bestimmt äußern. Endlich meinte ein Gefreiter, er erkenne rote Hosen. Dies bestimmte mich zwar nicht. Aber der Umstand, daß die Gesellschaft immer Schritt ritt, rief in mir die Überzeugung hervor, daß es Franzosen sein müßten, denn Deutsche wären, wenn es so kracht, wie dort an der Pariser Straße, gewiß nur im Trab herumgeritten. Ich hatte meinen Entschluß gefaßt. ‚Schätzt

einmal, wie weit hinüber ist.' Wir kamen auf 1500 Schritt überein. Es konnte aber auch weiter sein, denn wir mußten gegen die Sonne schauen und dadurch erschien alles vor uns in einem glänzenden Dunst. ‚Visier 1500, rechte Hälfte 1600 Schritt! — Legt an! — Feuer!' Das prasselte lustig hinüber und der Wald warf den Schall verstärkt zurück. ‚Legt an! — Feuer!' Jetzt kam es darauf an, wohin die Reiter ausrissen. Nach Orleans zu — dann waren es Franzosen. Nach dem Walde — dann waren es doch Deutsche. Sie wandten sich aber gegen die Loire. Also waren es Franzosen. ‚Legt an! Feuer! — Schnellfeuer!' Es dauerte keine 2 Minuten, da war die ganze Gesellschaft hinter den Häusern von Semoy und den umliegenden Höfen verschwunden. Ich ließ ‚Gewehr in Ruh' blasen. Um diese Zeit wurde das Geschützfeuer rechts neben uns viel lebhafter und jetzt vernahmen wir auch aus der Gegend von le Petit Sougis Gewehrschüsse. Ich wagte nun nicht mehr auf Orleans weiter vorzugehen, sondern wendete mich, dem südlichen Rande des großen Waldes entlang ziehend, gegen die Pariser Straße.... Ich weiß nicht, ob ein Laie sich in unsere Lage denken kann, wenn es irgendwo donnert und blitzt, aber kanonenmäßig irdisch, nicht himmlisch. Ich glaube, in einem solchen Falle geht es jedem Kameraden wie mir. Magnetisch zieht es uns nach jener Stelle, als ob man dort ein feueriges Liebchen fände und doch ist es nur zu oft eine finstere kalte Braut, deren Kuß tötet oder, was noch schrecklicher ist, verstümmelt und uns zum Krüppel macht. Allein man folgt dem geheimnisvollen Rufe wie der Rehbock dem Blatteln des Jägers, von dem er ja auch meint, es locke ihn zu süßer Wonne und doch findet er nur das mörderische Blei. Wie leicht könnte man sich, wenn man seitwärts detachiert ist, fern vom Getöse der Schlacht halten. Allein es geht nicht. Das Blut kocht, der Blick, das Ohr verschärfen sich, man leistet Übermenschliches, um nur hinzukommen, um mitzukämpfen, um ja nichts zu versäumen. Ist es das Tierische im Menschen, was uns in solchen Momenten drängt und treibt? Ist es die reine Rauflust, die Freude an Mord und Totschlag? Nein, gewiß nicht! Behauptet, was Ihr wollt, Ihr Herrn vom grünen Tisch; erzählt Unerfahrenen und Kindern, der Krieg verrohe den Menschen und erstické seine besseren Eigenschaften. Es ist nicht wahr; tausendmal sage ich nein und ich habe Kriegserfahrung genug, um Euch zu

widerlegen. Ja die Schale wird rauher; überfeinertes Salonwesen, gezierte, weibische Formen hören auf und Titel und äußerer Schein bestechen nicht mehr. Aber Männer erzieht der Krieg, tüchtige und brave, edle und große Männer. Da übt sich wahre Kameradschaft, da pflegt man, so sonderbar es auch klingen mag, echte Nächstenliebe, da entstehen, wachsen und gedeihen die Tugenden, welche schon unsere Urahnen groß gemacht, Tapferkeit, Gehorsam, Todesmut, Opferwilligkeit und Selbstbeherrschung; da wurzeln die Eigenschaften, welche die Macht ganzer Völker bestimmen, Vaterlandsliebe und Treue bis zum Tode für König, Kaiser und Reich; kurz da wird Großes und Herrliches geschaffen und darum muß es hier und da einen Krieg geben, sonst verfallen wir in Wohlleben, Trägheit, Überfeinerung, in schalem Formenwesen, ausgeartetem Nepotismus, zersetzender Unmoral und nacktem Materialismus. Seht Belgien und England an, ihr Friedensapostel, und zieht Vergleiche mit uns. Leset die Geschichte vom Verfall des römischen Reiches, studiert unsere langen Friedensperioden und ihre Folgen und dann wagt es noch, von ewigem Frieden, internationaler Verbrüderung, allgemeinen Schiedsgerichten und anderem theoretischen Unsinn zu reden. Sanfte Engel wollt Ihr erzielen und faule, feiste, charakterlose Schlemmer würdet Ihr erreichen, Sybariten statt Männer, unmoralische Pharisäer statt biedere, ehrenhafte Charaktere. Nein! Der Krieg muß sein. ‚Im Kriege, da ist der Mann noch was wert‘, so war es, so ist es und so wird es hoffentlich auch bleiben. ‚Dort feuern Plänkler gegen Süden! Da drüben stehen Geschütze! Es sind Deutsche, denn sie schießen in der Richtung auf Orleans!‘ ‚Ja, das sind die Unsern. Und dort steht der Feind. Er hat den Bahndamm besetzt. Die können wir ja im Rücken fassen. Jetzt nur vorsichtig. Seht Ihr da vornen den Hof. Soviel ich bemerke, ist er leer. Da schleichen wir hinein. Keiner feuert, ehe ich es befehle. Also alles so gedeckt als möglich in den Hof mit dem hellroten Ziegeldach. Vorwärts!‘ Nach etwa 10 Minuten fanden sich alle meine Jäger in dem Weiler Maillard ein. Die Franzosen standen links vorwärts etwa 400 Schritt von uns entfernt auf der Ostseite des Bahndammes und feuerten in der Richtung auf die Pariser Straße. Sie hatten uns nicht bemerkt. ‚Visier 400 Schritt. Ruhiges Schützenfeuer!‘ Unser Gruß schien den Franzosen recht überraschend und dazu gar nicht angenehm zu kommen.

‚Donnerwetter! Die reißen ja schon aus! Was sind denn das für Kerls? Die haben ja gar keine roten Hosen!‘ ‚Schadet nichts. Deutsche sind es nicht. Das sehe ich deutlich. Also flott darauf! Feuern! Etwas höher halten! — Stopfen!‘ Der Rauch mußte abziehen. Man sah nicht mehr deutlich. ‚Auf die Gruppe dort am Bahndurchlaß. Visier 450 Schritt — Schützenfeuer!‘ Das prasselte flott. Gut, daß ich noch am Morgen alle Reservepatronen verteilt hatte. Heute konnten wir sie prächtig brauchen. ‚Gewehr in Ruh! Da gehen ja unsere Leute vor! Richtung auf die beiden Pappeln am Bahndamm! Laufschritt vorwärts marsch!‘ In einem Laufe von etwa 2½ Minuten legten wir die Strecke bis an den Bahndamm zurück und stießen dort auf unsere Truppen und zwar — ich traute kaum meinen Augen — auf die 3. Kompagnie des 1. bayerischen Jägerbataillons. ‚Ja das ist ja mein alter Oberjäger (Feldwebel) Renner. Was ist denn los?‘ ‚Das ist aber schön, daß Sie wieder da sind, Herr Leutnant. — Wir sollen mit dem 3. Bataillon des 12. Regiments an der Bahn vorgehen.‘ ‚Wo ist denn der Oberleutnant Zurhein? Führt er noch die Kompagnie?‘ ‚Ja, der Herr Baron ist auf der andern Seite des Dammes.‘ ‚Lassen Sie ihm melden, daß ich da bin, ich werde auf jene Häuser links des Bahndammes vorgehen und mich immer links der Kompagnie halten. Schicken Sie mir die Leute meines Zuges, die am Damme entbehrlich sind.‘ Es begann ein neues Vorgehen der ganzen von Oberst von Narciß des 12. Regiments geführten Kolonne. ‚Schock-Schwerenot! Der ganze Weinberg wimmelt ja von Franzosen. Herr Leutnant, wir müssen weiter links, sonst fassen sie uns in der Flanke.‘ ‚Wahrhaftig; die haben sich weit ausgedehnt. Wo ist denn unsere linke Seitenpatrouille?‘ ‚Dort hinter dem Zaun.‘ ‚Gut. — Nach dem kleinen Hause mit den grünen Läden! Auf! Laufschritt vorwärts marsch!‘ Bald waren wir dort. Nun ging ein regelrechtes, flottes Scheibenschießen an. Die Franzosen waren aber nicht faul und schossen auch herüber und zwar ganz energisch. Was ihnen an Treffsicherheit und Ruhe beim Schießen abging, ersetzten sie durch die Masse. Trotzdem schadeten sie uns herzlich wenig. Wir besetzten die hier überall verstreuten Häuser und knatterten aus den Fenstern und Dachlucken hinaus, ließen aber wohlweislich nicht mehr sehen, als gerade notwendig war, um richtig zu zielen. Die Franzosen

aber trafen meistens die zwischen den Fenstern stehenden Mauern und schossen häufig auch in die Zimmer herein, aber nur dahin, wo sich ein großer Fleck Luft oder eine harmlose innere Wand befand. Plötzlich polterte und rief es: ‚Wo ist er denn?‘ Dabei stürzte mein alter Jäger Pfeferle ins Zimmer, rannte auf mich zu und gab mir die Hand: ‚Herr Leutnant! Ich hab' g'hört, daß Sie da sind und da muß ich halt wieder bei Ihne sein.‘ Der brave Bursche mußte seine Anhänglichkeit an mich mit dem Leben zahlen, denn in den Weinbergen vor les-Aubrays traf ihn das tötliche Blei. Vielleicht wäre er am Bahndamm verschont geblieben! Noch mehrere Jäger meines 3. Zuges fanden sich ein. Ich hatte aber keine Zeit, mich um jeden einzelnen zu kümmern; die Franzosen nahmen alle Aufmerksamkeit in Anspruch. ‚Wenn ich nur wüßte, was das für Kerls sind? Sie haben alle graue Hosen an und schlagen sich eigentlich recht gut.‘ ‚Mögele! Schießen Sie mir doch den Offizier weg, der dort an jenem Feldkreuz lehnt.‘ ‚Glei' Herr Leutnant. — Du, halt mei' Pfeif, aber laß mir's nit ausgeh'n.‘ ‚Gut, Mögele. Die sitzt. — Halt! halt! nicht auf die Leute schießen. Die wollen ja nur den Gefallenen wegtragen.‘ ‚Herr Leutnant. Am Damm geht alles vor.‘ Ich lief an ein anderes Fenster und sah nach der Bahn. Dort ging richtig alles gegen den Bahnhof von les-Aubrays vor. Wie zuckte es da in den Beinen und wie gerne hätte ich auch den Befehl erteilt, gegen den Bahnhof anzustürmen! Allein es durfte nicht sein. Der Weinberg links des Gebäudes war zu stark besetzt. Hier mußte ein Umfassen unseres linken Flügels verhindert werden. Jeder Vorstoß des Gegners gegen den Bahndamm konnte die Wegnahme des Bahnhofes in Frage stellen. Also hieß es bleiben und fortfeuern, damit den Herrn Franzosen die Lust verging, den Angreifern der Station in die Flanke zu fallen. ‚300 Schritt! Haltet auf die Kniee der Leute, die Ihr ganz seht! Bei den andern darunterhalten!‘ Noch eine halbe Stunde mußten wir hier ein stehendes Feuergefecht durchführen. Der im Weinberg verstreute Gegner war mindestens 200—250 Mann stark. Es wäre Wahnsinn gewesen, einen Anlauf zu versuchen. Unterdessen stürmten das 3. Bataillon des 12. Regiments und unsere 3. Kompagnie den Bahnhof. Es ist eine schwere Aufgabe, Kameraden neben sich siegreich vordringen zu sehen, selbst aber an den Platz gebunden zu sein und an ihren Er-

folgen nicht teilnehmen zu dürfen. Hier aber giebt es keine andere Rücksicht, als die auf die Pflicht, auf den Nutzen des Ganzen. Die einzelne Person ist nur eine Zahl; nach dem Wünschen und Streben des Herzens darf man nicht fragen; ein Gedanke nur beherrscht den Soldaten und der ist: ‚Thue, was zum Sieg führt, wenn es dir selbst auch schadet.‘ Mir und meinen Jägern hat nun das stehende Feuergefecht in dem Hofe östlich les-Aides eigentlich nicht viel geschadet, denn wir erlitten nur einen Verlust von 1 schwer und 3 leicht Verwundeten. Aber es hat uns auch nichts genützt, denn einen greifbaren Erfolg erreichten wir nicht. Nur das Bewußtsein mußte uns trösten, daß wir indirekt die Erstürmung des Bahnhofes unterstützt, denn wir hatten eine Bedrohung der linken Flanke der Stürmenden verhütet. Als der Bahnhof genommen war und die Franzosen in den Weinbergen von dort aus in der Flanke gefaßt werden konnten, räumten sie die Stellung und zogen sich in der Richtung auf Orleans zurück. Ich ließ ihnen noch tüchtig nachfeuern und ging dann mit meinen Leuten vor bis in die Höhe des Bahnhofes. Derselbe war von den Franzosen sehr gut in Verteidigungszustand gesetzt und mit Palissaden ꝛc. verstärkt worden. Als ich das Vorterrain, das mir bisher durch einen Hügel und Weinberge verborgen war, überblicken konnte, entdeckte ich vor mir eine Gasfabrik, welche soeben von etwa einem Bataillon des 12. Regiments angegriffen wurde. Links aber, ebenfalls in Weinbergen, stand schon wieder eine weit ausgreifende französische Schützenlinie. Von neuem mußte ich die Kampfeslust meiner Jäger dämpfen. Am liebsten wären sie blind den gegen die erwähnte Fabrik Vorstürmenden nachgeeilt, um sich an deren Angriff zu beteiligen. Ich besorgte aber wieder eine unangenehme Überraschung von links, ließ halten und eröffnete das Feuer auf 450 Schritt. Gewiß war meine Stellung hier sehr angezeigt und, wie ich jetzt urteilen würde, sogar notwendig. Allein damals ging es mir doch, um mich derb auszudrücken, so recht gegen den Magen, daß ich dazu verurteilt war, ein stehendes Feuergefecht zu führen, statt mit lustigem Hurra drauflos zu stürmen und mit dem Säbel drein zu fahren, wie damals bei Beaumont und Sedan. Wir waren eben zu jener Zeit noch recht verwöhnt und meinten, ohne einige flotte Sturmanläufe sei eine Schlacht gar nicht denkbar. Später wurden wir bescheidener und waren oft froh, wenn wir wie Kletten

an der Scholle kleben konnten, auf der wir standen und von der uns eine 5= und mehrfache Übermacht verjagen wollte. Nun, hier mußte ich eben auch halten, denn so viel war ich trotz meiner 21 Jahre doch schon Soldat, daß ich erkannte, ein Verlassen meiner Stellung hätte uns leicht eine Umfassung durch den rechten französischen Flügel zuziehen können und ich fühlte instinktmäßig, daß dies um jeden Preis zu verhüten sei. Dabei wurde unsere Lage allmählich recht ungemütlich. Deckung gab es fast keine und die Franzosen schossen zwar schlecht, aber viel. Hier mußte ich auch mehrere herbe Verluste beklagen. Bald zeigte es sich, daß der Vorstoß gegen die Gasfabrik verfrüht und zu schwach unternommen worden war. Die Franzosen drangen mit großer Übermacht von allen Seiten wieder gegen dieselbe vor und trotz heldenmütiger Abwehr mußten die tapferen Zwölfer zurück. Die hier gegen uns kämpfenden Feinde waren vorzügliche Truppen. Von einem Verwundeten hatte ich gehört, daß sie päpstliche Zuaven seien und unter Befehl eines Obersten le Gonidec ständen. Dies also waren die ganz in grau gekleideten Schützen, die uns den ganzen Tag so viel zu schaffen machten. Leider setzte sich der Rückzug der Zwölfer bis zum Bahnhof fort. Auch gegen meine Stellung drang der Feind mit gewaltiger Übermacht vor. Ich erkannte, daß einerseits ein Aufhalten desselben vom freien Feld aus unmöglich sei und ich anderseits bald das Feuer aus dem Bahnhof maskieren oder in dasselbe geraten müsse. Da blieb kein anderer Ausweg, als nach dem Bahndamm zurück und an diesem entlang in den Bahnhof vorzudringen, um mich an der Verteidigung desselben zu beteiligen. Ich gab die nötigen Befehle und Pfeifensignale und nach kurzer Zeit hatte ich meinen Trupp am Bahndamm versammelt. Hier traf ich auch meinen Kompagnieführer, den Oberleutnant Freiherrn von Zurhein, der mit der ihm immer eigenen Kaltblütigkeit das Feuer der Kompagnie vom Bahndamm aus gegen die in les=Aides und in den westlich der Bahn gelegenen Weinbergen sich befindenden Franzosen leitete. Da ich hier nicht nötig war und ja noch nicht zur Kompagnie gehörte, so drang ich, wie ich mir vorgenommen, nach dem Bahnhof vor. In demselben fand ich den Oberleutnant Freiherrn von Waldenfels unseres Bataillons, der die Verteidigung des jetzt so wichtigen Punktes sehr energisch in die Hand genommen hatte. Wir besetzten die noch freien Schießscharten und beteiligten uns redlich an dem

nach allen Seiten auf die vordringenden Franzosen eröffneten Feuer. ‚Oho, das war gut gezielt!‘ War's mir doch, als hätte ich eine Ohrfeige bekommen. Das Geschoß hatte aber nur ein Stück Holz von der Palissade, neben der ich hinausgelugt, abgeschlagen und dieses mich an den Backen getroffen und etwas geritzt. Die Geschichte blutete kaum und war mir keinen Augenblick hinderlich. Nach 2 Tagen sah man nichts mehr davon. 5 Centimeter weiter rechts und das in meinen Schädel dringende Geschoß hätte manchen tollen Streich verhindert, den ich später noch ausgeführt. Hat mich ein Gebet meiner Mutter behütet? Vielleicht! Daß sie während des ganzen Feldzuges tagtäglich den Schutz des Himmels für ihren Sohn erflehte, das wußte ich. Hat sie etwa gerade in diesem ernsten Augenblick an mich gedacht? Unser heftiges Feuer vom Bahnhof aus brachte den vordringenden Feind zum Stehen und ermöglichte es den Zwölfern, sich festzusetzen. Ein verstärktes Schützenfeuer rasselte zu den Welschen hinüber und fügte ihnen sichtlicherweise schwere Verluste zu. Unterdessen drang die 4. Brigade unter schweren Häuserkämpfen allmählich in dem langgestreckten les-Aides vor. Nachdem auch der Gegner vor dem Bahnhof les-Aubrays erschüttert schien, so unternahmen etwa um 5½ Uhr abends die Zwölfer einen neuen Angriff auf die schon einmal eroberte Gasfabrik. Da ich ja selbständig war, weil ich immer noch mein gemischtes Streifkommando befehligte, und mir sagen konnte, daß ich den ganzen Tag über enthaltsam genug gewesen war, so nahm ich die mir zunächst stehenden Jäger und schloß mich der Sturmkolonne an. Es war ein lustiges Drauflosgehen, befriedigte uns aber doch nur halb, denn die Gegner rissen aus, ehe wir sie mit dem Bajonett erreichen konnten. Die Gasfabrik fiel leicht in unsere Hände; man schoß dem zurückweichenden Feind noch nach, bis er verschwunden war und damit endete für uns die Schlacht. Auch rechts von uns verstummte allmählich das Schießen; ein herrlicher Sonnenuntergang vergoldete die ganze Gegend und nur die brennenden Häuser der Vorstädte von Orleans verkündeten, daß hier ein stundenlanger, mörderischer Kampf gewütet. Die in das Vorterrain entsendeten Patrouillen brachten sämtlich die Nachricht, daß der Feind vollständig verschwunden sei. Wir hatten also wieder einen großen Sieg errungen und eine mächtige reiche Stadt war in unsere Hände gefallen und, wie wir bald erfuhren, von der ersten Division

und Abteilungen der 22. preußischen Division besetzt worden. Schnell eine Postkarte schreiben: ‚Bei Orleans mitgekämpft, gut durchgekommen. Gruß. Euer treuer Sohn Carl.‘ Dann verlangte wieder die Pflicht ihr Recht. Ich sammelte meine Leute und führte sie, wie verabredet, zu der Sanitätskompagnie zurück, bei der ich den Oberleutnant Freiherrn von Sch. finden mußte. Unterwegs erfuhr man alle möglichen Einzelheiten aus dem Gefechte. Unser Jägerbataillon hatte ziemlich gelitten. 2 Offiziere desselben waren tot, mehrere verwundet, der Verlust an Leuten war recht empfindlich. Überhaupt hatte unsere Brigade am meisten vom ganzen Armeekorps, welches an diesem Tage 40 Offiziere und 637 Mann einbüßte, verloren. Am meisten berührte mich die schwere Verwundung meines Kriegsschulkameraden, des Leutnants Freiherrn von der Tann, dem ein Geschoß die Hüfte durchschlug. Es war schon ganz dunkel geworden, als ich den Führer unseres Streifkommandos fand. Wir biwakierten zusammen und ich erhielt von ihm die Erlaubnis, am nächsten Morgen zum Korpsstab zu reiten und um die Auflösung unseres Detachements zu bitten, da nun unsere Aufgabe ja doch zu Ende. Natürlich ritt ich schon in aller Frühe zu diesem Behufe nach Orleans. Es war ein buntes Bild, das sich vor meinen Augen entrollte. Zuerst mußte ich mich durch zahllose Munitions-, Train-, Verpflegs-Kolonnen, durch Bagagewagen, Handpferde, dann durch vormarschierende Abteilungen hindurchdrängen, was zwischen den engen, teilweise noch in Flammen stehenden Straßen von les-Aides und von der Vorstadt Bannier mitunter seine Schwierigkeiten hatte. Dann gelangte ich auf die breiten Boulevards, welche die Stadt halbkreisartig umgeben. Hier herrschte das kriegerischste Leben, das man sich denken konnte. Unter hohen Bäumen biwakierten Bataillon an Bataillon, daneben Eskadronen und Batterieen und alles war in vollster Thätigkeit, um Ausrüstung und Waffen wieder instandzusetzen und von neuem kriegsbereit zu machen. In Orleans selbst wogte es unaufhörlich hin und her. Offiziere aller Waffen kamen in die Stadt, brachten Meldungen, holten Befehle und sahen sich dabei die schönen Straßen und vor allem die prächtige ‚place du Matroi‘ mit der ehernen Jungfrau an und Civilisten zeigten sich immer mehr außerhalb der Häuser und betrachteten teils mit Neugierde, teils mit verbissenem Grimme ihre deutschen Besieger. Die benahmen sich aber

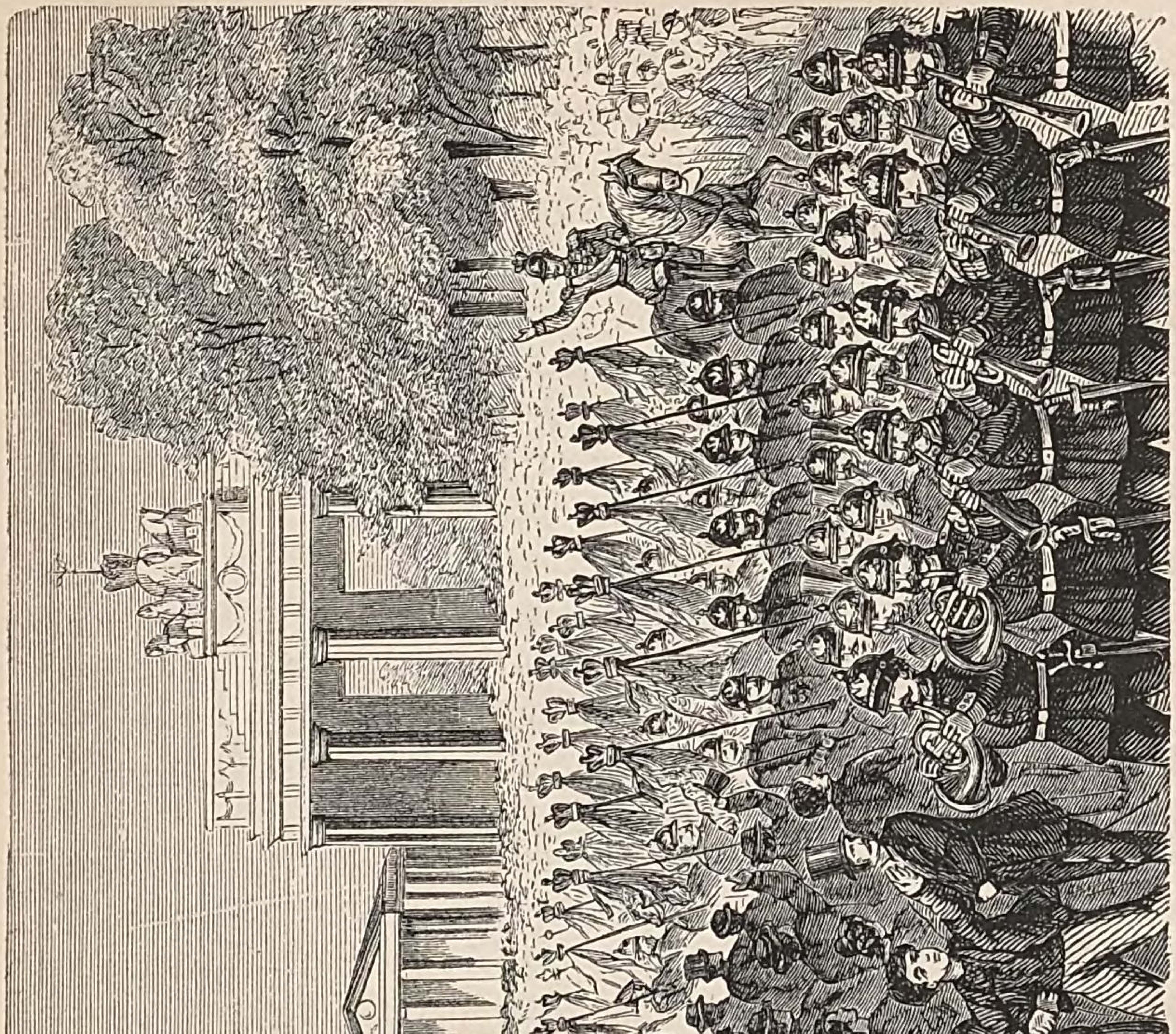
so ruhig und anständig, als ob sie im Manöver in einer heimatlichen und nicht im Kriege in einer feindlichen eroberten Stadt eingerückt wären. Ich erhielt bald den gewünschten Bescheid und kehrte vergnügt zu meinen Leuten zurück, nicht ohne vorher im ‚Hotel boule d'or' zwei Flaschen Sekt gekauft und in den Packtaschen untergebracht zu haben. Einige Stunden später ging das kleine Kommando auseinander. Es war mir leid, mich von den meisten der braven Jäger, die ich auf der wechselreichen und interessanten Streife befehligt hatte, zu trennen, allein ich kehrte auch gerne zu meinem Bataillon zurück. Unser geliebter Oberstleutnant empfing uns mit freundlichen Worten, denn es war ihm schon erzählt worden, daß wir auch gestern beim Bahnhof von les Aubrays ordentlich mitgethan. Gegen Mittag zogen wir mit klingendem Spiel in Orleans ein."

Motterouge wurde abgesetzt, den Oberbefehl erhielt General Aurelles de Paladine. Die Bayern rückten nicht weiter gegen Süden vor, da auch im Westen starke feindliche Truppen auftauchten. Mit diesen hatte die Infanteriedivision des Generals v. Wittich am 18. und 19. Oktober in und bei Châteaudun einen hartnäckigen Kampf, an dem sich leider auch Bewohner der Stadt beteiligten; auch Chartres wurde besetzt. Schon sah sich die Pariser Belagerungsarmee genötigt, auch gegen die im Norden sich sammelnden Feinde Truppen abzuzweigen, und die württembergische Division mußte auch gegen Südosten eine mobile Kolonne entsenden, um ihre Seite zu sichern. Eine sonderbare Lage: in ungeheuerem Umkreis umlagerten 200 000 Deutsche die größte Festung der Welt, eine Zweimillionenstadt, verteidigt durch 400 000 Bewaffnete, während das ganze vom Kriege noch unberührte Frankreich sich anschickte, die Belagerer selbst zu umzingeln und zu belagern.

Mittlerweile fiel jedoch Metz, so daß Prinz Friedrich Karl andere Aufgaben übernehmen konnte. Seit dem großen Ausfalle (31. August, 1. September) bei Noisseville war die Lage Bazaines eine hoffnungslose. Jeder Tag verstärkte die Stellung des Angreifers, jeder Tag verminderte die Streitbarkeit des eigenen Heeres. Die Deutschen hatten unter dem anhaltend schlechten Wetter furchtbar zu leiden, da sie von Ruhr und Typhus heimgesucht wurden. Seit Mitte Sep-

tember mehrten sich die Ausfälle der Franzosen, aber sie hatten keinen großen Umfang und verfolgten nur den Zweck, noch etwaige Vorräte aus den nächsten Dörfern heimzuholen und der Waffenehre so gut als möglich zu genügen. Trotz aller Leiden der Belagerer war deren Stellung und Wachsamkeit eine solche, daß den Belagerten mehr als dies zu versuchen unmöglich war. Der letzte größere Ausfall nordwärts auf dem linken Moselufer erfolgte am 7. Oktober und scheiterte nach einem bis in die Nacht hinein dauernden Kampfe an der bewährten Tapferkeit der Division Kummer und der rasch herangezogenen Truppen vom 3. und 10. Korps, mit neuen Verlusten. Die Erhebungen Bazaines ergaben, daß die Lebensmittel nicht mehr weit über den 20. vorhielten. Der größere Teil der Pferde war bereits geschlachtet, die Kavallerie mithin nicht mehr beritten, die Artillerie ohne Bespannung; die Spitäler füllten sich infolge der mangelhaften Verpflegung. Der Marschall vereinigte am 10. seine Korpskommandanten zu einem Kriegsrat und legte ihnen die Frage vor, ob man in Unterhandlungen mit dem Feinde eintreten solle, um eine annehmbare „Konvention" zu erlangen. Der Kriegsrat bejahte: sofort müsse es geschehen, ehe die äußerste Not den äußersten Preis zu zahlen zwinge; erlange man keine annehmbaren Bedingungen, so müsse noch ein letzter Versuch gemacht werden, sich durchzuschlagen. General Boyer kam am 13. in Versailles an und forderte freien Abzug der Armee mit Waffen und Gepäck, gegen Verpflichtung, während des Krieges nicht mehr gegen Deutschland zu dienen. Bazaine würde, falls Sieger, dem Abgesandten der unter gleichen Umständen etwa in Mainz eingeschlossenen deutschen Armee ins Gesicht gelacht und ihn gefragt haben, ob er denn bei Troste sei. Bismarck antwortete bloß, daß bislang nur e i n e französische Regierung zu Recht bestehe: die der Kaiserin-Regentin in dem englischen Dorfe Chiselhurst, und daß man sich den Weg offen halte, mit dieser zu unterhandeln. Am 18. war Boyer bereits wieder in Metz; ein Kriegsrat wurde berufen: nur eine einzige Möglichkeit der Rettung war noch vorhanden: wenn die militärische Frage zugleich mit der politischen gelöst wurde, wenn die Regentin, an welcher man festhielt, sofort Frieden schloß und diese Armee als eine kaiserliche, als die Armee der Ordnung das kaiserliche Regime zugleich mit einem Frieden, wie man ihn sich denken konnte, dem Lande zurückbrachte oder

auferlegte. Boyer reiste nach Chiselhurst, kehrte aber unverrichteter Dinge zurück. Bazaine berief am 24. einen neuen Kriegsrat; dieser forderte von dem Prinzen Friedrich Karl freien Abzug der Armee nach Algier, der Prinz seinerseits forderte einfach Übergabe der Armee und der Festung. Der Kriegsrat vom 26. mußte endlich die Notwendigkeit des Kapitulierens anerkennen. Obgleich König Wilhelm in seinem strengen militärischen Ehrgefühl tief verletzt darüber war, daß von den kraft der seitherigen Kapitulationen auf Ehrenwort freigelassenen Offizieren bereits bisher nicht wenige (z. B. ein Oberst Thibaudin) dieses Ehrenwort gebrochen hatten und nichtsdestoweniger von der französischen Heeresleitung ohne weiteres verwendet, sogar, wie General Cremer, mit hohen Kommandos betraut wurden, so genehmigte er nach einigem Sträuben, als tapferer Offizier geneigt das Gefühl tapferer Offiziere zu schonen, daß auch die Metzer Offiziere ihren Degen behalten dürften; und so kam man am 27. nachts 10 Uhr im wesentlichen auf die Bedingungen von Sedan überein. Am 29. Oktober von mittags 1 Uhr bis zur Dunkelheit, unter Regen und Sturm, bewegten sich die Massen der kriegsgefangenen Armee aus den verschiedenen Thoren von Metz und defilierten waffenlos, meist in lautloser Stille und würdiger Haltung, an den Siegern vorüber: bis dahin die ungeheuerste Waffenstreckung, von welcher die Geschichte zu melden weiß. Man war an gewaltige Scenen, nie dagewesene, in diesem Kriege gewöhnt: dennoch hatte dieser Anblick vor allem etwas Überwältigendes: die Kapitulationen von 1806 verschwanden vor diesem kolossalen und selbst für den Sieger peinlichen Schauspiele. Drei Marschälle, 70 Generale, über 4000 Offiziere, 173 000 Mann, 56 Adler, 622 Feldgeschütze, 72 Mitrailleusen, 876 Festungsgeschütze, 300 000 Infanteriegewehre samt der bis dahin nie bezwungenen, drei Jahrhunderte früher dem deutschen Reiche verlorenen (s. S. 6) Moselfestung waren in deutschen Händen. Die Armee, mit welcher vor drei Monaten Napoleon ausgezogen war, um das neue Deutschland zu zerbrechen und den Rhein zu erobern — sie war jetzt fast bis zum letzten Mann kriegsgefangen, über alle deutschen Festungen verteilt, — Niederlagen von Jahrhunderten mit wenigen zermalmenden Schlägen gesühnt und gerächt, — glorreich wiedergewonnen, was dem zerrissenen Deutschland geraubt worden und dieser Erfolg mit dem mäßigen Verluste von nur ca. 5000 Mann erkauft!



Einbringung von französischen Adlern in Berlin.

Gambetta erließ aber sofort eine Proklamation: „Bazaine hat Verrat geübt. Er hat sich zum Mitschuldigen des Mannes von Sedan gemacht, zum Mitschuldigen der Eroberer. Mit Verachtung der Ehre der Armee hat er, selbst ohne eine letzte Anstrengung zu versuchen, 120 000 Kämpfer, 20 000 Verwundete, Gewehre, Kanonen, Fahnen und den stärksten Platz Frankreichs den Fremden überliefert. Ein solches Verbrechen steht selbst über der Strafe der Gerechtigkeit, und jetzt, Franzosen, meßt die Tiefe des Abgrundes, in welchen Euch das Kaisertum gestürzt hat." Und seinen Armeen rief er zu: „Soldaten, Ihr wurdet verraten, aber nicht entehrt; jetzt, wo Ihr Eurer unwürdigen Führer entledigt seid, kämpft für die Rettung des Vaterlandes!"

Für die deutsche Heerführung waren durch den Fall von Metz ca. 200 000 Mann der besten Truppen frei geworden, von denen das 7. Armeekorps (Zastrow) in Metz mit der Aufgabe blieben, Thionville und Montmedy anzugreifen und die Kriegsgefangenen der „Rheinarmee" endlich doch an und über den Rhein zn bringen. 38 000 Mann Infanterie, 4500 Reiter und 180 Geschütze erhielt General von Manteuffel, um im Westen und Norden die Cernierung von Paris gegen etwaige Entsatzversuche von Nordwesten her zu sichern. Mit dem Rest der Metzer Armee rückte der zugleich mit dem Kronprinzen zum Feldmarschall ernannte Prinz Friedrich Karl nach der mittleren Loire ab. Hier hatte v. d. Tann am 3. November die Meldung erhalten, daß der Feind seinem rechten Flügel gegenüber ansehnliche Streitkräfte zusammenziehe: die Franzosen wollten mit großer Übermacht durch Tanns schwache Truppenkräfte gegen Paris vorstoßen, bevor die Metzer Truppen hier einzugreifen in der Lage wären. v. d. Tann räumte also Orleans und konzentrierte seine Streitkräfte nordwestlich, bei Coulmiers. Die tapfern Bayern hielten gegen die Angriffe der mehr als dreimal so starken Loirearmee am 9. November bis zum Abend stand und setzten erst mit Einbruch der Dunkelheit, ohne vom Feind verfolgt zu werden, den Rückzug auf St. Péravy fort. v. d. Tann bewirkte ohne Störung seine Vereinigung mit dem Großherzog von Mecklenburg, der am 11. November den Oberbefehl über diese vereinigte Streitmacht übernahm und sich in einer sehr ausgedehnten Stellung Toury-Rambouilett in der Defensive hielt, bis die Armee des Prinzen Friedrich Karl ihren

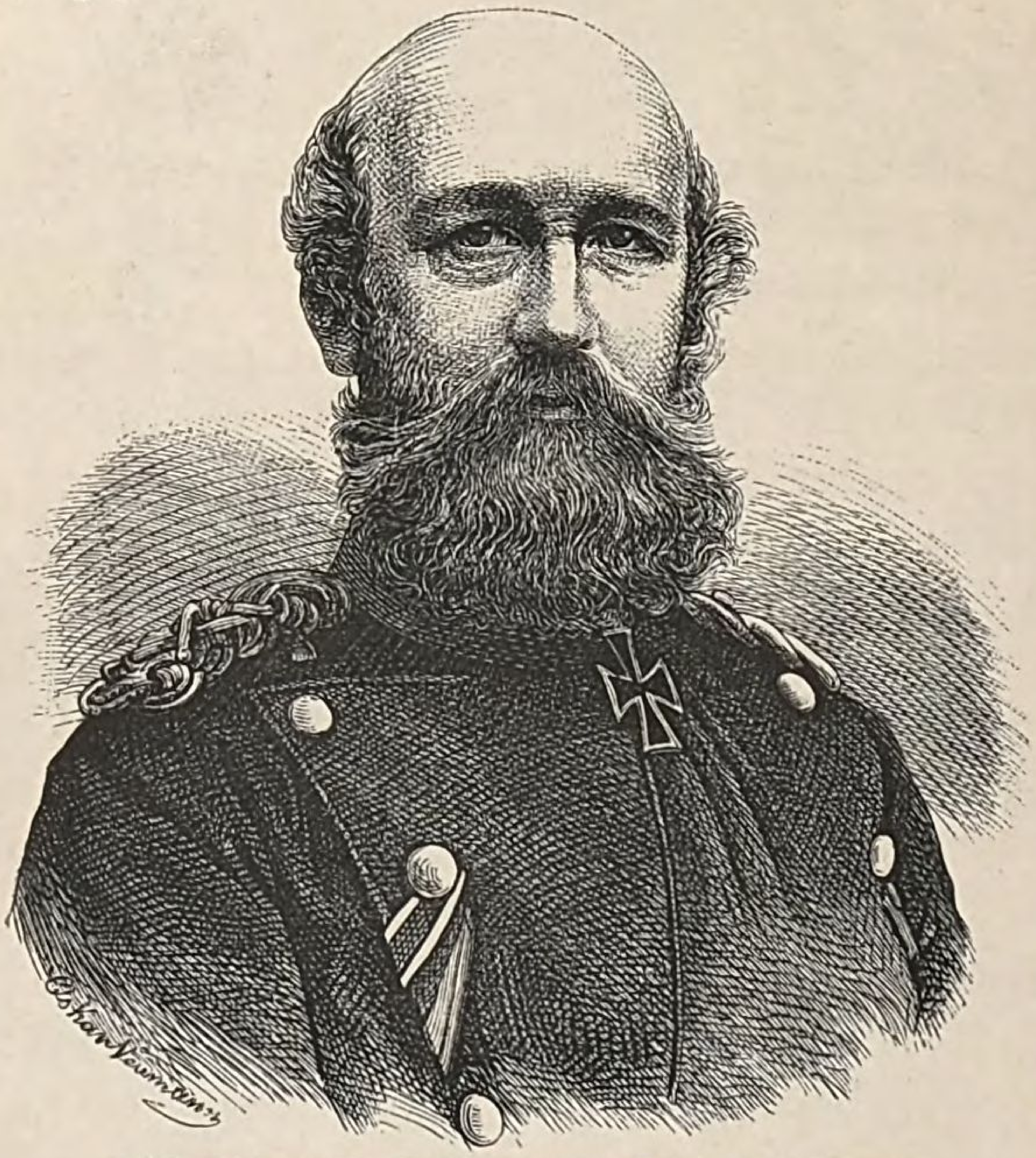
Vormarsch gegen Westen vollendet hatte. Am 28. November griffen die Franzosen, wieder mit großer Übermacht, den linken Flügel des Prinzen bei Beaune la Rolande an, zogen sich aber nach einem Verlust von 7000 Toten und Verwundeten und 1600 Gefangenen wieder



Einbringung französischer Gefangener in Mainz.

zurück, so daß am 29. die Verbindung des Prinzen mit dem Großherzog gelang. Prinz Friedrich Karl gebot nun über ein Heer von 110—120 000 Mann, dabei 19 000 Reiter und 480 Geschütze; die Loirearmee schätzte man jetzt auf 150—200 000 Mann. Nun stürzte sich Aurelles am 2. Dezember auf den rechten feindlichen Flügel bei

Loigny, aber mit noch geringerem Erfolge und gleich schwerem Verluste, wie am 28. November gegen den linken. Sofort gingen die Deutschen zur Offensive vor. Am 4. Dezember war Orleans wieder in ihren Händen: vom 28. November bis 5. Dezember waren ca. 24 000 Franzosen, fast ein Fünftel der Loirearmee, in deutsche Gefangenschaft gefallen.



Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

In denselben Tagen holte sich auch Trochu mit der Pariser Armee seine Niederlage. Wie gewöhnlich leitete eine heftige aber nutzlose Kanonade den Ausfall ein, der am 30. November nach Südosten gegen das 12. Korps (Sachsen) und gegen die Württemberger geschah. Den braven Schwaben wurde also diesmal die ersehnte Gelegenheit zu teil, zu zeigen, daß auch sie ihre besondere Stelle im deutschen Heere mit hohen Ehren, wie nur immer eine deutsche Truppe, behaupteten. Die Franzosen drangen an diesem Tage zwar bis Brie und Champigny am linken Marneufer vor, behaupteten diese Stellung, gelangten aber nicht weiter. Am 2. Dezember erneuerte sich der Kampf um diese Dörfer mit großer Hartnäckigkeit,

noch am Abend war Brie und ein Teil von Champigny in den Händen der Franzosen; trotzdem hatten sie genug, und Trochu befahl für den folgenden Tag den Rückzug. Die Verluste waren schwer auf beiden Seiten: 12 000 Franzosen, 6000 Deutsche (bes. Württemberger, dann Sachsen und Pommern). Und ebenfalls in denselben Tagen wurde auch Manteuffel seiner Aufgabe gerecht. Am 27. November wurde die französische Nordarmee unter Faidherbe bei Amiens besiegt; auch la Fère kapitulierte, am 30. die Citadelle von Amiens selbst. Manteuffel ließ den General v. d. Gröben mit einigen Bataillonen, Schwadronen und Batterieen hier zurück und marschierte gegen die Hauptstadt der Normandie, Rouen, an der unteren Seine; bald sollten deutsche Truppen an Frankreichs atlantischen Küsten stehen!

Am 6. Dezember konnte König Wilhelm in einem Armeebefehle sagen: „Wir stehen abermals an einem Abschnitt des Krieges. Alle Versuche des Feindes, die Cernierungslinie von Paris zu durchbrechen, sind mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden. Die Armeen, welche zum Entsatze von Paris von allen Seiten heranrückten, sind sämtlich geschlagen." Der jetzt beginnende letzte Teil des Krieges ist für die deutschen Waffen vielleicht der rühmlichste, weil er von Männern, die des Krieges übersatt waren und sich nach der Heimat sehnten, Anstrengungen und Entbehrungen verlangte, welche das erste Kriegsfeuer erleichtert, die aber doppelt schwer sind, wo der Sieg der Hauptsache nach schon errungen ist und es sich nur noch darum handelt, die Anerkennung der erlittenen Niederlage vom Feinde zu erzwingen.

Über die Lage vor Paris im Winter schreibt Leibig: „Der Winter war da, und was für ein Winter! Er zog mit hinaus auf Vorposten und ließ uns Hände und Füße erstarren, daß wir im Rückzugsgraben im Galopp hin und her liefen, um nur wieder ein Gefühl in die Füße hineinzubringen. Er kehrte mit uns zurück ins Kantonnement und schüttelte uns von hinten, während die Füße am Feuer standen. Er weckte uns mitten in der Nacht, wie auf Kommando, vom Schlafe auf, daß wir erst Feuer machen mußten, um nur wieder schlafen zu können. Er herrschte fast unbeschränkt in den ungeheizten Bereitschaftshäusern und spottete der kleinen Öfen, die wir da und dort gegen ihn errichteten. Er kroch hinab in den

‚Bombensichern' und litt's nicht, daß wir nach stundenlangem Stehen ruhig saßen. Er — kurz wo es nur möglich war, uns wehe zu thun, da hat er's redlich gethan, — eine bittere Enttäuschung für uns, die wir uns versprochen hatten, ein französischer Winter könne uns deutschen Bären nicht viel anhaben. Wenn sie nicht mindestens ebenso schwer darunter zu leiden gehabt hätten, wie wir aus verschiedenen Zeichen schließen konnten, so hätte man denken können, den Franzosen sei in dem strengen Winter ein furchtbarer Bundesgenosse erwachsen. Zähneklappernd, Hände und Füße zusammenschlagend, standen die wenigen Franzosen, die sich überhaupt noch in unsern Orten blicken ließen und ‚ça fait froid, ah ça fait froid!' war das erste Wort, wenn man sie anredete, um etwas zu kaufen; seit Jahren hätten sie keinen so strengen Winter gehabt, wie diesen, erzählten sie händereibend. Item, es gab etwas auszustehen in den beiden Monaten Dezember und Januar, und wahrlich, wenn nicht einzelne Tage, einzelne Wochen durch besondere Eindrücke von Eis und Schnee sich abheben würden, so könnte es einem gehen, wie dem alten Hofgartenhüter in meinem lieben Vaterstädtchen; seine Erinnerungen aus dem russischen Feldzug waren zusammengeschrumpft in die eine: ‚Es war halt recht kalt.' Sonst wußte er uns Jungen aber auch gar nichts zu sagen, wenn wir ihn baten, uns vom russischen Feldzug zu erzählen. Von Amts wegen und privatim wurde dem grimmen Feinde nach besten Kräften entgegen gearbeitet. Wo das elterliche oder ein verwandtes Haus nicht einem Manne ein wollenes Hemd bot, da bot es ihm die durch Liebesgaben aus ganz Deutschland in den Stand gesetzte Verpflegsabteilung, so daß man wohl wird sagen dürfen, es war kein Mann vor Paris, der nicht mit einem Flanellhemd versehen war. Ich selbst war zuletzt der glückliche Besitzer von drei Stück, worunter ein mit Beginn des Winters gefaßtes; zur Zeit der heftigsten Kälte habe ich zwei Flanellhemden übereinander getragen, das machte schon wetterfest. Anfangs Januar faßten wir Kapuzen aus Tuch, ich besitze die meinige heute noch; sie waren aber auf Vorposten nicht zu brauchen, weil sie das Gehör bedeutend schwächten, so warm auch das Organ desselben vor dem pfeifenden Wind geschützt war. Auch die bekannten blauen Militärhandschuhe bekamen wir; sie sind ganz vorzüglich, und ich habe oftmals die schönsten warmen Hände ge-

habt, während etliche Kameraden, welche es verachtet hatten, derlei Handschuhe zu ‚fassen‘, bitter froren. Ferner waren für die an den kältesten zugigsten Plätzen, also besonders im Bièvregrund stehenden Vedetten prächtige Pelzmäntel vorhanden, welche unser Maultierfuhrwerk jedesmal bis zum Eingang von Bourg la Reine brachte und am andern Tage wieder abholte. Diese Mäntel wurden aber nicht angezogen und Wehr und Waffen darüber umgehängt, wie es in manchen ungeschickten Illustrationen dargestellt ist, sondern sie wurden lediglich um die Schultern geworfen, auch so noch genug Schutz bietend. Ja, es gab sogar auf äußersten Vorposten eine Magenstärkung, welche die 24stündige Enthaltung von warmer Nahrung überaus wohlthätig unterbrach. Nach Ablauf der strengsten Morgenbereitschaft gab nämlich jeder Mann des Zugs ein Händchen voll Kaffeebohnen her; zwei Mann gingen damit in den Ort zurück und kochten im nächsten Hause den Kaffee, so daß nach einer Stunde jeder einen Becher voll heißen Getränks empfing. Während der ‚Wurm‘ rumorte und Montrouges Granaten über uns wegraschelten, schlürften wir behaglich den herzstärkenden Trank. Nur Eines war und blieb ungeschützt, das waren die Füße. Trotz wollener Socken und Filzsohlen haben wir oft gefroren, daß man glaubte, keine Füße mehr zu haben. Selbst im Kantonnement hatten wir nicht Ruhe vor der Kälte; die französischen Wohnhäuser sind nicht auf so strengen Winter eingerichtet, wie dieser war; die Zimmer vielfach gepflastert, die Wände sehr dünn, dazu der unpraktische Kamin, der nicht im stande ist, den Raum zu durchwärmen; während man vorne fast brät, geht's von hinten her immer noch recht huscherig. Was half's, wenn wir vor dem Schlafen noch tüchtig nachlegten? Nach einigen Stunden herrschte eine Eiseskälte in dem Gemach, die uns wieder auftrieb; aufs neue wurde angeschürt und, erst nachdem wir durchwärmt waren, weiter geschlafen. Haras de Bernis hat den traurigen Ruhm, die kältesten Quartiere geboten zu haben; unser Zimmer daselbst war wirklich ein halbes Sibirien. Und das Stroh und der Mantel waren zusammen doch schlechte Wärmeleiter, aber sie waren immer noch zu verschwenderisch. Wir hatten eine prächtige Art, zum Schlafen den Mantel möglichst ausgiebig zu verwerten: man hielt ihn der Breite nach vor sich hin, trat mit den Füßen auf das untere Ende, legte sich nieder und wickelte sich bis

zum Kopf in seine reichen Falten. Das Entkleiden beschränkte sich auf das Ablegen des Rockes und der Stiefel. Das Herschaffen des nötigen Brennholzes machte je länger je mehr Schwierigkeiten; es war keine Kleinigkeit, in der Nacht auf eine Viertelstunde Entfernung eine Last Weinpfähle zusammen zu suchen und herbei zu schleppen, nachdem in unsern Orten alles Brennbare in Wohn- und Nebengebäuden außer den uns nötigen Möbeln den Weg alles Fleisches gegangen war; ja, was von Möbeln nicht mehr ganz gut und solid war, das ward auch dem Feuertod geweiht. Als der Mangel immer größer wurde, mußten neue Bezugsquellen eröffnet werden, und wer sonst hätte da herhalten sollen, als das schöne heitre Bourg la Reine? Denn so bequem hatten wir es nicht, wie die beständig an einem Ort liegende Artillerie; die hat einfach etliche Nebengebäude abgedeckt, so daß die nackten Wände in die Luft starrten, und sämtliches Bauholz in Brennholz verwandelt. Also Bourg la Reine wurde nun in Angriff genommen und befohlen, daß jeder Mann nach dem Abkommen vom Dienst eine Tracht Holz mit ins Kantonnement zurücktrage. Unter Tags wurden die Lasten zurechtgestellt, was die auf Bereitschaft Liegenden selbst thaten, während die auf Vorposten Befindlichen zwei Mann zu diesem Zweck in den Ort zurücksandten. Am Abend wurden dann beim Passieren der Stelle die Bündel aufgenommen und nun denke man sich den Anblick dieser Züge und Kompagnieen, wenn jeder Mann außer Wehr und Waffen noch eine Last Holz unter dem Arm, auf der Schulter, auf dem Kopf, auf dem Rücken trug; man denke sich jene aufs verschiedenartigste gestaltet, als Langhölzer und Rundhölzer, als Latten, Bretter, Bohlen, Fensterladen, Stühle, kurz alle möglichen und unmöglichen Formen; manchmal trugen zwei Mann einen besonders gewichtigen Gegenstand miteinander oder abwechselnd. Wie vom Walde gekommen produzierte sich die Kompagnie, beschwert mit einstigen Besitzgegenständen von Bourg la Reine und dröhnend fielen die Holzbündel auf, wenn sie stillstand. Glücklicherweise gab's da Holz genug, so viel, daß zwei Bataillone zwei Monate lang tagtäglich zu tragen und nachher noch zwei Bataillone sechs Wochen lang zu brennen hatten. In dieser letzten Zeit wurde namentlich die bisher wenig ausgebeutete linke Seite heimgesucht und mancher blendend weiße Fensterladen konnte seinem Schicksal nicht entgehen. Daß

es bei diesem sonderbaren Holztransport an komischen Scenen nicht fehlte, brauche ich kaum erst zu bemerken. So hatte ein junger Soldat eines Tages ein leichtes Salzfaß ausfindig gemacht; daß es mitgenommen werden mußte, verstand sich von selbst, nur die Art der Fortbringung machte dem Finder Kopfzerbrechen. Ganz wollte er es ja haben, weil da mehr Profit heraussah, als wenn er das Faß zerschlug, dessen einzelne Bretter er nicht alle hätte tragen können. Es vor sich her zu rollen, ging doch nicht an und so verfuhr der gute Mann nach dem Rate eines Spaßvogels folgendermaßen: er steckte das Bajonett auf, unterfing das Faß und trug es auf dem Gewehr, an welchem es nun wie eine Glocke hoch über dem Zug hin und her baumelte. Allmählich blieb der Träger etwas zurück, es ward ihm herzlich sauer, die schwankende Last zu schleppen, und das herrschende Glatteis erleichterte ihm die Arbeit durchaus nicht. Daß ich's kurz mache, wir hörten plötzlich einen tüchtigen Schlag und sahen eben noch den Mann aus einem Trümmerhaufen sich langsam erheben. Nun mußte er sich doch mit einer Partie eilends zusammengeraffter Faßteile begnügen und hatte obendrein Spott genug; nicht nur heute, denn noch oftmals konnte man die Geschichte vom Salzfaß als eine funkelnagelneue erzählen hören.

‚Am h. Weihnachtsfest mußten wir auf Vorposten liegen. Es war am 24. Dezember abends $5\frac{1}{2}$ Uhr, daß mein Bataillon abmarschierte, während ich auf der Brigade den ‚Befehl' zu holen hatte. So unangenehm mir dieser Auftrag zuerst war, so sehr freute es mich nachher, daß ich gerade an diesem Tage dazu kommandiert wurde. Denn als ich nachts $9\frac{1}{2}$ Uhr dem Major das Befehlbüchlein überbrachte, was durfte ich da sehen? den schönsten brennenden Weihnachtsbaum. Und ich hatte Zeit, ihn mir recht anzusehen, bis der Adjutant, der das Bäumchen geputzt hatte, dem Major den langen Befehl vorgelesen hatte. Ich wurde über diesen heimatlichen Anblick ganz fröhlich und vergaß, daß ich in dem ungastlichen Frankreich weile und daß die Kanonen von Paris jeden Augenblick Tod und Verderben über mich bringen können. Dann suchte ich ganz glücklich meinen Zug auf, der heute in einem Hause lag, weil wir Vorposten in zweiter Linie hatten. An Schlaf war nicht zu denken, wie immer auf Vorposten. Am 1. Feiertag kein Gottesdienst, kein festtäglich Gewand; Schnaps aus steinernen Krügen war unser Met,

gutes weißes Brot unser Lebkuchen. So brachten wir den Tag hin und abens trug jeder wie sonst sein Bündel Holz nach Hause. Wem es nicht im Innern Weihnachten war, der merkte weiter nichts von dem Feste, denn auch die Franzosen unterließen nicht, uns zu den gewöhnlichen Stunden ihre Festgrüße in Gestalt von Bomben und Granaten herüber zu senden. Der zweite Feiertag gehörte, nachdem die Fassungen und der Befehl vorüber waren, uns, aber nur bis 5½ Uhr abends, denn zu dieser Stunde zogen wir auf Bereitschaft nach Bourg la Reine. — Am Nachmittag des letzten Tages des gewaltigen Jahres 1870 ließen wir die Gläser zusammenklingen auf die baldige Kapitulation von Paris und auf den Sieg der deutschen Waffen in Frankreich. Wir mußten dies liebe Geschäft deshalb schon so frühzeitig erledigen, weil uns der letzte Abend des scheidenden Jahres wieder hinaus rief auf die Bereitschaft. Kurz vor dem Abmarsch war Schnaps gefaßt worden, aber ein Schnaps, wie ich in meinem ganzen Leben Schärferes nicht über die Lippen gebracht habe, das reinste Scheidewasser, höchst wahrscheinlich französischer Absynth. Alles Wasser vermochte seine furchtbare Schärfe nicht zu mildern, noch seine berauschende Kraft zu dämpfen. Selbst den gewiegtesten Schnapstrinkern war er zu stark; sie hatten ihn bald oben im Kopf. Nur Einer vermochte dem Teufelstrank, wie wir ihn nannten, einen langen Widerstand entgegenzusetzen, um dann eine um so schwerere Niederlage zu erleiden, die ihn leicht das Leben hätte kosten können. Das war unser guter Papst. Wir lagen nämlich an diesem Abend im Granatensaal, dessen oberes Ende eine zu allerhand Aufführungen bestimmte Bühne bildete; sie erhob sich fast mannshoch über dem Saal und mußte mangels einer Treppe frei vom Boden weg oder mit Hilfe von Stühlen erklettert werden. Gleichwohl erschien uns die ganze Anlage so hübsch, daß wir daraus ein Separaträumchen für uns Unteroffiziere machten und es mit einem Tisch und etlichen Matratzen ausstatteten. Für unsern bezechten Alten war nun das Ersteigen der Bühne an jenem Abend ein Ding der Unmöglichkeit, weshalb wir auf alle Weise ihn zu bewegen versuchten, heute unten zu bleiben und jede beliebige Matratze zu benutzen. Aber davon wollte er nichts hören; gerade heute wolle er hinauf, erklärte er mit zunehmender Heftigkeit. Da half nichts weiter, als ihm seinen Willen zu lassen, und so wurde er denn von unten und oben her glücklich

auf die Bühne hinaufgelotst. Droben warf er sich alsbald auf eine Matratze und schlief ein, worin wir ihm, befriedigt, daß wir ihn so weit hatten, nachfolgten. Nach etlichen Stunden — ich hörte durch den Schlaf hindurch Geräusch, konnte mich aber nicht auf mich besinnen — erwachten wir an einem dumpfen Schlag, welcher von nichts anderem als von einem schweren Fall herrühren konnte. Wirklich, des Alten Platz war leer, er war's! Unbewußt wo er sich befand, war er bis an den Rand der Bühne vorgeschritten und kopfüber hinabgestürzt. Im Nu waren wir unten bei dem leblos Daliegenden; er atmete noch, weshalb wir Rock und Krawatte lüfteten und fest drauflos Wasser über ihn gossen. Bald hatten wir denn auch die Freude, unsre Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen: er öffnete den Mund zu einem Wort, wie es eben auch nur er wieder sagen konnte: ‚Diesmal — hab ich — die Engerl im Himmel — singen hören‘. Kurz darauf erhob er sich völlig gesund und unbeschädigt, nur sein Kopf schmerzte ihn etwas. Ja, ein nüchterner Mann hätte sich sicher bei so schwerem Fall Schaden zugezogen, mindestens sehr wehe gethan; an unserm 6 Fuß langen, schweren, aber trunkenen Fünfzigjährigen ist er fast spurlos vorübergegangen. Auf die Bühne mochte er von da an nicht mehr, er hatte, wie er sich selbst ausdrückte, an diesem einen Kunststück genug. . . .“

„Nun kommen aber die Wochen, welche alles in den Hintergrund drängend sich abheben von den Leiden des Winters und allen Strapazen, welche in der vorhergehenden Schilderung einen, wie ich fürchte, für den Geschmack des Lesers fast zu ausgedehnten, — wie mir aber meine Kriegskameraden bezeugen werden, die Wirklichkeit doch noch lange nicht erreichenden Raum eingenommen haben. Auf immer dem Gedächtnis aller Teilnehmer eingeprägt bleiben sie, die nun beginnenden drei Wochen der Beschießung von Paris, und wenn ich mir je den Beistand einer Muse gewünscht hätte, so wäre es hier, um diesen dritten und letzten Akt, diesen großartigsten Abschnitt der Belagerung würdig beschreiben zu können. Ist's doch gewiß allen ein unvergeßlicher Moment, als drüben beim Meudoner Wald der erste Schuß aus unsern Batterieen hinüber donnerte auf die Pariser Südforts. Aber auch die feindlichen Geschütze blieben die eiserne Antwort nicht schuldig, so daß über drei Wochen das Bombardement währte, ein furchtbarer Artilleriekampf tobte. Mehr als 1200 Ge-

schütze vom Zwölfpfünder bis zum Zweiundsiebzigpfünder waren bestrebt, mit möglichster Sicherheit und Schnelligkeit des Feuerns sich gegenseitig zu messen und zu überbieten. Wie das brüllte, wie die Erde erbebte von unaufhörlichem Donner der Geschütze, wie die Luft erzitterte von dem Pfeifen, Zischen und Explodieren der sie durchschneidenden Eisenblöcke, welche gegenseitig Verderben bringend geschleudert wurden; wie grelle Blitze da und dort die Nacht durchbrachen und wie in den tiefsten Frieden alles getaucht schien, wenn das Feuer einmal schwieg, wie um zu verschnaufen und zu erhöhter Kraftentfaltung sich zu sammeln. Reichlich drei Wochen wogte der Kampf, dann hatte sich unsre Artillerie dem Feinde so herrlich überlegen gezeigt, daß dieser von Festung zu Festung zurückgehen und zuletzt die Waffen strecken mußte. Wer es mit angesehen und gehört hat, wer so im wahren Sinne des Wortes mitten drinnen gestanden ist, wie wir Infanterietruppen, der kann dieses gewaltigen Schauspiels nimmer vergessen, rechnet es vielmehr zu seinen schönsten und teuersten Erinnerungen. Es war eine lange, lange Geduldprobe gewesen, bis der erste Schuß aus deutschem Geschützrohr erdröhnte. Mit viel größerer Geduld als das deutsche Publikum, wie uns die Zeitungen berichteten, harrten wir, die Nächstbeteiligten, ihm entgegen; ja, wir waren so geduldig, daß wir überhaupt gar nicht mehr an das Bombardement glaubten. Und die drüben glaubten offenbar auch nicht mehr daran, denn sie trieben's alle Tage frecher und toller. An den Abhängen der ‚gelben Tante‘, oder wie sie auch genannt wurde, ‚Judenschanze‘, wimmelte es tagtäglich von allem möglichen Volk, Karrenschiebern, Reitern, Müßiggängern männlichen und weiblichen Geschlechts; man sah all diesen Leuten an, daß sie der Spezies der Schlachtenbummler angehörten, die eben von hoher Warte herab einmal einen Blick auf die verhaßten Deutschen thun wollten. Besonders lebhaft ging's an den Sonntagen zu, das Stelldichein zahlreicher Mädchen mit ihren in der Schanze dienstthuenden Schätzen schien von der Küche in die Geschützstände von Villejuif verlegt und die Kanoniere waren, wie wir deutlich mit ansehen konnten, galant genug, die zartbesaiteten Seelen die Geschütze lösen zu lassen, woran diese nicht genug bekommen konnten, so zahlreich sauste Granate auf Granate über unsere Köpfe weg. Es war höchste Zeit, daß da einmal der Kehraus geblasen wurde. ‚Ein einz'ger Schlag kann alles

enden'. Der erste deutsche Kanonenschuß vertrieb all das Volk, daß es Reißaus nahm auf Nimmerwiedersehen. Nur die Bedienungsmannschaft hielt tapfer stand und antwortete anfangs auf jeden Schuß mit ehernem Gegengruß; es muß ihr eine gewisse Wohlthat gewesen sein, endlich einmal genau zu wissen, wohin sie mit Aussicht auf Erfolg ihre Geschosse zu schleudern hatte. Bei uns brachte der erste Schuß eine großartige Änderung hervor. Er hob unsere Stimmung um hundert Prozent. Jetzt erst war ganzes volles Kriegsleben; nimmer wurde nur hergeschossen, sondern auch hinüber ging's, und die deutschen Kanonen hatten einen so noblen Klang, daß man ihm die gewaltige Wirkung anhörte. Das war köstlich erhebend und das that unsern gepreßten Vorpostenherzen besonders wohl, daß die französischen Aufmerksamkeiten nicht länger mehr nur uns galten, sondern der Artillerie, welche doch wenigstens in der Lage war, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Denn mit unsern Vorpostendörfern sich zu beschäftigen, dazu hatten die Herren jetzt keine Zeit mehr, so daß wir fast mit Muße zusehen konnten, wie der gewaltige Kampf ausgefochten wurde. Über die Ostfront ging's zuerst. Am 27. Dezember eröffneten 76 meist sächsische Geschütze das Feuer auf die französischen Befestigungen des Mont Avron, und noch hatte das alte Jahr der Welt nicht Valet gesagt, da war der Berg schon sauber gekehrt von Franzosen und Befestigungen. Mag das eine Bestürzung gewesen sein, als die Deutschen wirklich schossen und mit verzweifelter Kraft und Sicherheit schossen! Da half nichts, als sich rückwärts konzentrieren auf die Forts; aber auch da ist des Bleibens nicht, die deutschen Bomben und Granaten hausen so unbarmherzig darinnen, daß am ersten Tage des neuen Jahres das Feuer von Rosny, Noisy und Nogent verstummt. Immer weiter dehnt sich die Beschießung aus; die an der Nordostfront gelegenen Werke werden in den Bereich des deutschen Feuers gezogen — nur bei uns bleibt alles unverändert still. ‚Wir werden auch hier wieder zu kurz kommen und uns begnügen müssen, hin und wieder in ruhigen Stunden das Brummen der schweren Geschütze herüberzuhören', sagten wir kleinlaut, als uns im Befehl die prachtvollen Ergebnisse der teilweisen Beschießung mitgeteilt wurden. Endlich schien es auch bei uns Ernst werden zu wollen, denn als wir am 2. Januar abends zur Grabenstellung hinauszogen, wurde uns mitgeteilt, daß morgen früh das

Bombardement auf der Südseite beginnen werde. Mit Freuden teils, teils mit ungläubigem Kopfschütteln wurde die Nachricht entgegengenommen. ‚Wir glaubens nicht eher, als bis wir's krachen hören; es ist uns oft genug gesagt worden, es ginge los und ist niemals etwas daraus geworden.' So sagten die einen, wenn andere jubelten und sich's und andern ausmalten, wie schön wir's morgen von unserm sichern Platze aus mit ansehen könnten. Mitten in der Nacht wurde Wein gefaßt, das war etwas so Besonderes, daß die Aktien der Ungläubigen bedeutend fielen. Ich weiß nicht, geschah dies der Kälte wegen, oder weil morgen wegen des französischen Feuers vielleicht eine Ablösung nicht möglich würde. Die Kälte in jener Nacht war entsetzlich. Nur durch ununterbrochene Bewegung war's möglich, die Glieder vor dem Steifwerden zu bewahren. Der bei der Verteilung im offenen Feldbecher gehaltene Wein bekam an den Wänden ein ganz dünnes Eishäutchen, und Soldat Weißmantel mußte als dem Erfrieren nahe vom Posten abgelöst und von zwei Mann zum Arzt geführt werden. Mit um so größerer Sehnsucht wurde der Morgen erwartet, das beginnende Bombardement sollte für die Leiden der Nacht entschädigen und beim Klang unserer Kanonen wollten wir zur Fröhlichkeit auftauen.

‚Aufgepaßt! sechs Uhr ist's, jetzt geht's an, es muß alle Augenblicke krachen!' Nichts rührte sich; es wurde sieben, acht Uhr, kein Schuß fiel, wenigstens kein deutscher. Immer kühner erhoben die Ungläubigen das Haupt, und als unsere Offiziere die Ansicht aussprachen, der Nebel werde daran schuld sein, da triumphierten sie selbst wunden Herzens: ‚Seht ihr's, es ist nichts, und wird nichts; das bißchen Nebel war gar nicht der Rede wert!' und niemand wagte mehr zu widersprechen. Langsam ging der Tag dahin und am Abend kehrten wir, um eine bittere Enttäuschung reicher, ins Kantonnement zurück. Und als auch am nächsten Tage nichts sich hören ließ, da waren wir alle wieder auf dem alten Standpunkt angekommen, das Bombardement war in Vergessenheit zurückgesunken. ‚Was lange währt, wird endlich gut'. Die Nacht vom vierten auf den fünften Januar verbrachten wir in Antony. Der anbrechende Morgen traf uns in die Mäntel gewickelt in sanftem Schlummer. Plötzlich fuhren wir alle, wie auf Kommando, in die Höhe: ein Kanonenschuß aus nächster Nähe war durch die leichten Träume gedrungen und hatte

uns erweckt. Das Hurra lag uns schon auf der Zunge und wartete nur auf den zweiten Schuß, um dann so stürmisch hervorzubrechen, daß die Fenster zitterten. Dann wieder Stille, als ob wir in unserm ganzen Leben noch keinen Kanonenschuß gehört hätten. ‚Von links kommt's her, ja das ist wahrhaftig unsere Artillerie, hurra, hurra, hurra!‘ Sechs bis acht Schüsse paßten wir so ab, jeden aus vollem Herzen begrüßend, bis wir's ganz gewiß wußten: die Beschießung hat begonnen. Dann hinein in die Stiefel und hinab auf die Straße, um's noch besser zu hören und jeden Kameraden zu fragen, ob er's auch höre. Bald ging rechts drüben der Rumor an, ‚die Preußen bei L'hay schießen auch, hört nur, wie das donnert!‘ Höher und höher stieg bei dem anhaltenden Feuer unsere Freude und gestaltete sich zu einer wahren Feststimmung aus, in welche nur die um die Mittagsstunde sich verbreitende Nachricht, daß schon einige Kanoniere von französischen Geschossen verwundet seien, einen bittern Tropfen fallen ließ. Das Kärtchen, auf welchem ich die frohe Kunde nach Hause meldete, ist noch vorhanden, ein deutlicher Ausdruck unseres Jubels: ‚Antony, den 5. Januar. Seit heute Morgen werden die uns gegenüberliegenden Forts beschossen; bei uns herrscht darüber allgemeine große Freude. Es donnert nicht schlecht!‘ Ja, es donnerte nicht schlecht! Tag und Nacht brüllten die Geschütze, daß der Bièvregrund nimmer zur Ruhe kommen konnte. Immer mehr Batterieen thaten sich wie hergezaubert auf und traten ein in den Kampf, enger und enger ward der Kreis, aus welchem tausendfach Tod und Verderben hervorbrach, nicht nur auf die Werke, sondern hinein bis mitten in die Stadt. Nach drei Tagen ging die eine Kaserne von Montrouge in Rauch auf, der sich in dicken Lagen über die Stadt hinwälzte; nach neun Tagen war das Fort selbst lahm geschossen und feuerte gleich Issy und Vanves nur noch aus etlichen Kanonen. Auch in der Stadt selbst wurden bald Feuersbrünste beobachtet. An einzelnen Tagen war die Beschießung besonders heftig. Immer noch leisteten die Franzosen tapfern Widerstand; konnten sie's nicht mehr von den Forts aus thun, so thaten sie's jetzt von der Enceinte, der Pariser Umfassungsmauer, aus; und hörte man durch das Schmettern der deutschen Schüsse hindurch einen französischen, so tönte er aus immer weiterer Ferne her. Manchmal schien es indessen, als ob sie die Forts wieder notdürftig in den Stand gesetzt hätten, denn an

einzelnen Tagen ergoß sich das Feuer mit großer Heftigkeit aus denselben; dann hatten sie wieder genug bekommen und ließen's gehen. Mit besonderem Nachdruck erwiderte die ‚gelbe Tante‘ das Feuer, und so reich sie auch von den Batterieen in L'Hay bedacht wurde, sie hat meines Wissens niemals ganz geschwiegen. Das Leuchten mit elektrischem Lichte aber ließen die Herren jetzt unterwegs, sie wußten warum. Es war ein prächtiges Schauspiel, welches uns jetzt der Aufenthalt in Bourg la Reine darbot; stand man doch hier so recht mitten zwischen den beiden Feuern, ohne darunter zu leiden. Zwar ganz kamen wir bei den Franzosen auch jetzt nicht in Vergessenheit. ‚In bekannter Freigebigkeit schossen sie sogar bis hinter nach Antony, wohin wir abends zurückzukehren hatten; der Heimweg war deshalb ziemlich ungemütlich für uns, wurde aber ohne Unfall zurückgelegt‘, so habe ich noch am 20. Januar geschrieben. Aber wenn auch, das war Kinderspiel gegen das, was wir früher auszustehen hatten. War's nicht hochinteressant, zu sehen, wie die Kugeln auf der Krone oder dem glatten Rücken der ‚gelben Tante‘ einschlugen, daß das gefrorne Erdreich stäubte; oder wie in der Morgendämmerung aus seinen hochgelegenen Stückpforten der Feuerstrahl herausfuhr, gefolgt von mächtigem Knall? Oder war's nicht noch viel schöner, unsre eignen Geschütze bei Nacht in vollster Arbeit zu sehen? Wenn wir die linke Vorpostenstellung einnahmen, stand die Zwölfpfünderbatterie ziemlich gerade hinter uns, so daß wir, wenn wir uns umwandten, sozusagen den Geschützen ins Gesicht sahen. Da brach's denn alle fünf oder fünfzehn Minuten, je nachdem gefeuert wurde, hervor wie ein greller Blitz und wie nur der Schlag verklungen war, sauste die Granate über unsere Köpfe hinweg, begleitet von unsern besten Wünschen. Oder wer kann jenen Mörser größten Kalibers vergessen, welcher auf der Höhe von Fontenay an der Seite eines gleichgroßen Genossen arbeitete? Sein wahrhaft betäubender Schlag ließ alles weit hinter sich und im Umkreis von mehreren Kilometern leuchtete der Himmel auf, wenn er Feuer gab. An seinem helleren Ton unterschieden wir ihn bald von seinem Kameraden und tauften ihn ‚Brüllaffe‘, freuten uns auch jedesmal, wenn wir hinauskamen, auf ihn ganz besonders. Wenn er eines seiner Riesenkinder entsendet hatte, horchten wir gespannt auf den Gegenschuß, d. h. den Knall des explodierenden Geschosses. Je länger dies anstand, je schwächer und

aus je weiterer Ferne der breite, langgezogene Ton zu vernehmen war, um so höhere Befriedigung erfüllte uns; ‚die ist wieder tüchtig drinnen!‘ das war der stehende Ausdruck für sie. Alle Infanterietruppen waren im Befehl gewarnt, sich nicht mehr als nötig im Freien aufzuhalten, um von den herabfallenden Bleimänteln nicht getroffen zu werden. Jede Granate ist nämlich von einer dünnen Bleihülse umgeben; das weiche Metall schmiegt sich gefälliger in die Züge des Rohres, als das harte Eisen, und wird somit dem Geschoß ein knappes Laufen in den Zügen und ein um so kräftigerer Schwung verliehen; in der Luft löst sich der durchfurchte Bleimantel ab und fällt zu Boden. Es sollen auch wirklich leichte Verletzungen dadurch vorgekommen sein. ‚Blei hin, Blei her‘, dachten wir; ‚hat uns das französische nichts gethan, thut uns das deutsche erst recht nichts‘. Wir konnten's nicht lassen, in der Nacht, wo wir außen waren, einige Zeit vor dem Kellerchen zu stehen und zuzusehen, wie Paris beschossen ward, ob uns auch ein Bleiklumpen auf das Dach gefallen wäre. Dies wäre doch immer noch erträglicher gewesen, als wenn etwa durch einen Zufall ein auf die Belagerungsgeschütze gemeintes Projektil in unsrer Mitte eingeschlagen hätte. So gar unmöglich wäre das nicht gewesen, denn auf der rechten Seite standen wir kaum 600 Schritte von den preußischen Batterieen bei L'hay entfernt."

Die Niederlage, welche die Loirearmee in den ersten Dezembertagen erlitten hatte, war noch nicht vollständig genug gewesen, so groß auch die Verluste gewesen waren. Die Franzosen hatten keine Soldaten mehr, welche Siege erfechten konnten, wohl aber Menschen genug, um den Krieg zu nähren. Der rechte Flügel der geschlagenen Loirearmee unter Bourbaki hatte sich die Loire aufwärts nach Süden und Südosten zurückgezogen, während der linke unter Chanzy die Loire abwärts entkommen war. Gambetta freilich rühmte, daß man infolge der Kämpfe bei Orleans nunmehr zwei Loirearmeen anstatt einer besitze. Chanzy, verstärkt von den im Westen gesammelten Truppen, setzte in der That schon am 7. Dezember bei Meung und Beaugency im Walde von Marchenoir am rechten Ufer der Loire den nachdringenden Truppen des Großherzogs von Mecklenburg einen nachdrücklichen Widerstand entgegen und machte sogar Ver-

suche, wieder angriffsweise vorzugehen, zog aber nach 4tägigen Gefechten am 11. auf Blois und Tours ab, ohne den durch die Ungunst des Wetters, die beständigen Märsche und Gefechte und die dadurch bedingten Verluste hart mitgenommenen deutschen Truppen, in deren Händen der Feind allerdings eine fast lästige Menge von Gefangenen und Überläufern zurückließ, die Gelegenheit zu einem entscheidenden Stoße zu geben. Vom Hauptquartier in Versailles kam die Weisung, die weitere Verfolgung aufzugeben, sich mit wachsamer Beobachtung zu begnügen, die Hauptmacht des Großherzogs bei Chartres, die des Prinzen bei Orleans zu konzentrieren, Blois und Gien zu behaupten und so den Truppen die notwendige Ruhe und Herstellung zu schaffen. Eine Division war bis vor Tours gelangt, hatte einige Granaten in die Stadt geworfen, welche nunmehr die weiße Fahne aufzog (19.): Die Regierungsdelegation war von dort bereits am 9. nach Bordeaux übergesiedelt.

Wie furchtbar diese Dezembertage für die Deutschen waren, erkennt man aus einer der Erinnerungen Taneras: „Herrgott, wie sah unsere schöne, gute Brigade aus, als ich den Frührapport am 8. Dezember 1870 morgens 7 Uhr zusammenstellte! Mehrmals hatten wir während des Feldzuges starken Ersatz an Offizieren und Mannschaften erhalten und dennoch ergaben meine Listen trotz wiederholten Zählens an jenem Morgen statt der etatsmäßigen Zahl von 167 Offizieren und 7000 Mann nur 59 Offiziere und 2466 Mann. Ja, die Namen Beaumont, Sedan, Artenay, Orleans, Coulmiers, Loigny und wieder Orleans waren mit sehr blutigen Lettern auf unserer Kampfes- und Siegestafel eingetragen und nicht leicht konnte eine deutsche Truppe mit mehr Recht als wir sagen: ‚Wir haben viel errungen, aber teuer bezahlt.' An Stelle des am 2. Dezember erschossenen Brigadeadjutanten konnte erst gestern abend ein neuer ernannt werden, da sich für dessen bisherige Stelle früher kein Ersatz hatte auffinden lassen. Es fiel daher mir die Aufstellung der Rapporte zu. Ich kann nicht behaupten, daß mich die furchtbare Wahrheit dieser dürftigen Zahlen in den für eine Schlacht so notwendigen frischen Mut versetzte. Im Gegenteil! Es war ein düsterer Gedanke, daß man mit einem solchen Häuflein, freilich über jedes Lob erhabener tapferer Leute, von neuem die großen Massen, welche Gambetta gegen uns aufgerufen hatte, bekämpfen und sie heute nicht

allein abwehren, sondern sogar angreifen und schlagen sollte. Doch die Herren in den Bataillonen sollten nichts merken. Wie mein General und der Generalstabshauptmann der Brigade dachten, wußte ich. Wir drei kannten ja allein, was uns bevorstand. Nun in Gottes Namen, Kopf in die Höh! Ich entließ die Bataillonsschreiber und addierte, auf einem Stein sitzend, den Zügel meines Schimmels im Arm, noch einmal meine kleine Zahlen. Sie wurden nicht größer. Da stieg ich auf mein gutes Tier und trabte zum General. Er stand mit den Kommandeuren der beiden Regimenter und dem des Jägerbataillons auf einem kleinen Hügel. ‚Nun was Neues, Leutnant T.?‘ ‚Nein, Herr General. Nur den Frührapport?‘ ‚Wie stark können wir heute ins Gefecht rücken?‘ ‚Hab' es noch nicht genau zusammengestellt, Herr General!‘ ‚Schon gut. Sie können mir die Zahl ja später melden.‘ Wir verstanden uns gut, der General und ich. Manche schwere Stunden hatten wir zusammen erlebt und schon der Umstand, daß ich ihm von allen Herrn des Stabes allein übrig geblieben war, während die anderen infolge des bittern Kriegsgeschickes allmählich neu ersetzt werden mußten, war Ursache, daß zwischen uns eine Vertraulichkeit bestand, mehr wie es zwischen Vater und Sohn als zwischen einem alten General und einem blutjungen Ordonnanzoffizier gewöhnlich der Fall ist. Er wußte, daß ich nur Ernstes zu melden hatte, und wollte auch nicht, daß es die Kommandeure hörten. Eine Viertelstunde später rückte die Brigade vor und zwischen 8 und $8^1/_2$ Uhr stand sie in Rendezvous-Stellung zwischen Cravant und Beaumont, etwa 700 m hinter der großen Straße von Beaugency nach Châteaudun. In der Nacht war leichter Schnee gefallen; jetzt lag über dem ganzen Gelände ein dünner Nebel, der zwar einen Fernblick auf etwa 1 Kilometer gestattete, aber nichts deutlich erkennen ließ. ‚Hier halten und nur angreifen, wenn der Feind sich vorwärts Villechaumont zeigt. Links geht die 17. preußische Infanterie-Division vor.‘ Dies war vorläufig unser Befehl. Plötzlich bemerkt ein Adjutant eines bei den wieder zusammengerufenen Kommandeuren stehenden Majors: ‚Dort gehen ja feindliche Infanteriekolonnen vor.‘ Alles drehte die Köpfe nach der bezeichneten Richtung. Wirklich, da schoben sich dunkle Massen im Nebel von Le Mée her gegen die große Straße. ‚Das ist die Avantgarde der 17. preußischen Division,‘ meinte ein Stabsoffizier. ‚Nein,

es sind Franzosen, sonst würden sie westlicher marschieren.' ‚Keine Rede von Franzosen. Man sieht ja keine Spur von roten Hosen.' ‚Und doch ist es der Feind. Sie wollen die Straße besetzen.' So ging es hin und her. Die Feldstecher kamen nicht von den Augen. Es war aber absolut keine Uniform zu erkennen, der Nebel ließ alles zu undeutlich erscheinen. Da drängte ich mich vor: ‚Herr General, ich reite hin und sehe nach. Ich bin gleich wieder zurück.' ‚Was fällt Ihnen ein. Daß Sie mir auch noch totgeschossen werden. Sie bleiben da.' Wieder flogen die Feldstecher an die Augen, aber vergebens. Man erkannte nur, daß die Straße immer stärker besetzt wurde; allein es war weder eine Uniform zu unterscheiden, noch zu sehen, wohin eigentlich die Front dieser Truppen ging. Von neuem wurden Zweifel laut, ob es die Preußen seien. Allmählich meinten doch mehr Stimmen, es könnten wirklich Franzosen sein. Da hielt es mich nicht länger. ‚Herr General, wenn ich nicht zurückkomme, sind's Franzosen.' Meinem Schimmel beide Sporen geben und in Karriere gegen die Straße vorjagen, war geschehen, ehe der General etwas sagen konnte. Was er mir nachrief, wollte ich nicht verstehen. Er hatte es gut für mich gemeint. Nun ging's dahin. Da mußte ich in einen schmalen Weg zwischen Weinbergen einbiegen. Er führte scheinbar direkt auf die große Straße. Eine kleine Terrasse hielt uns nicht auf. Mein guter Schimmel — ich ritt heute ein Dienstpferd, weil mein Rappe ‚Orleans' am 4. Dezember durch eine Granate unter mir zerrissen worden war — flog über das Hindernis hinauf, als ob wir im Zirkus wären und Hunderte von schönen Damen uns beobachteten. ‚Brav, Schimmel!' Auch der Sprung über den Zaun gelang. Jetzt stand ich aber mitten in einem Weinberge und zwar nicht mehr auf dem Wege, sondern zwischen den einzelnen Pfählen, an denen die Stöcke in die Höhe gezogen werden. Dort hat man nicht, wie am Rhein, lange Rebzeilen, sondern wie in Tirol wächst jeder Stock an einem etwa 1 m aus der Erde ragenden Pfahl empor. Dieselben sind so enge als möglich aneinander gestellt, um den Boden gut auszunützen. Zwischen diesen trabte ich an. Jeden Moment konnte sich mein braves Pferd die Brust aufspießen und dann wäre es aus gewesen mit weiterem Vorreiten. Es glückte aber. Bald kam ich in einen Weinberg, in dem die Pfähle genau in Linien geordnet standen. Zwischen zwei

Reihen derselben war Platz genug, um bei langsamer Gangart, mit großer Vorsicht ziemlich gut reiten zu können. Der mir so vorgeschriebene Weg führte direkt auf die Straße. Ich wagte nicht vom Boden aufzusehen, damit mein Schimmel keinen Fehltritt thue. Plötzlich prasselte es um mich herum und pfiff und krachte, als ob ein tüchtiges Hagelwetter über mir losbreche. Bald darauf folgte der Schall der vielen Schüsse, welche mir so freundlichen Gruß entgegengeschickt hatten. Ich sah auf und erblickte jenseits der Straße, die noch etwa 350 m vor mir lag, die wohlbekannten kleinen Rauchwolken, welche mir deutlich genug sagten, wo der Feind stand. Es waren also wirklich Franzosen, die sich bis auf etwa 150 m an die große Chaussee vorgeschoben und nun einige Ravins besetzt hatten. Bald folgten neue bleierne Boten. Die armen Weinbergpfähle! Sie hatten doch nichts Böses gethan und wurden nun so rücksichtslos zersplittert. Die Sache war aber auch für mich und meinen Schimmel nicht sehr gemütlich. Umkehren gab es nicht. Wir hätten uns aufgespießt. Also vorwärts! Anfangs ein ruhiger, dann ein schärferer Galopp führte mich immer mehr den geehrten Herren Franzosen entgegen, die nun ein regelrechtes Scheibenschießen veranstalteten. Sicherlich waren es ‚Moblots‘,*) sonst hätten sie nicht so gar erbärmlich schlecht geschossen. ‚Ja, hört denn der abscheuliche Weinberg noch nicht auf!‘ Immer fort, ventre a terre! An ein Gespießtwerden durch einen Seitensprung meines Schimmels dachte ich jetzt gar nicht mehr. ‚Herrgott, der Weinberg geht ja bis an die Straße!‘ ‚Zu, Schimmel! Halt aus! Auf der Straße kehren wir; dann geht's zurück!‘ Das brave Tier lief wie der Satan. Keine 20 Schritte war die Straße mehr entfernt. Plötzlich — mir war's, als hört ich's krachen — zerschmettert ein Geschoß meinem armen Schimmel ein Vorderbein; er stürzt; ich fliege wie ein geprellter Frosch über den Kopf meines Pferdes hinweg; das aber wälzt sich, noch von anderen Kugeln durchbohrt, zwischen Pfählen, die es niederdrückt und abbricht, herum und ich krieche auf allen Vieren, als ob ich nie anders gehen gelernt hätte, bis zum Straßengraben vor und niste mich in demselben hinter einer Pappel möglichst gut ein. Das patschte lustig rechts und links neben mir in den Schnee und auf

*) Der Spottname für Mobilgarden.

den feuchten Boden. Oben in der Pappel prasselte es und abgeschossene Zweige fielen herab; ich aber lag in verhältnismäßiger Sicherheit, freilich etwas naß gebettet, aber dadurch nicht im geringsten alteriert im Straßengraben hinter dem Baume und machte es mir bequem. Sorgsam lugte ich mit dem Feldstecher neben einem Wurzelknorren vor und beobachtete die im Maximum 140 m von mir entfernten Franzosen. Bald aber mußte ich die Nase wieder hinter die Pappel zurückziehen, denn die Burschen nahmen gar keine Rücksicht und schossen allmählich ganz dicht neben mich hin. Jetzt blickte ich auch zurück.

‚Hurra, Hurra!‘ — Mein Herz war zu freudig bewegt. Ich mußte mit unserem alten Schlachtruf mir Luft machen. Dort waren ja schon 2 Batterieen aufgefahren und — plötzlich ein Blitz, ein Zischen, ein Krachen bei den Geschützen, dann wieder ein Krachen etwa 100 m vor mir und die erste bayerische Granate sauste hinüber und brachte nun auch unsere Grüße den erstaunten Franzosen entgegen. Sie war zu kurz gegangen. Nun folgte die zweite. Die flog über die feindlichen Schützen hinweg. Die dritte aber saß und dann kam die vierte und so fort, daß den armen Männleins jenseits der Straße wahrscheinlich Hören und Sehen verging. Sind aber nicht ausgerissen, sondern haben brav Stand gehalten und nun ein höllisches Feuer eröffnet, für das sie jedoch wertvollere Ziele suchten, als meine arme, schon recht verbrauchte Mütze und was unter derselben sich befand. Dadurch fühlte ich mich wie in Abrahams Schoß und lugte mit meinem Glas bald vor zum Gegner, bald zurück zu den Unseren. ‚Aha, nun wird's Ernst! Schützen gehen vor! Grüne Krägen! Also meine lieben Jäger, zu deren Bataillon ich ja auch gehörte, fangen an. Na wartet Franzosen, die werden's Euch schon zeigen.‘ Jetzt sind die ersten Schützenlinien noch etwa 200 m von mir entfernt. Sie stehen also ungefähr 350 m vor dem Feinde. Signal ‚Halt‘ — ‚Feuer.‘ ‚Bravo, bravo Jäger. Zeigt's ihnen. Schießt nur flott zu. Mir thut Ihr ja doch nichts. Weiß ja genau, daß meine Jäger anders zielen, als jene ungeschickten Moblots.‘ — Über mich weg, rechts und links vorbei pfiff das wohlbekannte Podewilsgeschoß und suchte dort drüben seinen Weg zum Herzen des Feindes. Oft genug fand es ihn: die in die Höhe geworfenen Arme, ein Aufspringen, Wanken, Stürzen verriet den Treffer. Ja, wer eben

16mal im Feuer gestanden und 16mal das Weiße im Auge des Franzmanns geschaut hatte, bis dieser erschlagen oder gefangen war, oder sich zur eiligsten Flucht wandte, der schoß nicht mehr aufgeregt wie ein Rekrut, sondern der überlegte, wie es sich für einen alten Kriegsveteranen ziemte, der zielte, setzte wieder ab, zielte noch einmal, drückte langsam ab, ein Knall und dort beim Feinde hatte ein junges Menschenleben geendet. Es waren aber auch viele Ersatzleute bei unsern Bataillonen eingestellt. Von denen stammten sicher die zu kurz gehenden Schüsse, die mir öfters recht verdächtig nahe ihr Blei hersandten. ‚Das muß doch ein dummer Kerl sein! Schießt mir da beinahe den Absatz vom Stiefel und der Gegner ist doch da vornen!‘ Hätte ihn gerne ein wenig an den Ohren gezaust. Die Franzosen ließen mich jetzt ganz in Ruh. Das Schwirren der bayerischen Geschosse klang aber immer näher, denn unsere Jäger waren sprungweise avanciert und lagen nur noch etwa 40 m von mir entfernt. Aufs neue mußte ich mich so tief als möglich in den Straßengraben drücken, denn bei dieser Nähe konnte doch sehr leicht so ein kleines bleiernes Dingchen an die falsche Adresse gelangen und man hat oft schon an einem genug auf ewig. Es lief aber alles gut ab. Beim letzten Sprung hatten die Jäger den Straßengraben selbst erreicht und ich war also der fatalen Aussicht, ein bayerisches Geschoß verschlucken zu müssen, enthoben. Nun konnte ich auch den Rückweg antreten und meinen General aufsuchen. Dies Zurückgehen war kein Vergnügen, denn die Chassepot-Geschosse patschten vor, hinter und neben mir, daß es nur so eine Freude war. Obgleich ich Grund genug zur Eile hatte, blieb ich doch einen Moment bei meinem armen Schimmel stehen. Da er zu schwer getroffen war, um je geheilt werden zu können, machte ich seinen Leiden durch einen Revolverschuß zwischen die Ohren ein Ende. Dann aber schlug ich einen flotten Laufschritt an und bald wurde ich vom General bemerkt. Derselbe sandte mir die Stabsordonnanz mit einem Handpferde, dem sogenannten ‚Auditeur‘, entgegen. Der alte Braune war nämlich für den Auditeur der Brigade bestimmt gewesen. Dieser Herr — er verzeihe mir die Indiskretion — hatte aber vor dem Kriege nie ein Pferd bestiegen und sollte plötzlich reiten. Bei dem ersten Versuche im Lager von Germersheim hatte es zwischen Roß und Reiter Differenzen gegeben, so daß beide sich im Zorn voneinander trennten.

Seit jenem Tage marschierte unser Herr Auditeur durch ganz Frankreich zu Fuß und der Braune bildete das Reservepferd des Brigadestabes. Schnell befand ich mich an der Seite des Generals. Er schüttelte mir die Hand und sprach nur: ‚Das war brav gemacht. Ich werde es nicht vergessen.‘ Dann fiel er gleich darauf in den kurzen dienstlichen Ton, der ihm eigen war und fuhr fort: ‚Ich bin schon wieder auf Sie allein angewiesen. Der arme Hauptmann Meier (dies war der neue Brigadeadjutant) ist soeben von einem Geschoß durch die Brust getroffen worden. Er wird den Abend kaum erleben.‘ Ich hatte keine Zeit, mich nach weiteren Details zu erkundigen; die Schlacht wurde immer heftiger. Allmählich hatten sich auf beiden Seiten gewaltige Artilleriemassen entwickelt und es blitzte und krachte und dröhnte wie bei Sedan, Beaumont, Orleans, Loigny und auf den andern Schlachtfeldern, auf denen wir gekämpft. ‚Leutnant T., zwei Bataillone des 3. Regiments sollen sich links vom Jägerbataillon entwickeln. Direktion gegen Villechaumont.‘ ‚Zu Befehl, Herr General.‘ Wo ich vorbeikam, rief man mir freundliche Worte wegen meines vorherigen Rittes zu. Die Bataillone gingen vor. Aber auch die Franzosen erhielten Verstärkungen und zwar nicht Bataillone, sondern Brigaden. Ihr Chassepotfeuer klang wie das Rollen unausgesetzt aufeinander folgender Salven. Schon wieder hatte jene schaurige Wanderung begonnen, bei der ein oder zwei Leichtverwundete einen schwerer Getroffenen aus der Schützenlinie herauszubringen suchen; oft zum eigenen Leid, denn wer geht, wenn auch nach rückwärts, wird leichter getroffen, als wer in der vordersten Plänklerkette sich so gut als möglich decken kann. Die Toten blieben liegen. Für sie konnte man ja später sorgen, wenn der Feind geschlagen, der Sieg errungen war. Dieser sollte uns heute aber recht schwer gemacht werden. Immer neue Massen verstärkten die feindlichen Schützen; General Chancy wollte durchaus nicht weichen. ‚Das 3. Bataillon des 3. Regiments zur Verstärkung in die Schützenlinie.‘ ‚Zu Befehl, Herr General.‘ Bald war auch diese Truppe in der grauen Dampflinie verschwunden, welche die Schützenkette markierte. Da liefen verschiedene Meldungen ein, die Munition beginne zu mangeln. Zugleich erkannte man das Gefährliche der Situation. Der Feind war mindestens fünffach überlegen. Nur unser wohlgenährtes Schützenfeuer hielt ihn in seiner Position.

Ein Nachlassen desselben, und gewiß wäre er zum Angriff vorgegangen und hätte uns durch seine Übermacht erdrückt. Schon wieder erkannte man dort hinten lange dunkle Linien. ‚Nahm denn der Feind heute gar kein Ende?‘ Nun hieß es Patronenersatz vorbringen. Ich jagte zurück zur Munitionskolonne. ‚Ein Wagen mit Podewilsmunition vor!‘ ‚Hier, Herr Leutnant. Wohin soll ich?‘ ‚Mir nach, Trab.‘ Zum Glück wußte ich jetzt einen Feldweg, der zur Hauptstraße führte. Auch hatte ich etwa in der Mitte der Schützenlinie eine Mulde entdeckt, die vielleicht etwas Schutz gewährte. Dort wollte ich den Wagen hinbringen. ‚Herr Leutnant! Wir sind im Granatfeuer. Soll ich halten?‘ ‚Nein. Vorwärts, Galopp, marsch!‘ ‚Herr Leutnant! Es ist meine Pflicht, auf die Gefahr einer Explosion aufmerksam zu machen. Sogar ein Gewehrgeschoß kann sie bewirken.‘ ‚Thut nichts. Ich übernehme die Verantwortung! Es muß sein!‘ Der brave Unteroffizier vom Train, der Führer des Wagens, zögerte keinen Moment. ‚Habt's g'hört Leute. Der Herr Leutnant hat g'sagt, es muß sein. Rein mit den Spornen, haut drauf auf die Gäul! es muß sein!‘ Das rasselte und flog dahin hinter mir her, wie die wilde Jagd. Und die Granaten schlugen um uns ein, daß es nur so dröhnte. Ein Sprengstück in unsern Kasten — wir hatten damals Papierpatronen — und wir alle, der Unteroffizier, die drei Trainfahrer, ich und acht Pferde hätten die Reise in das unbekannte Jenseits in einem Nu angetreten und noch dazu verkohlt und verbrannt, daß uns die schon vorausgegangenen Kameraden vielleicht gar nicht erkannt hätten. ‚Herrgott! Das Vorderhandpferd stürzt. Das Granatstück hat ihm die Schulter zerschmettert.‘ ‚Schneid die Sträng ab, Waller.‘ ‚Gehen Sie auf die Seite, der Vorderreiter dort. Können wir vierspännig weiter kommen?‘ ‚Wird geh'n, Herr Leutnant!‘ ‚Reißt das Sattelpferd weg. So! gut! Vorwärts Galopp marsch. — Hauen Sie mehr drauf. Macht nichts, wenn die Gäule kaput gehen. Wenn wir nur vorkommen.‘ ‚Etwas kürzer jetzt; laßt die Tiere ein wenig verschnaufen; im Infanteriefeuer müssen wir noch mehr jagen.‘ Das war eine Fahrt. Der Weg miserabel, tiefe, fest gefrorene Geleise, dazu die Eisen der Pferde abgelaufen, glatt und ohne Stollen. ‚Herr Leutnant! Die Franzosen gehen vor!‘ ‚Wahrhaftig! Leute, jetzt gilt's. Schaut nur auf den Boden, die Zügel fest in die Faust, die Sporen in die Flanken, peitscht zu,

Galopp was aus den Gäulen raus geht und mir nach.' ‚Fehlt sich nix, Herr Leutnant. Wir kommen schon!' Und wirklich kamen sie, die schneidigen Kerle — es waren Altbayern — und wir jagten dahin, daß der schwere Patronenwagen Sprünge machte, als ob er ein leichtes Korbwägelchen wäre und die besten englischen Stahlfedern hätte. Kein Mann sah um; keiner blickte in die Höhe; keiner dachte an die furchtbare Gefahr einer Explosion; wir flogen dahin, als ob der Teufel uns jage und unser einziges Streben war, die Schützenkette zu erreichen. Nun waren wir an der Straße. ‚Rechts schwenkt marsch! Noch 40 Schritt.' — ‚Kürzer!' — ‚Halt!' Es war unnötig, dies zu kommandieren. Zwei Pferde stürzten zugleich. Der Stoß des Wagens warf die andern darüber; zwei Fahrer und vier Rosse wälzten sich durcheinander auf der Erde; was lag daran? ‚Jäger her!' Herr Kamerad, schicken Sie mir Leute! Werft die Patronenverschläge heraus, sonst fliegen wir alle in die Luft. Vorwärts! Packt zu! So ist's recht! Dorthin mit dem Verschlag. Den andern rechts. Nur zu; erst raus mit allen. — Gott sei Dank, es ist geschehen. Ihr tragt zwei Verschläge zum rechten Flügel; ihr drei zum linken. Wo ist der Trainunteroffizier?' Der arme Mensch lag unter seinem erschossenen Pferde; ein Fahrer war tot, der andere hatte sich hinter dem leeren und nunmehr ungefährlichen Wagen gedeckt. Als er die Lage seines Unteroffiziers sah, eilte er zu ihm und zog ihn unter dem Pferde hervor. Ich rief letzteren zu, er solle sich nur hier einstweilen decken, ich würde alles melden, und als ich sah, daß die Jäger und Infanteristen rasch die Patronen unter sich austeilten, jagte ich zurück, um wieder meinen General aufzusuchen und ihm die Sache zu melden. Ich hatte Glück; unversehrt kam ich zurück und konnte meinen Bericht erstatten. Mit neuer Kraft knatterten unsere Podewilsbüchsen den Franzosen entgegen. Es war ja wieder Futter da, wie die Leute sagten und selbst ein tüchtiger Heißhunger der Gewehre konnte befriedigt werden. Der Feind begriff, daß der Moment zu Vorstößen verpaßt und es nicht angezeigt sei, sich jetzt unsern Jägern zu nähern. Die wenigen Schützenschwärme, welche gegen die Straße bis auf etwa 120 m vorgelaufen waren, machten, daß sie wieder in ihre deckenden Gräben zurückkamen. Nur Tote und Verwundete blieben liegen. Auch letztere rührten sich bald nicht mehr, denn mitten zwischen den

beiden feuerspeienden Linien mußten zu kurz gehende Geschosse alles töten, was etwa noch lebte, wenn auch niemand auf einen gestürzten Verwundeten zielte. Die Schlacht wurde immer heftiger. Unsere ganze Artillerie stand im Feuer. Der Feind war an Zahl der Geschütze überlegen. Jede Sekunde platzten in der Luft die verhaßten Shrapnels und dann sauste ein Schauer von Sprengstücken und kleinen Vollgeschossen herunter, als ob der Sturm den Hagel auf ein Kornfeld peitscht. Zum Glück schossen die Franzosen schlecht. Aber die Masse von Eisen und Blei, welche sie auf uns warfen, bewirkte doch, daß wir auch heute schwere und wegen unserer an und für sich so kleinen Zahl recht empfindliche Verluste erlitten. Auch unser 12. Regiment mußte nun 2 Bataillone zur Verstärkung der Schützenlinie abgeben. Nur 1 Reservebataillon blieb in der Hand des Generals. Da drangen neue französische Massen aus Cernay und Villechaumont vor. Gegen uns, das Centrum der deutschen Aufstellung, führte Chanzy, der feindliche Oberbefehlshaber, den Hauptstoß. Er wollte unsere schwache Linie hier durchbrechen und die ganze Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg auseinander sprengen. Wir aber mußten gerade hier halten um jeden Preis, bis auf dem rechten Flügel unsere 1. und die 22. preußische Infanterie-Division gegen Montsouris und auf dem linken die 17. preußische Infanterie-Division gegen Messas vorgehen und uns dadurch Luft machen konnten. Die an uns gestellten Anforderungen wurden immer schwerer; unsere Mittel zur Erfüllung derselben immer geringer. Bei der Artillerie schwieg ein Geschütz nach dem andern. So waren von der Batterie Stadelmann nur noch zwei Geschütze im Feuer. Drei hatten die feindlichen Granaten demontiert, eines war verbleit. Auch reichte die noch übrige Mannschaft kaum zum Bedienen der beiden noch schußfähigen aus. Unser letztes Bataillon wurde vorgezogen. Es hatte die neuen Werdergewehre. Der hellere Ton aus diesen Gewehren klang uns wie liebliche Musik. Wir wußten, daß dieselben noch schneller und besser schossen, als unsere Podewilsbüchsen. Das Bataillon machte sogar einen Vorstoß. Es kam etwa 50 m über die Straße vor. Dann — ratsch, ratsch — rollten die Lagen den Franzmännern entgegen und aus solcher todbringender Nähe fanden nur wenige Geschosse nicht ihr bestimmtes Ziel. Dennoch war der Versuch ein verfehlter. Zu einem

allgemeinen Vorstoß waren wir zu schwach. Dort vornen gab es aber keine Deckung für die Schützen des einen vorgegangenen Bataillons. Der Feind erkannte dies und konzentrierte sein Feuer auf die armen Zwölfer. Sie mußten zurück bis zur Straße. Ihren Major und ihre Hauptleute ließen sie aber vorne liegen; die wichen nicht zurück; sie waren tot. Ein Unterleutnant, als der älteste lebende und unverwundete Offizier des Bataillons, sammelte die langsam weichenden Scharen und postierte sie zwischen den anderen Schützenlinien im Graben der Chaussee. Von neuem krachten die Werdergewehre und ununterbrochen wütete das gewaltige Feuer. ‚Wenn nur um Gotteswillen die 17. Division bald bei Messas Erfolg hat.‘ ‚Sie haben erst mit ihrer Avantgarde angegriffen. Das Gros ist noch zurück.‘ Wie schauten der General und ich nach links rückwärts! aber noch vergebens. Schon wieder führten die Franzosen neue Unterstützungen vor. Ihr Feuer klang, als ob sie lauter Mitrailleusen hätten und doch befand sich bei ihrer Loire-Armee keine einzige der uns von Sedan her so gut bekannten Kriegsorgeln. Nur die Tausende und Abertausende von Chassepots sprühten ununterbrochen Tod und Verderben in unsere Reihen und gewuchtige Granaten sekundierten den unscheinbaren und doch so schaurigen kleinen Bleigeschossen, um überall die verheerende Wirkung der feindlichen Grüße zu verbreiten. Unser rechter Flügel fing an zu wanken. Dort hatten die Franzosen eine günstigere Stellung erreicht und flankierten etwas unsere Linien. ‚In dem Feuer gehen meine Bataillone allmählich zu Grunde,‘ seufzte der General vor sich hin. Es war nicht für meine Ohren bestimmt. ‚Leutnant T. Reiten Sie zum linken Flügel. Das 1. Bataillon des 3. Regiments soll sich, wenn es nicht mehr an der Straße halten kann, an jene Weinbergterrassen zurückziehen und dort unter allen Verhältnissen halten. Dadurch wird der rechte Flügel zum Stehen kommen. Sehen Sie denn noch nichts vom Gros der 17. Division?‘ ‚Nein, Herr General!‘ ‚So reiten Sie in Gottes Namen fort und bringen Sie dem Major K. den Rückzugsbefehl.‘ Ich sprengte an. Es ging nicht so schnell wie sonst. Vielleicht war mein Brauner schon zu ermüdet! Da kam ich über einen kleinen Hügel. Plötzlich erblickte ich von seinem Gipfel aus links seitswärts in einem breiten Grunde, der von der Stellung, wo mein General sich befand, nicht gesehen werden konnte, lange

schwarze Linien von Infanterie, vor diesen Schützenketten und noch weiter vorn einzelne Patrouillen. Wie schlug mein Herz, als ob es vor Freude bersten wollte. Das war ja die so sehnlich erwartete 17. Division; in einer Viertelstunde konnte sie von den Franzosen bemerkt werden; in einer halben Stunde mußte ihr Vorgehen sich bei Le Mée fühlbar machen. Jetzt lief mein Brauner wieder, was er nur leisten konnte. Bald war ich beim Major K. Was ich ihm zu melden hatte, stand mir klar vor meinem Geiste. ‚Sie bringen mir den Rückzugsbefehl?‘ ‚Nein, Herr Major, das Bataillon muß unter allen Umständen halten. Die 17. preußische Division wird gleich Messas angreifen. In einer halben Stunde haben uns die Preußen links Luft gemacht.‘ ‚Ich kann aber keine 5 Minuten mehr halten. Der rechte Flügel weicht ja fortwährend zurück.‘ ‚Die Jäger stehen schon wieder. Ihr Bataillon muß der ganzen Stellung Halt verleihen.‘ ‚Sehen Sie nur hin, welche Verluste ich habe. Fast alle meine Offiziere sind gefallen.‘ ‚Bei den andern Bataillonen ist es noch schlimmer. Der Major Pausch liegt dort vorne tot im Weinberg. Beim 12. Regiment giebt es keinen Stabsoffizier und keinen Hauptmann mehr. Die 3 Bataillone werden von Leutnants kommandiert. Das Jägerbataillon ebenfalls.‘ Eine Pause trat ein. Stumm sah der Major, der ohne Deckung aufrecht dastand, durch seinen Feldstecher nach dem Feinde. Ich folgte seinem Beispiele. Wegen des Pulverdampfes konnten wir aber nur wenig erkennen. Dagegen prasselte es fortwährend um uns herum, als Zeichen, daß das Feuer des Feindes mit ungeschwächter Kraft fortdauerte. Jetzt kam ein Mann gelaufen und berichtete: ‚der Herr Leutnant L. läßt melden, daß bei der 4. Kompagnie die Munition zu mangeln anfange.‘ ‚Gut. Er soll —‘ Es war unnötig, den Befehl zu vollenden. Der Soldat warf plötzlich beide Arme in die Höhe, dann ließ er das Gewehr fallen, er brach zusammen, aus der Stirn floß Blut und Gehirn; er war tot.

‚Sie sehen; ich kann nicht mehr bleiben; ich muß zurück!‘ ‚Herr Major, Sie müssen halten. Nur noch 10 Minuten. Dort sieht man schon die preußischen Schützenlinien.‘ ‚Es ist wahr, aber sie sind noch zu weit zurück. Wenn die Franzosen einen Vorstoß machen, bleibt kein Mann meines Bataillons am Leben.‘ Wieder kam ein Soldat mit der Meldung: ‚Herr Major, die 2. Kompagnie

hat bald keine Patrone mehr.‘ Vorwurfsvoll — nein, fragend sah mich der Major an. Ohne Zögern rief ich: ‚Herr Major, ich habe ihnen den bestimmten Befehl zu bringen, daß Ihr Bataillon bis auf den letzten Mann zu halten hat. Sie haben die Verantwortung, wenn Ihr Rückzug das ganze Centrum in Gefahr bringt.‘ ‚Ich bleibe. Melden Sie dem Herrn General, der Major K. und sein Bataillon verlassen die Straße lebend nicht.‘ ‚Ich werde es später melden. Lassen Sie mich jetzt hier. Ich will den Leuten die Nachricht von der Ankunft der Preußen bringen.‘ ‚Gut, thun Sie das.‘ Während ich zu den Schützen vorsprengte, schickte der Major den Hornisten, der bei ihm stand, ebenfalls vor, um die ermunternde Botschaft zu verbreiten. Er selbst stand wie eine Statue auf dem Felde und blickte durch das Glas nach den Franzosen. So ist er mir noch in Erinnerung; so sah ich ihn sogar im Traume, ein echter Soldat, ein wahrer Held. Was mir alles durch den Kopf jagte, bis ich in der vordersten Linie angekommen war, das kann ich nicht beschreiben. Ging alles gut aus, kamen die Preußen rechtzeitig, dann war ich der Anerkennung des Generals sicher. Wenn es aber schlimm endete; wenn die Franzosen vorstießen und das brave Bataillon durch ihre entsetzliche Übermacht einfach niedermachten? Kriegsrechtliche Untersuchung, Entlassung, Schmach und Schande stand mir vor den Augen. Doch nein! Wenn sie diese vernichteten, war ich ja auch dabei und einen Gefallenen verurteilte man nicht mehr. Nahe daran an dem Fallen war es auch. Mein Brauner konnte die beiden in seinen Leib gedrungenen Chassepotgeschosse nicht vertragen und stürzte zusammen. Ich kam auf die Füße zu stehen. Ohne mich nach dem verwundeten Tier umzusehen, rannte ich hinter der Schützenlinie entlang und schrie, was die Kehle vermochte: ‚Nur aushalten. In einigen Minuten greifen die Preußen an; dann sind wir frei. Brav Leute, aushalten! So ist’s recht! Die Jäger halten auch! Dort seht Ihr schon die preußischen Schützen ꝛc.‘ Plötzlich trat ein Ereignis ein. Man vernahm einige französische Hornsignale, das Pfeifen der Geschosse ließ nach und dann hörte es ganz auf. Mir schien das Blut zu stocken. Jeden Moment erwartete ich das Angriffsgeschrei der Franzosen zu hören und sie in unzählbarer Menge auf uns einbrechen zu sehen. Ich hatte den Säbel aus der Scheide gerissen und in der linken Hand hielt ich den gespannten Revolver.

Da machte der Wind eine Lücke in die Wolke, welche der Pulverdampf vor unserer Schützenlinie bildete, und man konnte ins Vorterrain blicken. Kein Franzose war mehr im Graben sichtbar. Von verschiedenen Stellen schrieen schon einzelne unserer Leute: ‚Sie gehen zurück. Sie fliehen!‘ Wahrhaftig es war so. Einige Momente schwieg auch unser Feuer. Man ließ den Rauch abziehen und wollte schauen, was es gäbe. Jetzt hörte man deutlich die lauten, scharfen Hurras der Preußen und sofort war uns der Grund der französischen Bewegung klar. Ihr rechter Flügel war geworfen, ihr Centrum fürchtete umfaßt und von der Flanke her aufgerollt zu werden. Deshalb rissen sie aus. Auch der Major hatte alles erkannt. Nun war es vorbei mit seiner klassischen Ruhe. Mit einer Schnelligkeit, die man dem schon ältern Herren gar nicht zugetraut hätte, sprang er vor zu seinen Schützen und rief schon von weitem: ‚Visier 500 Schritt, Nachfeuern, was Ihr könnt. Die letzte Patrone kann draufgehen.‘ Von neuem rollte das Schützenfeuer. Zu uns aber kam kein Geschoß mehr; der Feind hatte keine Zeit mehr zum Halten und Schießen. Der Major schritt auf mich zu. Wegen des Lärms konnten wir nichts zu einander sprechen. Aber wir gaben uns die Hand und verstanden uns. Vorher hatte ich ihn nicht leiden mögen. Er war so derb. Von jenem Moment an verehrte ich ihn, und als ich nach Jahren erfuhr, er sei einer schweren Krankheit erlegen, trauerte ich um ihn, wie um einen nahen Verwandten. Mit der Erkenntnis, daß die Gefahr vorläufig vorbei sei, kehrte rasch mein guter Humor zurück. Da der Braune tot war, suchte ich eben zu Fuß meinen General auf und fand ihn auch bald. ‚Komm’ schon wieder ohne Pferd, Herr General. Es liegt auch erschossen an der Straße.‘ ‚Hab’s schon gesehen. Was machten Sie aber vorne bei den Schützen?‘ Ich erzählte ihm offen und aufrichtig, wie alles gegangen war. Er sah mich, als ich geendet hatte, einige Momente fest an. Dann frug er: ‚Wissen Sie, was Sie gewagt haben?‘ ‚Nicht viel, Herr General. Ich wäre nicht lebend zurückgekehrt; also hätte man mich nicht verurteilen können.‘ ‚Wissen Sie, was ich nun thun werde?‘ ‚Nein Herr General.‘ ‚Sie dringend auffordern, in Zukunft meine Befehle genau zu überbringen und dann — er machte eine kleine Pause, während sein Auge immer milder auf mir ruhte — heute abend noch Sie zur Belohnung mit dem eisernen Kreuz

vorschlagen.' Wie stieg mir da das Blut zu Kopf! Solche Gefühle, wie ich sie in jenem Moment empfand, kann man nicht beschreiben; die muß man empfunden haben, um sie zu verstehen. Die Schlacht ging ununterbrochen weiter. Unsere Infanterie hatte zwar aufgehört zu feuern, teils weil der Feind zu weit weg war, teils weil es keine Patronen mehr gab, aber die Artillerie schoß nach und als die Granaten zu Ende waren, wurden die Brandgranaten, von denen damals jedes Geschütz einige mit sich führte, nachgeworfen, und nachdem man in der unterdessen eingebrochenen Dämmerung nichts mehr erkennen konnte, knallte man in das Dunkel, denn der Zufall bewirkte vielleicht doch Treffer. Ich wurde wieder zur Munitionskolonne entsendet und brachte, dieses Mal ohne Gefahr, zwei Wagen zu den Schützen vor. Dann schickte ich zwei Ordonnanzen zu meinen gefallenen Pferden, um die Sättel und Zaumzeuge zu holen und bald saß ich auf meinem zweiten eigenen Pferde wieder im Sattel und konnte das Dienstpferd, welches ich zuletzt geritten hatte, dem Chevau-leger, dem es gehörte, zurückgeben. Der Abend dieses für mich so ereignisvollen Tages bot nichts mehr besonders Interessantes dar. Wir gingen noch vor bis Villorceau. Die Armee Chanzys mußte auf ihrem rechten Flügel etwas weichen. Ihr linker hielt aber und durch diesen und die neu eingetroffenen Verstärkungen gelang es dem zähen Gegner, uns noch die ernsten Schlachten vom 9., 10., 11. und 12. Dezember zu liefern und uns noch manchen Verlust beizufügen, bis wir ihn definitiv geschlagen und aus dieser Gegend verjagt hatten. In Grand Chatre in einem Stall fand ich, nachdem ich vom Befehlholen zurückkam, ein Lager auf einer leeren Kiste. Ich war todmüde. Trotzdem konnte ich lange die Augen nicht schließen. Eins stand im Geiste immer leuchtend vor mir — das eiserne Kreuz. So war mein schwerster, aber mein schönster Tag im Feldzug 1870/71."

Aus Paris wagte man erst am 21. Dezember wieder einen größeren Ausfall, diesmal gegen die preußische Garde im Norden und das sächsische Korps im Osten; beide umsonst. Der erstere scheiterte wiederum in le Bourget an der heroischen Tapferkeit der kleinen Besatzung, welche jeden Stein verteidigte, bis Hilfe kam. Am 24.

waren die Franzosen wieder hinter der Linie ihrer Forts angelangt. Bis dahin hatte man deutscherseits sich begnügt, die große Festung einzuschließen, jeden Ausfall zurückzuweisen, dem Hunger, vielleicht dem Aufruhr die Arbeit zu überlassen, um nach Bismarcks Wort „die Pariser in ihrer eigenen Sauce zu kochen.“ Allein man hatte keine Zeit verloren, trotz der ungeheuren entgegenstehenden Schwierigkeiten den unmittelbaren Angriff vorzubereiten, sofern der mittelbare nicht oder nicht schnell genug das Ziel erreiche. Man war be-



August von Göben.

schäftigt, den gewaltigen Belagerungspark aus Deutschland herbeizuschaffen; und am 27. Dezember war man so weit, das Feuer von 76 schweren Geschützen gegen den Mont Avron mit solchem Erfolge richten zu können, daß er am Abend des 28. geräumt werden mußte. Die zurückgenommene Besatzung verbreitete den Schrecken in Paris: der artilleristische Angriff, an den niemand mehr dachte, weil er so lange gezögert, hatte in voller Furchtbarkeit begonnen. Die Schrecken eines nahe bevorstehenden Bombardements drängten sich den erregten Gemütern auf. Vergebens der Trost, daß außerhalb Paris noch

mindestens 400 000 bewaffnete Franzosen standen. Prinz Friedrich Karl vernichtete die Armee Chanzys fast um die Hälfte in den Kämpfen vom 6.—12. Januar 1871 vor, bei und hinter le Mans und hätte ihr fast ein neues Sedan bereitet. Manteuffel hatte an der Hallue am 23. Dezember 1870 die französische Nordarmee aufs neue geschlagen, General Göben hielt sich am 3. Januar mit nicht viel über 10 000 Mann einen ganzen Tag bei Bapaume gegen eine vierfache Übermacht und blieb im Besitze des Schlachtfeldes. Er erhielt am 5. den Oberbefehl über die ganze I. Armee, da Manteuffel zu einer neuen Bestimmung abgerufen wurde. Bei St. Quentin kam es am 19. Januar zur entscheidenden Schlacht und Niederlage der französischen Nordarmee, die, ähnlich wie Chanzy bei le Mans, nur mit Mühe einem neuen Sedan entging.

Im Südosten hatte v. Treskow Anfang November 1870 die Einschließung der Festung Belfort begonnen; am 18. Dezember hatte v. Glümer von Werders Korps den 20 000 Mann des Generals Cremer bei Nuits zwischen Dijon und Beaune eine Niederlage beigebracht, und gleichzeitig hatte v. d. Goltz die Festung Langres, einen Hauptstützpunkt des Franctireurwesens, isoliert. Gegen Ende Dezember aber wurden die Nachrichten aus dem Südosten beunruhigend. Bei Besançon wurden Truppen konzentriert, und schon am 20. machte das Organ Gambettas aller Welt seinen großen Plan bekannt, daß Bourbaki eine Diversion nach den Vogesen machen werde, um die „Ostlinie" wieder zu gewinnen und dem Feinde die Verbindungen im Rücken weg zu nehmen; dann würden die Preußen in Angst geraten und schnell die Provinzen verlassen, welche jetzt von ihnen ausgesogen würden; sobald dieser gezwungene Rückzug erfolge, würde Trochu die preußischen Linien durchbrechen, und Paris wäre deblockiert; im Osten liege die Rettung, nicht bei Cherbourg. Werder hatte Dijon aufgegeben und seine Kräfte bei Vesoul konzentriert. Als er die Gewißheit erlangt, daß sich die französische Südarmee auf Belfort zu wende, zog er sich weiter auf eine wohlgewählte Verteidigungslinie zurück, welche sich westlich von Belfort hinter dem Lisainebach auf den Hügeln zwischen Frahier im Norden und Montbeliard im Süden etwa 5 Stunden hinzieht; sie wurden einigermaßen verstärkt, unter anderem wurden 36 Belagerungsgeschütze aus den Linien vor Belfort herbeigeschafft. Hier an der Lisaine kam es denn am 15., 16.

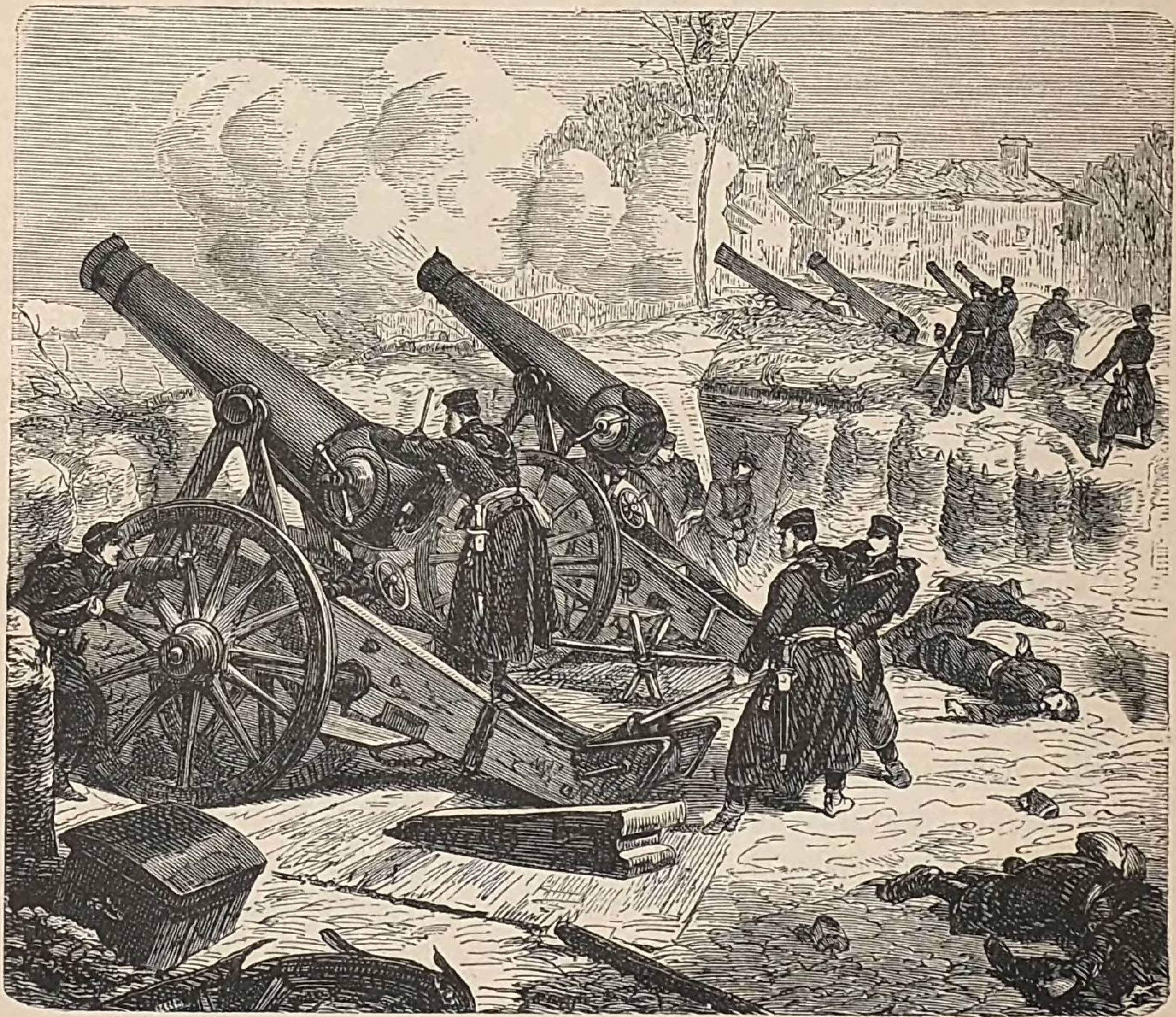
und 17. Januar zu der berühmten dreitägigen Schlacht, in welcher kaum 50 000 Mann badische und preußische Truppen, eine belagerte Festung im Rücken, auf verschneitem Boden, bei harter Kälte, welche dem Feinde selbst über die beschützenden Gewässer die Brücken schlug, den Andrang von 150 000 Feinden siegreich bestanden und das Wort wahr machten, das durch die Reihen der Braven lief, die mit ihrem Leibe den Zugang zu der Heimat deckten: „Hier kommt keiner durch". Noch in der Nacht auf den 17. unternahmen die Franzosen, deren Angriffe am 15. und 16. abgeschlagen worden waren, einen Stoß gegen den deutschen linken Flügel. Bis 3 Uhr morgens dauerte das Fechten, aber im Laufe des 17. ermattete die Kraft der Angreifer mehr und mehr; am 18. waren sie im vollen Rückzuge mit Hinterlassung von 7000 Toten und Verwundeten, 4000 Gefangenen, während das heldenmütige 14. Korps der Deutschen etwa 2000 Mann Verlust zählte. Mit Recht sagte das Telegramm des Königs vom 20. dem General Werder: „Ihre heldenmütige dreitägige siegreiche Verteidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten." Die Verfolgung des geschlagenen Feindes konnte nicht nachdrücklich sein, da der letzte Hauch von Roß und Mann schon durch den dreitägigen Kampf aufgebraucht war; die Armee Bourbakis sollte aber ihrem Schicksal gleichwohl nicht entgehen.



General Werder.

Vor Paris hatte mittlerweile das Bombardement am 8. Januar begonnen und brachte nun die Belagerten zu ernstlichem Nachdenken, um so mehr, da die notwendigsten Lebensbedürfnisse auf die Neige gingen, die strenge Kälte anhielt, die Brennmaterialien verbraucht waren, das Gas ausging, die Sterblichkeit auf das Vierfache der gewöhnlichen Ziffer stieg. Ein letzter Ausfall sollte noch gewagt werden. 100 000 Mann stürzten sich am 19. Januar gegen Südwesten auf Versailles los; 33 000 Deutsche genügten, auch diesen

Versuch zu vereiteln. Am Abend des 23. Januar, am 129. Tage der Einschließung, kam Favre in Versailles an, mit Bismarck zu verhandeln. Erst am 28. abends konnte die „Konvention von Versailles" unterzeichnet werden. Sie setzte einen Waffenstillstand fest von 21 Tagen, der für Paris sofort, für die Departements, mit



In den preußischen Batterieen.

Ausnahme derer der Côte d'Or, des Doubs und des Jura, mit dem 31. beginnen sollte. Derselbe sollte der französischen Regierung möglich machen, eine nach Bordeaux einzuberufende Nationalversammlung wählen zu lassen, welche dann über Krieg und Frieden entscheiden werde. Eine Demarkationslinie wurde für die beiderseitigen Land- und Seestreitkräfte gezogen: für die Wahlen in den von den Deutschen besetzten Departements wurde volle Freiheit und alle Erleichterung

zugesichert. Die Forts von Paris werden mit allem Kriegsmaterial übergeben, ebendahin werden die Lafetten der Geschütze, welche auf der Ringmauer von Paris aufgestellt sind, gebracht; die Stadt selbst wird während des Waffenstillstandes nicht von dem deutschen Heere betreten. Die Pariser Truppen sind kriegsgefangen und geben die Waffen ab — mit Ausnahme einer Division von 12 000 Mann, welche die Militärbehörde zu Paris für ihren Dienst behält, — sie verbleiben aber in Paris, werden nicht nach Deutschland abgeführt, die Nationalgarde behält ihre Waffen und hält die Ordnung aufrecht; alle Franctireurkorps werden durch Befehl der Regierung aufgelöst. Die deutschen Kriegsgefangenen werden sofort ausgewechselt; Paris zahlt eine Kriegskontribution von 200 Millionen Frank. Eine Proklamation der Regierung der Nationalverteidigung konnte mit den wahren Worten schließen: „Wir sagen es laut, daß Paris durchaus und ohne Rückhalt alles that, was eine belagerte Stadt thun konnte. Frankreich, das Paris nach fünf Monaten wiederfindet, kann auf die Hauptstadt stolz sein.“ Sie hatte sich unterworfen, als Brot nur noch auf 8, Pferdefleisch nur auf 14 Tage vorhanden war; ein längerer Widerstand würde schreckliche Zustände herbeigeführt haben, da bei den gestörten Verbindungen nicht sofort für eine solche Menschenmenge von außen genügende Vorräte zur Stelle geschafft werden konnten. Für das erste Bedürfnis konnte die deutsche Verwaltung drei Millionen Kilogramm Mehl zur Verfügung stellen; erst nach 14 Tagen sanken die Preise auf ihren gewöhnlichen Durchschnitt.

Bourbaki seinerseits hatte die Absicht gehabt, von Besançon südwärts nach Lyon zu ziehen. Allein es war zu spät. Manteuffel war mit zwei Armeekorps, dem pommerschen unter Fransecky und dem westfälischen unter Zastrow auf dem Marsche, um über Auxerre und Avallon den Werderschen Truppen zu Hilfe zu kommen. Vor Dijon, wo Garibaldi mit 25 000 Mann Freischaren stand, wurde General Kettler mit zwei Regimentern zurückgelassen, um den italienischen Bandenführer zu beobachten und in Schach zu halten, um, wie der Auftrag lautete „die Operationen der Südarmee zu decken und die Kräfte des bei Dijon stehenden Feindes nach Möglichkeit auf sich zu ziehen“, während die Hauptteile der Armee zwischen die Garibaldianer und Bourbakis Heer sich hineinschoben und über Gray und Pesme nach Dôle, dem wichtigen Knotenpunkt von drei Eisenbahnen,

vordrangen, die Vorräte von Proviant und Kleidungsstücken, die für die hungernden und frierenden Soldaten Bourbakis bestimmt waren, auf dem Wege abschneidend. Während Garibaldi, der auf den Höhen um Dijon, in Talant und Fontaine feste Stellung bezogen hatte, sich mit dem kleinen Heerhaufen Kettlers herumschlug, in der Meinung, die ganze feindliche Armee vor sich zu haben und in einem hochtönenden Tagesbefehl seine Soldaten „die jungen Söhne der Freiheit" beglückwünschte, „daß sie eine ruhmreiche Seite in den Jahrbüchern der Republik beschrieben, die kriegerischsten Truppen der Welt besiegt hätten", wurde Bourbaki von Werder, Zastrow und Fransecky in mehrtägigen trefflich organisierten Märschen (mit einzelnen Gefechten) in einem Halbkreis umstellt, so daß er in eine Lage kam, wie Mac Mahon bei Sedan und ihm nur eine ähnliche Kapitulation oder der Übergang auf das neutrale Gebiet der Schweiz übrig blieb. Die Freischaren Garibaldis aber erlebten während des Kampfes mit den zwei Regimentern Kettlers einen Triumph, wie er während des ganzen Feldzugs den Franzosen nicht zu teil geworden: sie erbeuteten eine preußische Fahne. In einem Gefechte in der Nähe von Dijon wurde ein pommersches Bataillon von der feindlichen Übermacht in eine solche Lage gebracht, daß, als der Fahnenträger und alle Offiziere, die nacheinander an seine Stelle traten, gefallen waren und die geringe Zahl der überlebenden Mannschaft im dichten Pulverdampf abzog, die Fahne unbemerkt zurückgelassen wurde. Aber wie ehrenvoll dieser Verlust für die Haltung des ganzen Bataillons war, geht aus einem Schreiben Ricciotti Garibaldis an General Kettler hervor, worin es hieß, daß die Fahne unter einem Hügel von Leichen, mit Blut getränkt, zerschossen und zerbrochen aufgefunden worden sei. Was um Dijon vorging, waren nur blutige Nebengefechte, absichtlich herbeigeführt, um Garibaldi hier zu fesseln und seine Vereinigung mit Bourbaki zu verhindern; sie dienten nur, die Entscheidung des Feldzugs am Jura zu beschleunigen. Und diese wurde denn auch kurz nachher an einem andern Orte so durchgreifend und einschneidend getroffen, daß für den alten Scharenführer nichts übrig blieb, als Dijon zu räumen. Er legte den Oberbefehl über die Vogesenarmee nieder, da er seine Mission als beendet ansehe, verabschiedete sich von der Nationalversammlung in Bordeaux, wo sein Versuch, noch einmal zu sprechen, tumultuarische Auftritte her-

beiführte, und kehrte dann nach seiner Insel Caprera zurück, am Leibe nicht, aber in seiner Ehre und in seinem Namen geschädigt. — Die aufopfernde Tapferkeit der Brigade Kettler hat wesentlich zu den großen Erfolgen des Jura-Feldzugs beigetragen. Dies wurde auch von König Wilhelm durch eine Kabinettsordre d. d. Homburg, 9. August 1871, ausdrücklich anerkannt: „Aus den mir vorgelegten Berichten habe ich mit Genugthuung ersehen, daß das 2. Bataillon des 8. pommerschen Infanterieregimentes Nr. 61 am 23. Januar d. J., an welchem Tage dasselbe vor Dijon seine Fahne verlor, mit heldenmütiger Tapferkeit gefochten hat und daß der Verlust der Fahne eines jener beklagenswerten Ereignisse gewesen ist, die als das Resultat widriger Umstände niemand zum besonderen Vorwurf gereichen. Die Fahne ist weder durch einen siegreichen Feind erobert, noch durch eine entmutigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapferen Verteidiger ist auf dem Schlachtfelde noch ein ehrendes Zeugnis gewesen für die Truppe, welcher sie vorangeweht hat, bis die einbrechende Nacht sie den hütenden Blicken entzog. In Anerkennung der von dem 2. Bataillon 8. pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 bewiesenen Tapferkeit verleihe ich demselben die beifolgende neue Fahne mit dem Bande der von mir für den Feldzug 1870/71 gestifteten Denkmünze, an dessen Einem Ende sich die wieder aufgefundene Quaste der Banderolle der alten Fahne befindet und beauftrage Sie (Manteuffel), dieselbe dem Bataillon in meinem Namen feierlich übergeben zu wollen." In Liedern und Balladen wurde die Fahne gefeiert. „Wo ist sie hingekommen? Barg sie der Feind in seinem Zelt? Er hat sie nicht genommen, er fand sie auf dem Feld. Sie war zerfetzt, zerschossen, die Stange gebrochen und angebrannt, — so gaben sie die Genossen von sterbender Hand zu sterbender Hand. Es deckt sie im Todesmute mit seinem Leibe Held auf Held, so lag in deutschem Blute sie auf dem Frankenfeld."

Nach einigen kleineren Gefechten bei Salins u. a. O. wurden Bourbakis Truppen westlich von Pontarlier von den Deutschen mit vereinter Macht angegriffen und gegen die Schweizer Grenze gedrängt, wobei 10 Geschütze, 7 Mitrailleusen und 4000 Gefangene, darunter 2 Generale und 46 Offiziere, in die Hände der Sieger fielen (27. 29. Januar). An den beiden folgenden Tagen wurden die Kämpfe bei Frasne u. a. O. fortgesetzt mit unermeßlichen Verlusten von

seiten der immer wilder flüchtenden Franzosen, so daß die Zahl der Gefangenen auf 15 000 stieg und die Schneefelder weithin mit Toten und Verwundeten bedeckt waren. Von Gambetta mit Vorwürfen überhäuft und über das namenlose Elend in Verzweiflung gesetzt, legte Bourbaki Hand an sich. Allein die Kugel ging fehl und verwundete ihn nur leicht am Kopfe. Er wurde nach Lyon gebracht, wo er bald wieder genas. An seine Stelle trat General Clinchant, und diesem blieb, nachdem das Regiment Colberg die Stadt Pontarlier besetzt und dann nach einem zähen Berg- und Waldgefecht die durch zwei Forts geschützte Thalstraße von La Cluse forciert hatte, nur die traurige Wahl einer Kapitulation wie bei Sedan oder eines Übertritts auf den neutralen Boden der Schweiz. Er zog den letzteren Ausweg vor. Er erbat von General Herzog, der mit eidgenössischen Truppen die Grenze bewachte, Nahrung und Obdach von der Schweizer Republik „für eine brave und befreundete Armee, die unter dem Zwange des Unglücks auf deren Boden Zuflucht suche" und schloß zu Verrières jene Konvention, kraft deren die französischen Soldaten nach Ablieferung der Waffen und des Kriegsmaterials die Grenzen der Schweiz überschreiten durften. Und so erlebte denn Europa das merkwürdige Schauspiel, daß eine Armee von 85 000 Mann im elendesten Aufzuge, halb verhungert, zerfetzt und im unreinlichsten Zustande sich nach der Schweiz rettete. Das stolze Frankreich mußte den Schutz und die Gastfreundschaft der helvetischen Kantone anflehen. „Das ist also die vierte französische Armee, die zum Weiterkampf unfähig gemacht ist", telegraphierte König Wilhelm am 1. Februar von Versailles aus.

Mit der Besetzung der Forts um Paris und mit dem Untergang der Bourbakischen Armee war der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich thatsächlich zu Ende. Gambettas Massenaufgebot war kläglich gescheitert, und die Franzosen, die sich seiner revolutionären Diktatur so lange gefügt, entzogen sich der Autorität des „Organisators der Niederlagen": sie forderten laut die Beendigung des Krieges.

Im Anblick dieses endlosen Schlachtens und der grauenhaften Leiden, welche der furchtbare Winter Freund und Feind gebracht, verstummte die deutsche Muse mehr und mehr, bis der nahende Friede und das Entstehen der Herrlichkeit des neuen Reiches ihren Mund wieder öffnete zum schönsten Jubeln und Singen. —

Fünfter Akt.

Der Deutsche Kaiser, der Friede und das neue Reich.

„Im Schloßhof zu Versailles die Trommel dröhnt, es stampft das Roß, Geschütze klirren und rasseln, Kommando schallt, es rennt der Troß im Schloßhof zu Versailles. Ist Louis Quatorze erstanden und rüstet zum Vernichtungskrieg? Oder ist's der blut'ge Korse und feiert der alten Garde Sieg im Schloßhof zu Versailles? O nein! Von deutschem Erze das knirschende Frankreich widerhallt, und wie ein grollender Donner mächtig des Siegers Stimm' erschallt im Schloßhof zu Versailles, bis daß um Frieden flehend Paris zu unsern Füßen liegt, bis daß, zu Boden geworfen, sich das gebändigte Frankreich schmiegt im Schloßhof zu Versailles. Wie trifft der Weltgeschichte erhab'nes Strafgericht dich nun! Wo du das Kalb der Gloire umtanzt, mußt jetzt du Buße thun, im Schloßhof zu Versailles. Nun schwindet, ihr Siegsgemälde in prahlenden Sälen der Eitelkeit, nun stürzet, ihr Erzgebilde, in Nacht versunken ist eure Zeit im Schloßhof zu Versailes. Ein neues Bildnis steiget heut aus des Hofes Quadern auf, in Heldenschönheit leuchtet's, vom Fuß gewappnet bis zum Knauf, im Schloßhof zu Versailles. Germania ist's geheißen, hoch schwingt es das Panier der Welt, und segnend im Morgenglühen ein gold'ner Strahl aufs Haupt ihm fällt, im Schloßhof zu Versailles." (K. Elze.)

„Nun wirf hinweg den Witwenschleier! Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier, o Deutschland, hohe Siegerin! Die du mit Klagen und Entsagen durch vierundsechzig Jahr getragen, die Zeit der Trauer ist dahin; die Zeit der Zwietracht und Beschwerde, da du am durchgeborstnen Herde im Staube saßest, tief gebückt, und kaum dein Lied mit leisem Weinen mehr fragte nach den Edelsteinen, die einst dein Diadem geschmückt. Wohl glauben sie dein Schwert zerbrochen, wohl

zuckten sie, wenn du gesprochen, die Achsel kühl im Völkerrat; doch unter Thränen wuchs im stillen die Sehnsucht dir zum heil'gen Willen, der Wille dir zur Kraft der That. Und endlich satt, die Schmach zu tragen, zerrissest du in sieben Tagen das Netz, das tödlich dich umschnürt, und heischtest, mit beerztem Schritte hintretend in Europas Mitte, den Platz zurück, der dir gebührt. Und als der Erbfeind dann, der Franze, nach deiner Ehren jungem Kranze die Hand erhub, von Neid verzehrt, — zur Riesin plötzlich umgeschaffen, wie stürmtest du ins Feld der Waffen, Behelmte, mit dem Flammenschwert! O große, gottgesandte Stunde, da deines Haders alte Wunde die heil'ge Not auf ewig schloß, und wunderkräftig dir im Innern aus alter Zeit ein stolz Erinnern, ein Bild zukünft'ger Größe sproß! Wie Erz durchströmte deine Glieder das Mark der Nibelungen wieder, der Geist des Herrn war über dir; und unter'm Schall der Kriegsposaunen aufpflanztest du, der Welt zum Staunen, in Frankreichs Herz dein Siegspanier. Da war dir bald, mit Blut beronnen, des Rheins Juwel zurückgewonnen, dein Kleinod einst an Kunst und Pracht, und, dessen leuchtend Grün so helle in Silber faßt die Moselwelle, der lotharingische Smaragd. O laß sie nicht verglühn im Dunkeln! Verjüngten Glanzes laß sie funkeln ins Frührot deiner Osterzeit! Denn horch, schon brausen Jubellieder, und über deinem Haupte wieder geht auf des Reiches Herrlichkeit. Durch Orgelton und Schall der Glocken vernimmst du deines Volks Frohlocken? Den Heilruf deiner Fürstenschar? Sie bringen dir der Eintracht Zeichen, die heil'ge Krone sondergleichen, der Herrschaft güldnen Apfel dar. Auf Recht und Freiheit, Kraft und Treue erhöh'n sie dir den Stuhl aufs neue, d'rum Barborassas Adler kreist, daß du vom Fels zum Meere waltend, des Geistes Banner hoch entfaltend, die Hüterin des Friedens seist. Drum wirf hinweg den Witwenschleier, drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier, o Deutschland, mit dem grünsten Kranz! Flicht Myrten in die Lorbeerreiser! Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser und führt dich heim im Siegesglanz." (Emanuel Geibel.)

„Hoch wehen die Fahnen von blutigen Bahnen, vom Waffengang zum Festglockenklang; den Sieg errang das Schwert der Germanen; auf! frohen Empfang tön' Siegesgesang! Mit prahlendem Mut rief der Feind uns heraus, zu beschirmen den Herd und das eigene Haus, ihn lüstete längst nach dem reichem Gebiet, nach dem

lachenden Gau, den der Rhein durchzieht, und er rückte heran mit verheerender Macht, mit dem Todesgeschoß, mit den Donnern der Schlacht, und zu Allah, wie einst an Gestaden des Meers, erscholl das Geheul des barbarischen Heers voll tigerhaft grausender Mordlust. Doch es hielt nicht stand dem besonnenen Mut, der die Unsern durchdrang, der begeisterten Glut, und sie rückten zum Sturm und zum Angriff vor über Brücken und Wall und durch Gräben und Thor, durch der Kugeln Gesaus, durch der Pferde Gestampf, mit dem freudigen Stolz, daß es gelte den Kampf um die heiligsten Güter der Menschheit. Alle, die im Kampf geblieben, Ehr' des Angedenkens Wort, alle wollen wir sie lieben, und so leben sie uns fort, die fürs Vaterland ihr Leben todesmutig hingegeben. Nun erhebt sich eine neue Zeit deutscher Kraft und deutscher Größe wieder, dauernd in der Völker Einigkeit, in dem Bündnis aller Stammesglieder. Blüh' dem kommenden Geschlecht, Sitte wahrend, Ernst und Recht, siegfroh, eichenzweigumlaubt, als Europas Herz und Haupt, mächtige Germania! Weltgebietend stehst du wieder da, Heil dir, Heil, Germania!" (Hermann Lingg.)

„Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht und beugt die knospenden Reiser, es klingt im Wind ein altes Lied, das Lied vom deutschen Kaiser. Mein Herz ist jung, mein Herz ist schwer und kann nicht lassen vom Lauschen. Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer, es klingt wie Adlers Rauschen. Viel tausend Herzen heimlich glüh'n und harren wie das meine, sie hören den Klang und hoffen kühn, daß bald der Tag erscheine. Deutschland, du schön geschmückte Braut, schon träumt sie leis und leiser. Wann weckst du sie mit Drommetenlaut, wann führest du sie heim, mein Kaiser? — Die Braut, sie ist nun heimgeführt, in wildem Kriegsgetümmel: so laßt uns, dem der Dank gebührt, lobpreisen Gott im Himmel! O schirme fürder gnadenreich mit deinem heil'gen Segen den deutschen Kaiser, das deutsche Reich, auf allen seinen Wegen!" — — — —

(Emanuel Geibel.)

Die Einigung Deutschlands war von allen Früchten dieses furchtbaren Krieges die edelste. Das Sehnen der Besten nach Barbarossas Erwachen, nach einem neuen Reiche als eines Schutzes der Deutschen und eines Friedensschirmers für Europa gegen den empörenden Größenwahn des unseligen Galliervolkes, gegen den Geist Ludwigs XIV.

und seiner Sippe, nach einem der deutschen Kraft würdigen deutschen Kaiser, hatte schon lange, namentlich aber seit den Befreiungskriegen immer weitere Kreise ergriffen, bis es nach den Julitagen und den ersten großen Erfolgen alle deutschen Herzen erfüllte. Sedan hatte jenen Mann gefällt, der einst das verlogene Wort gesprochen, sein Kaiserreich sei der Friede. Jetzt war ein Mann im Silberhaar da, dessen Eigenschaften und Thaten wie keinen sonst berechtigten, Kaiser der Deutschen zu sein und einem Reiche vorzustehen, in welchem kein Platz für Phrase und Lüge, das in Wahrheit je stärker und machtvoller, desto sicherer ein Hort des Friedens sein konnte und sein wollte. Ein Volk, Ein Heer, Ein Reichstag, war der Ruf, in den die öffentliche Meinung alles, was sie verlangte, zusammenfaßte. „Die Unerläßlichkeit dieser Forderungen war auch den süddeutschen Regierungen vollkommen klar; aber die praktische Auslegung derselben, die Anwendung der geforderten und zugestandenen Einheit auf die einzelnen Gebiete des Staatslebens, das Maß der Sonderrechte, die man glaubte retten zu können und zu dürfen, der Umfang der Machtvollkommenheit, den man der Centralgewalt zugestehen wollte oder mußte, das war es, worin noch eine Fülle von Schwierigkeiten lag." In Baden war die Regierung unbedingt bereit, die Verfassung des Norddeutschen Bundes anzunehmen, ja selbst für eine noch größere Kräftigung der Centralgewalt zu wirken. In Hessen war die Freudigkeit des Entschlusses schon geringer. Noch bemerklicher machten sich in Württemberg die Wünsche, zu retten was irgend zu retten sei, aber die Neuwahlen zum Landtag, welche die Regierung im Oktober 1870 ausschrieb, brachten den vollständigen Sieg der Nationalen. Bayerns Größe, Vergangenheit und die Zusammensetzung seines Landtages verlangten eine ganz besondere Rücksichtnahme, indes konnte man doch unmöglich königlicher sein als der Landesherr, König Ludwig II. selbst, bei dem das stark ausgeprägte dynastische Gefühl doch seine sehr scharfe Begrenzung nicht allein in der richtigen Würdigung der Lage, sondern auch in dem hohen nationalen Fluge seines reichen Geistes hatte. Gerade weil der König sich seiner vaterländischen Gesinnung bewußt war und sie durch die That bewiesen hatte, mochten ihm manche Beschränkungen seiner Souveränität durch kein allgemeines Interesse geboten erscheinen, während Bismarck doch darauf zu sehen hatte, daß die Wohlfahrt des neuen Bundes nicht von der guten

Gesinnung einzelner Fürsten abhängig blieb, sondern verfassungsmäßig gewährleistet wurde. Gleichwohl wünschte der Kanzler nicht eine fortwuchernde Mißstimmung zu erzeugen. Er gab deshalb dem Minister Delbrück, als er denselben auf den Wunsch der bayerischen Regierung Mitte September nach München sandte, keine andere Weisung mit, als die, sich jeder Äußerung zu enthalten, die so gedeutet werden könnte, als ob Preußen auf die freien Entschließungen eines treuen und bewährten Bundesgenossen auch nur den entferntesten Druck ausüben wolle. Diese Vorbesprechungen trugen bald Früchte, denn als Baden am 2. Oktober in Versailles seinen bedingungslosen Anschluß angeboten hatte, Hessen und Württemberg mit einigen Vorbehalten dem Beispiele folgten, worauf Bismarck sie einlud, Bevollmächtigte ins Hauptquartier zu schicken, und hiervon in München Anzeige machte, reisten Graf Bray und Lutz am 20. Oktober als bayerische Bevollmächtigte nach Versailles ab. Baden und Hessen unterzeichneten am 15. November ein Protokoll, durch welches sie von dem 1. Januar 1871 ab sich auf Grund der norddeutschen Verfassung mit dem bisherigen Nordbunde zu einem neuen Deutschen Bunde vereinigten; die Vorbehalte, die dabei gemacht wurden, waren im ganzen unbedeutend; zum Teil waren sie nicht einmal auf Wunsch der beiden Staaten gemacht, sondern gehörten zu den für die beiden Königreiche eingeräumten Sonderbestimmungen und waren nur der gleichmäßigen Behandlung wegen auf die Nachbarstaaten übertragen. Bayern und Württemberg gegenüber hatte Bismarck für 26 Paragraphen der Norddeutschen Bundesverfassung Abänderungen zugestanden, die freilich zum Teil nur formell waren; 25 weitere Paragraphen aber, die sich auf Eisenbahnen, Post, Telegraphie und Heerwesen bezogen, wurden außer Kraft gesetzt. Auf dieser Grundlage schloß Bayern am 23. November, Württemberg am 25. ab. Am 8. Dezember endlich wurden alle diese Einzelverträge von den beteiligten Staaten gegenseitig anerkannt und dadurch, unter Vorbehalt der parlamentarischen Bestätigung, die Arbeit der Diplomatie beendet. Der Bundesrat bestand nach diesen neuen Vereinbarungen aus 58 Mitgliedern, indem 2 hessische, 3 badische, 4 württembergische und 6 bayerische Stimmen zu den bisherigen 43 hinzutraten. In dem Ausschuß für das Heerwesen wurde Bayern und Württemberg, wie früher schon Sachsen, ein ständiger Sitz zugesichert; überdies wurde

ein neuer Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten gebildet, der unter bayerischen Vorsitz aus Vertretern der drei Königreiche und zwei andern vom Bundesrate gewählten Mitgliedern bestehen sollte; auch die Angelegenheiten des Reichslandes leitete ein besonderer Ausschuß. Dem Reichstage traten 48 bayerische, 17 württembergische, 14 badische und 6 südhessische Mitglieder hinzu, so daß die Gesamtzahl der Vertreter sich auf 382 belief. Der eigenen Gesetzgebung der drei Südstaaten blieb die Besteuerung des inländischen Bieres und Branntweins vorbehalten, wogegen sie natürlich jeden Anspruch an die Einnahme aus den entsprechenden Bundessteuern verloren. In derselben Weise hatten Bayern und Württemberg keinen Anteil an den Erträgnissen der Post und Telegraphie, behielten dafür aber die Verwaltung dieser Anstalten für den eigenen Verkehr. Das Eisenbahnwesen unterlag der bestimmt geregelten Aufsicht und Einwirkung des Bundes, die aber für Bayern nur in einem einzigen Punkte Geltung erhielt: in dem Recht, für Anlegung und Ausrüstung solcher Bahnen, die für die Landesverteidigung wichtig seien, einheitliche Normen zu erlassen. In bezug auf das Heerwesen behielt Württemberg, ähnlich wie Sachsen und Braunschweig im Norddeutschen Bunde, die eigene Verwaltung seines Korps, während Baden und Hessen gleich den kleineren Bundesgenossen im Norden auf alle verfassungsmäßig kriegsherrlichen Rechte zu gunsten des Bundeshauptes verzichteten; Bayern dagegen wahrte sich seine volle Kriegsherrlichkeit in Friedenszeiten, und ließ sie nur dadurch beschränken, daß es die Zuständigkeit der Bundesgesetzgebung für gewisse Materien anerkannte, Gleichmäßigkeit in der Ausrüstung und Organisation der Truppen herzustellen versprach und die Festsetzung der Schlußsumme seines Militärbudgets den Bundesgewalten überließ, während es die Verwendung im einzelnen selbst regeln wollte. An die Stelle des ursprünglich von Bayern verlangten Vetos gegen Verfassungsänderungen trat die Bestimmung, daß 14 Stimmen (also beispielsweise Bayern, Württemberg und Sachsen zusammen) ein solches Einspruchsrecht erhalten sollten, während zur Aufhebung der den einzelnen Staaten bewilligten Sonderrechte natürlich die Einwilligung eben dieser Staaten erforderlich blieb. Endlich erwarb sich König Ludwig II. das hohe Verdienst, die Anregung dazu zu geben, diese Verträge in einem zwar nur formellen, aber trotzdem hochwichtigen

Punkte abzuändern. Am 30. November richtete er an seine sämtlichen Bundesgenossen ein Handschreiben, in dem er die Erneuerung des Kaisertitels vorschlug; am 3. Dezember ließ er durch den Prinzen Luitpold den König von Preußen in Versailles zur Annahme der Kaiserkrone einladen.

Inzwischen war der norddeutsche Reichstag zur Genehmigung der Verträge einberufen und von Delbrück am 24. November eröffnet worden. An lebhaftem Widerspruch gegen die Sonderrechte fehlte es nicht; aber am 9. Dezember wurden doch alle Verträge angenommen, ebenso der Gesetzentwurf, der den Titel Deutscher Kaiser und Deutsches Reich einführte. Am 10. Dezember wurde die Entsendung einer Deputation nach Versailles beschlossen, die unter Führung des Präsidenten Simson, desselben Mannes, der 22 Jahre früher an der Spitze der Frankfurter Deputierten Friedrich Wilhelm IV. vergebens die deutsche Kaiserkrone angeboten hatte, dem König eine Adresse überreichen sollte, die den Wunsch der Fürsten durch den Wunsch des Volkes bekräftigte. Wilhelm empfing die 30 Abgesandten am 18. Dezember im Kreise der Fürsten, die im Großen Hauptquartier weilten, umgeben von seinen Staatsmännern und Generälen, und erklärte sich zur Annahme des Kaisertitels bereit, sobald die Verträge auch von den süddeutschen Landtagen genehmigt seien. Dies geschah in Baden, Hessen und Württemberg noch vor dem Schluß des Jahres, in Bayern am 21. Januar mit 102 gegen 48 Stimmen, so daß Bayerns Eintritt ins Deutsche Reich sich erst am 1. Februar 1871 vollzog.

Am 18. Januar 1871 — genau vor 170 Jahren hatte des neuen Kaisers Vorfahr, Friedrich von Hohenzollern, sich in Königsberg zum ersten Könige von Preußen krönen lassen — wurde Wilhelm in dem Spiegelsaale des Versailler Schlosses zum Deutschen Kaiser proklamiert. „Infolge des schlechten Wetters mußte der in Aussicht genommene Festzug von dem Präfekturgebäude nach dem Schlosse aufgegeben werden und Wilhelm fuhr bis zu dem großen Eingangsthor des letzteren, wo er ausstieg und durch die von den Repräsentanten aller im Felde stehenden Regimenter gebildeten Spaliere zu dem Haupteingang schritt. Den in der Spiegelgalerie harrenden Augenzeugen des feierlichen Aktes verkündeten Kanonenschüsse die Ankunft des Monarchen. Voll und schön erklang das ‚Jauchzet

dem Herrn alle Welt', welches ein aus Mannschaften mehrerer Regimenter zusammengesetzter Sängerchor anstimmte, als der König mit dem Helm in der Hand und in Galauniform sich langsam dem Altar näherte, vor dem er, sich gegen den Geistlichen verbeugend, stehen blieb und den Blick über die glänzende Versammlung gleiten ließ, während er sich mit der freien Hand den dichten, weißen Schnurrbart strich. Hinter ihm auf einer Estrade entfalteten sich in einem Halbkreis die Fahnen der deutschen Truppen; gerade über dem Platze des Königs hing eine gigantische Allegorie des Grand Monarque mit der Unterschrift ,Le Roi gouverne par lui-même'. Ihm zur Rechten befand sich der Kronprinz in seiner Kronprinzuniform; an beiden Seiten von Vater und Sohn bildeten Prinzen, Fürsten und die Heerführer des deutschen Reiches einen Halbkreis. Nicht weit vom Könige und am äußersten linken Ende der ihn umgebenden Gruppe stand etwas abgesondert und mit bleichem Gesicht die eben erst vom Krankenbette aufgestandene hünenhafte Gestalt Bismarcks, des Mannes, der vor allen anderen mit größter Wahtheit sagen konnte ,Finis coronat opus'. Nachdem ein Choral gesungen und ein Gebet gesprochen worden, hielt der Hofprediger Rogge eine kurze, ergreifende Festrede, worauf die ganze Versammlung bewegt in den Choral ,Nun danket alle Gott' einstimmte. Darauf verkündete Se. Majestät mit lauter, doch bewegter Stimme, daß das Deutsche Reich wieder hergestellt sei und daß er auf den einmütigen Wunsch der deutschen Fürsten und freien Städte die erneuerte Kaiserwürde für sich und seine Nachfolger in der Krone Preußens annehme. Dann verlas Bismarck auf Befehl seines Herrn die Proklamation ,An das deutsche Volk. Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten Deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die Deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in Unseren Beziehungen und An-

gelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der Deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zu führen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treuer die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem Deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung'. Kaum war das letzte Wort verhallt, so trat der Großherzog von Baden ein paar Schritte vor und rief, seinen Helm in die Höhe haltend, mit lauter Stimme: ‚Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!' Unter brausenden Jubelrufen und dem Schwenken von Säbeln und Helmen wurde König Wilhelm als Deutscher Kaiser begrüßt und empfing mit überströmenden Augen die Huldigung der Prinzen, der Fürsten und der Grafen des Reiches. Der Erste, der mit gebogenem Knie des Kaisers Hand küssen wollte, war sein edler und tapferer Sohn, aber der Vater schloß ihn in seine Arme und küßte ihn innig. Draußen stimmte ein Musikchor die preußische Nationalhymne an; doch lauter als die Töne der Blechinstrumente, lauter als die Jubelrufe der begeisterten Versammlung scholl der Donner der Geschütze vom Mont Valérien herüber, das ‚Ave Caesar' von den widerstrebenden Lippen des besiegten Frankreichs".

Dann war es 10 Tage später zur Kapitulation von Paris gekommen. Als diese Nachricht nach Bordeaux gelangte, wurden dort sofort Demonstrationen für die Fortsetzung des Krieges in Scene gesetzt, und Gambetta erließ am 31. Januar eine seiner Proklamationen, mit denen er die Rhetorik der Zeiten der ersten Revolution parodierte. „Die Fremden haben Frankreich die grausamste Beleidigung zugefügt, welche unserem Volke in diesem schlimmen Kriege,

der uns eine übermäßige Züchtigung für unsere Irrtümer und Schwächen auferlegt hat, zu ertragen beschieden war. Das uneinnehmbare Paris hat, gezwungen durch den Hunger, die deutschen Horden nicht länger von sich abhalten können. Die Stadt selbst ist noch unberührt; es ist das die letzte Huldigung, welche durch die moralische Kraft und Größe der Barbarei abgerungen wurde. . . . Es scheint, als ob ein schlimmes Geschick uns noch größeren Schmerz bereiten will; ohne unser Wissen hat man einen Waffenstillstand unterzeichnet, dessen sträfliche Leichtfertigkeit wir nur zu spät erfahren haben". Auf diesen Waffenstillstand rechne Preußen, „aber es hängt von uns ab, diese Berechnungen zu schanden zu machen . . . benutzen wir den Waffenstillstand, um unsere jungen Truppen einzuüben und die Organisation des Krieges mit größerer Energie als je zu betreiben . . . Hüten wir uns, unsere Geschichte zu verraten und unseren ererbten Besitz in die Hände der Barbaren übergehen zu lassen . . . Schwören wir als freie Männer, Frankreich und die Republik gegen alle Angreifer zu verteidigen, — zu den Waffen! Es lebe Frankreich, es lebe die unteilbare Republik!" Und an demselben Tage — die Pariser Regierung hatte am 29. die Wahlen zu der vereinbarten Nationalversammlung ausgeschrieben, gemäß dem Gesetze vom 15. März 1849, also mit allgemeinem Stimmrecht und dementsprechend allgemeiner Wählbarkeit — erklärte er alle diejenigen Personen für nicht wählbar, welche während der 19 Jahre des Kaiserreichs die Stellung eines Ministers, Senators, Staatsrats, Präfekten bekleidet hätten oder in irgend einer Form als offizielle Kandidaten aufgestellt worden seien. Aber jetzt sollten zum erstenmale seit 19 Jahren die Franzosen wirklich frei wählen können. Denn Bismarck telegraphierte an Gambetta: „Im Namen der durch die Waffenstillstandskonvention verbürgten Freiheit der Wahlen erhebe ich Einsprache gegen die von Ihnen erlassenen Verfügungen, welche zahlreiche Kategorieen französischer Bürger des Rechtes berauben, in die Versammlung gewählt zu werden; durch Wahlen, die unter der Herrschaft der Unterdrückung und der Willkür stattfinden, können die Rechte nicht erworben werden, welche die Waffenstillstandskonvention freigewählten Abgeordneten zuerkennt". Ähnlich an Favre, und erhielt umgehend die Antwort, daß die Regierung jenes Dekret annullieren werde: nicht vergebens, antwortete Favre, wende sich

Bismarck an seine Ehrenhaftigkeit. Im Schoße der Regierung lehnte sich Trochu gegen die Bundesgenossenschaft Bismarcks, der jetzt für die Pariser Regierung Partei nehme, auf; Picard aber wies dies leere Gerede damit zurück, daß dies im gegebenen Falle nicht zu vermeiden sei, daß man aber gegen Gambetta Festigkeit beweisen müsse; im äußersten Falle, meinte Favre, müsse man Gambetta verhaften lassen. Nachdem dieser jedoch seinen Zorn über die „Einmischung" Bismarcks, von dem er zum erstenmale gründliche Wahrheit zu hören bekommen, in einem letzten Schriftstücke ergossen hatte, gab er seine Entlassung, welche von der Regierung natürlich mit Freuden angenommen wurde.

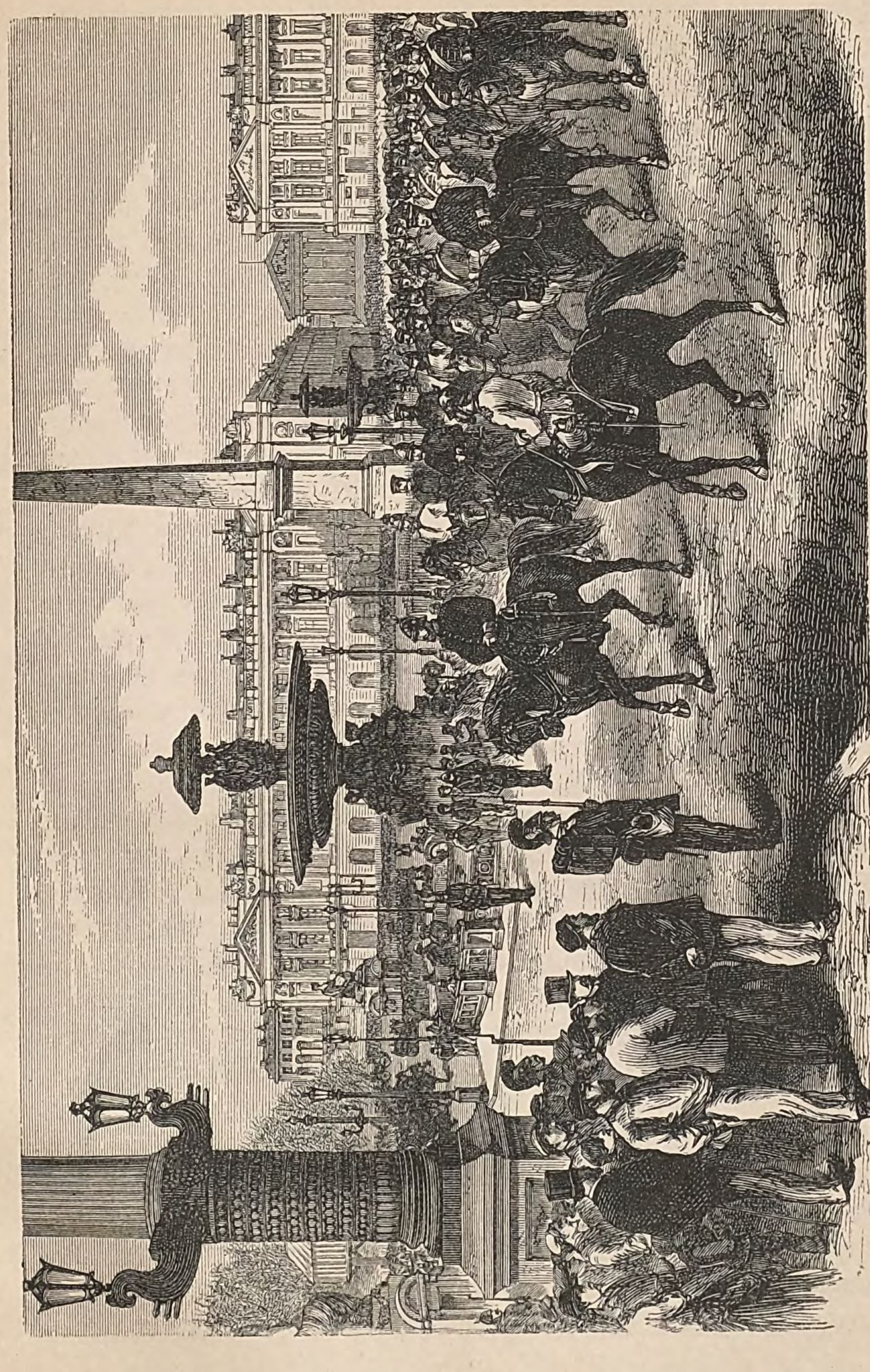
Am 12. Februar traten die frei gewählten Vertreter in dem großen Theater zu Bordeaux zusammen, um über Krieg und Frieden zu entscheiden. Einstimmig wurde Thiers am 17. Febr. zum „Chef der ausführenden Gewalt der Französischen Republik" ernannt; zu ihrem Präsidenten wählte die Versammlung Jules Grévy. Thiers begab sich mit einer ihm beigeordneten Kommission nach Versailles. Zunächst wurde der Waffenstillstand bis zum 26. verlängert. In der Zurückgabe des Elsaß mit Straßburg mußten sich die französ. Unterhändler jetzt finden, wenn es denn nicht anders sein sollte; aber um Lothringen und namentlich um Metz wehrten sie sich heftig. Es war ein hartes Opfer für ein Volk, das bei jedem Friedensschlusse Land zu nehmen gewohnt gewesen war; und die Abtretung der gewaltigen Festung kürzte für einen vordringenden Feind den Weg nach Paris um 20 Stunden und sicherte, verbunden mit Straßburg, den früher so geduldigen und bequemen Nachbar gegen jeden Überfall wie den vom vorigen Jahre. Aber sie begegneten hier einem Willen von unzerbrechlicher Festigkeit. Es war diesmal keine Koalition, sondern eine zu ihrem vollen Kraftgefühl erwachte Nation, die ihnen diesmal entgegenstand. Man erleichterte ihnen das Opfer, indem man ihnen Belfort zurückgab, das für die Verteidigung des Reichslandes nicht unumgänglich notwendig erschien: und so kam am 26. Februar 1871 der Präliminarfriede von Versailles zustande. Die wichtigsten Bestimmungen waren: Rückgabe des Elsaß und eines Teiles von Lothringen mit Metz und Diedenhofen (Thionville), 263 Quadratmeilen mit 1 ½ Million zu ⅞ noch deutschredenden Einwohnern an das Deutsche Reich; Zahlung von 5 Milliarden Frank

= 4000 Millionen Mark Kriegskostenentschädigung; Okkupation eines Teils des französischen Gebietes und stufenweise Räumung desselben nach Maßgabe der erfolgenden Zahlungen. Eine Zusatzkonvention verlängerte den Waffenstillstand bis zum 12. März, eine andere regulierte die Besetzung eines Teils von Paris durch deutsche Truppen. „Nachdrücklich setzten sich die französischen Unterhändler gegen einen Einzug deutscher Truppen in Paris zur Wehre, den Einzug französischer Truppen in Berlin würden sie in Ordnung gefunden haben: aber man legte von deutscher Seite mit vollem Rechte Gewicht darauf, daß der Stadt, der bereits wieder der alte Hochmut zurückkam, dieser handgreifliche Beweis vollständiger Besiegung auferlegt werde, und binnen kurzem sollten die französischen Staatsmänner selbst es zu bereuen finden, daß die Besetzung nicht eine vollständigere war. Man beschränkte sich auf den Stadtteil an dem linken Seineufer, auf eine kurze Zeit und auf eine verhältnismäßig geringe Truppenzahl, 30 000 Mann. Mit diesem Frieden kehrte Thiers nach Bordeaux zurück, wo er am 28. Februar nachmittags ankam. Er legte der Versammlung, die sofort zu einer Sitzung berufen wurde, den Gesetzentwurf vor, dessen erster Artikel lautete: „Die Nationalversammlung, der Notwendigkeit weichend und die Verantwortlichkeit zurückweisend, nimmt die in Versailles unterzeichneten Friedenspräliminarien an". Die Verlesung der einzelnen Punkte ging über seine Kräfte; er überließ sie seinem Kabinettschef, Barthélemy Saint-Hilaire, und entfernte sich, übermüdet und in seinem französischen Stolze, mit dem er, er vor andern (in früheren Tagen als Minister und bedeutendster Geschichtschreiber wie Publizist der Franzosen) nicht müde geworden, die Alpen, die Pyrenäen, den Ozean und den Rhein als die natürlichen Grenzen Frankreichs zu proklamieren, aufs tiefste verwundet. Bald hatte er sich gefaßt und kehrte zurück: er empfahl die möglichste Beschleunigung der Angelegenheit, da doch jeder schon mit sich über dieselbe im reinen sein müsse und man vielleicht durch diese möglichste Beschleunigung der Hauptstadt einen großen Schmerz ersparen könne. Schon am folgenden Tage erstattete Victor Lefranc namens der Kommission Bericht und empfahl die Annahme. Eine Versammlung, die sich selbst geachtet haben würde, hätte ohne viele Worte den Vertrag genehmigt, welchen die Notwendigkeit, die unzweifelhafte, unerbittliche, auferlegte: allenfalls unter dem Protest der

Elsässer Abgeordneten, denen, da man einmal deutscherseits die Vornahme der Wahlen für die Nationalversammlung auch in diesen Landschaften zuzugestehen nicht umhin gekonnt hatte, ein solcher Protest, unfruchtbar wie er war, nicht wohl gewehrt werden konnte. Aber eine solche Selbstachtung war in dieser Versammlung, in welcher bald die tiefe Zerklüftung des Landes zu Tage treten sollte, nicht zu finden. Einer der radikalen Deputierten ergriff, wie man freilich von dieser Partei kaum anders erwarten konnte, diese erste Gelegenheit, um sich in Schmähungen auf Napoleon III. gütlich zu thun; ein paar von den 6 oder 7 Bonapartisten in der Kammer widersprachen, und einer derselben, Conti, hatte den Mut, eine halbe Stunde lang gegen die Unterbrechungen von allen Seiten, die ihm nicht sechs Worte im Zusammenhange zu sagen gestatteten, anzukämpfen. In dem wachsenden Tumult ruft der Deputierte Langlois: „Votieren wir die Absetzung der Bonaparte" — welcher Vorschlag sofort mit den nötigen Floskeln in die Form eines Antrages gebracht wird. Vergebens protestierten die paar Anhänger des gestürzten Kaisers: die Versammlung habe eine ganz bestimmte Mission, die Friedensfrage; über die ihr jetzt vorgelegte, die Absetzung der Dynastie Bonaparte sich auszusprechen, fehle ihr das Recht, da sie keine konstituierenden Gewalten besitze. Noch bestieg Thiers selbst die Tribüne, um der über alle Maßen rohen Prozedur wenigstens durch die ihm zu Gebote stehende Kunst der Worte einige Form zu geben: aber ohne weitere Diskussion wurde die Absetzung der Dynastie ausgesprochen, welche vier Plebiscite und 18 Jahre geduldiger Knechtschaft legitimiert hatten, gegen fünf oder sechs Stimmen. . . . Alsdann erst nimmt man die Debatte über die Friedenspräliminarien wieder auf. Victor Hugo spricht für die Verwerfung und für die Berufung an „die Revolution": „Von morgen an wird Frankreich nur einen Gedanken haben — seinen heiligen Zorn zu nähren, eine Armee zu bilden, die ein großes Volk sein wird, das große Frankreich wieder zu werden, das Frankreich von 1792, das Frankreich der Idee und des Degens. Und eines Tages wird es sich unbesiegbar erheben: es wird Lothringen, das Elsaß, den Rhein, Mainz und Köln wieder nehmen". Und als ein Teil der Versammlung über so viel Thorheit murrte, fuhr er fort: „Es wird ausrufen: Deutschland, hier bin ich. Sind wir Feinde? Nein, ich bin deine Schwester.

— Seien wir die Vereinigten Staaten von Europa, die universelle Freiheit, der universelle Friede. Ich werde niemals vergessen, daß du mich von meinem Kaiser befreit hast, ich werde dich von dem deinigen befreien". Schwerlich würde sich in einer französischen Kammer vor 1848 ein so schimpflicher Unsinn hervorgewagt haben: nicht viel besser, aber verzeihlicher war, daß der Elsässer Keller den Vertrag im voraus für null und nichtig erklärte und Gott und die Nachwelt, alle Völker und das Schwert aller Männer von Herz anrief, diesen schmählichen Vertrag so schnell als möglich zu zerreißen. Es war Thiers, der ein Staatsmann und ein Redner und kein bloßer Zungendrescher und Phantast war, vorbehalten, die Debatte wieder auf den Boden des gesunden Menschenverstandes zurückzuführen. Er zeigte ohne Rückhalt, daß Frankreichs militärische Organisation in Trümmern liege. „Bei dieser Lage möge jemand kommen und mir sagen, daß wir einer regulären Armee von 500 000 Mann widerstehen können — dann werde ich ihm sagen: Nein, Sie würden nur Frankreichs Untergang herbeiführen, Sie würden es in Armut stürzen, seine letzten Hilfsmittel verbrauchen und ihm die Mittel nehmen, zu der Zukunft zu gelangen, die Sie ihm wünschen, und die zu hoffen heute mein einziger Trost ist. Sie müssen den Mut haben, sich die Wahrheit zu gestehen; nur dann werden Sie eine ernsthafte Nation sein und ein besseres Schicksal verdienen". 546 Stimmen zeigten diesen Mut und stimmten für den Vertrag, 107 dagegen. (Nach Jäger.)

An demselben Tage (1. März 1871) erfolgte der Einzug der deutschen Truppen in Paris. „Am Morgen dieses Tages hielt der Deutsche Kaiser bei Longchamps im Boulogner Wäldchen eine Parade über die zur zeitweiligen Besetzung bestimmten, der dritten Armee angehörenden Heeresabteilungen ab. Als die lange Doppellinie von Kavallerie, Infanterie und Artillerie allmählich formiert war, zog sie sich von einem Ende der Rennbahn bis zum anderen hin und ihre in strammer Haltung aufgerichtete Front stand der großen Tribüne zugekehrt. Die Bayern bildeten das Centrum, die Flügel bestanden aus preußischen Truppen. Vor der Front hielten zwei Reiter, der Kronprinz des deutschen Reiches als Oberbefehlshaber der III. Armee, und General v. Blumenthal, sein Generalstabschef. Nach einer kurzen erwartungsvollen Pause erscholl plötzlich längs



Einzug der Deutschen in Paris.

der ganzen, wie eine Mauer aussehenden Linie ein lautes Hurrarufen und die Musikchöre stimmten ‚Heil Dir im Siegerkranz‘ an. Ein halbes Dutzend Reiter kamen über die Rennbahn daher galoppiert und sprengten gerade auf das Centrum los. Der erste, ein strammer, breitschulteriger, alter Mann mit schneeweißem Haar, brachte sein Pferd bald zum Stehen, als er, mit der Hand grüßend, an dem Kronprinzen vorüberritt, worauf derselbe sich ihm anschloß und ihm im Galopp nach dem rechten Flügel folgte. Der große Stab, der hier gewartet, kam herangesprengt, als der oberste Heerführer sein Pferd umwandte und langsam die Front entlang zu reiten begann. Zwei Offiziere ritten voran, dann kam ein Zwischenraum und darauf der greise Held allein, der Glanz- und Mittelpunkt des prächtigen Bildes. Der weißhaarige Krieger auf dem schwarzen Rosse war der Kaiser Wilhelm. Es hatte gerüchtweise verlautet, daß er unwohl sei, aber der für das neue Reich bedeutungsvolle Tag schien ihn von seinem Leiden geheilt zu haben. Seine Haltung war ebenso aufrecht, er saß ebenso fest im Sattel und zügelte sein Pferd mit der gleichen Gewandtheit wie sein tapferer Sohn, der ihm an der Spitze seines Generalstabes folgend so stolz auf seinen Vater zu sein schien. Nachdem die Parade abgehalten worden, lenkten der Kaiser und sein Gefolge die Pferde nach dem Platze vor dem Pavillon, und nun sah man den königlichen Vater und seinen Sohn dicht nebeneinander reiten. Wie mächtig die Etikette auch ist, sie darf doch der Liebe weichen, und nie haben Vater und Sohn sich inniger geliebt, als Kaiser Wilhelm und sein Thronerbe. Der stolze Vater legte die Hand auf den Hals von seines Sohnes Pferd und das Gefolge blieb etwas weiter zurück, während die beiden Helden miteinander sprachen. Nun begann der Vorbeimarsch. Die Truppen, die in saubersten Uniform und musterhafter Ordnung defilierten, waren die letzten sechs Monate hindurch mit anderen Dingen beschäftigt gewesen, als mit Exerzierübungen und Monturputzereien. Aber wie viel sie auch gekämpft, Schanzen gegraben, marschiert und biwakiert hatten, ihre Akkuratesse und schmucke Sauberkeit auf dem Paradeplatz hatten dabei nicht im mindesten gelitten. Auch während der Monate des Kämpfens, des Marschierens und Biwakierens hatte man in den deutschen Heeren Zeit zu methodischen Exerzierübungen gefunden. Nachdem die Truppen bei Se. Maje-

stät vorüber marschiert waren, nahmen sie ihren Zug durch die Lichtungen des Boulogner Hölzchens, die nach den westlichen Thoren von Paris führen. Die deutsche Kavallerie befand sich schon in der französischen Hauptstadt und ein bayerischer Husarenoffizier war mit seinem Pferd über die zur Abgrenzung gezogenen Ketten gesetzt und unter dem Triumphbogen durchgeritten (S. 352). Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen zog die deutsche Infanterie die Champs Elysés hinab — ein breiter Strom bewaffneter Krieger, deren Bajonette im Sonnenlicht blitzten. Aber wenn auch die deutschen Soldaten in Paris einzogen, der Deutsche Kaiser und sein Sohn zogen nicht mit ihnen ein. Es war ebenso rücksichtsvoll, wie politisch, sich nicht mit dem errungenen Triumphe zu brüsten. Kaiser Wilhelm und der Kronprinz ritten ohne Gepränge nach Versailles zurück."

(Forbes.)

Am 3. März verließen die Deutschen Paris wieder. Im Anschluß an dieses Ereignis und an diesen Tag erzählt Tanera, der mit seinen Freunden nicht am Einzug beteiligt gewesen, aber am 3. doch hineinwollte: „Die Sache wurde reiflich überlegt und beschlossen, den Ausflug halb zu Wagen, halb zu Pferd zu machen, da doch eine große Anstrengung bevorstand und wir ja in Paris keine Gelegenheit haben konnten, die Pferde zu wechseln. Wir schickten also unsere Reitpferde mit den Burschen, die auf Dienstpferden ritten, damit sie nicht in Versuchung kamen, unsere Tiere zu besteigen, früh 4 Uhr voraus und bestellten sie an die Kreuzung der großen, von Versailles nach Paris und von Meudon nach Paris gehenden Straßen. Es ist erstaunlich, wie damals die Kerls sich immer zurechtfanden. Wir lagen in Charenton und Maison Alford im Südosten von Paris im Quartier. Von da bis an den bezeichneten Punkt waren es 17 Kilometer und zwar lagen in dem Zwischengelände eine ganze Menge kleiner und größerer Vororte, deren Hauptstraßen alle nach Paris, aber nicht um die Stadt herum führten. Freilich erleichterte der Umstand ihren Ritt, daß überall deutsche Truppen standen und sie sich von einem Orte zum andern, so wie wir es für sie gut leserlich aufgeschrieben hatten, durchfragen konnten. Z. B. stand auf dem Zettel ‚Monrusch‘ statt ‚Montrouge‘, ‚Schantilli‘ statt ‚Gentilly‘, ‚Wos‘ statt ‚Vauves‘ u. s. w. Sie waren auch rechtzeitig an Ort und Stelle; die Pferde hatten gerastet und ge-

fressen und wir konnten nach unserer Ankunft sofort weiter reiten ... etwa um 9 Uhr passierten wir die Port de St. Cloud; wir waren in Paris. Schon an dieser Stelle ergriff mich ein gehobenes, freudiges Gefühl. Flott trabten wir durch die Route de Versailles und kamen nach wenigen Minuten auf den Quai de Passy, an den Pont de Grenelle. Da eröffnete sich uns der erste weite Blick auf das Innere von Paris, auf seine großartigen Straßenanlagen und Paläste... Wir kamen ... an den Pont de Jena. Daß eigentlich dieser Name resp. diese Brücke noch existiert, ist ja gewiß ein Zeichen der deutschen Gutmütigkeit und Nachsicht ... Wenn es nach mir ginge, so würde es geschehen, wie der alte Blücher meinte, nämlich: ‚Der Pont de Jena wird in die Luft gesprengt und wem es nicht recht ist, der kann sich ja vorher darauf setzen' ... Links herein konnten wir nach dem prächtigen Trocadero-Platz schauen und die schönen Paläste der angrenzenden Straßen bewundern. Nun ritten wir auf dem Quai de Billy weiter. Vor uns reichte der Blick über die Seine entlang bis zum Konkordienplatz, links ragte das Palais de l'industrie, rechts das Korps législativ hervor und in gerader Richtnng sah man auf die stattlichen, so viel genannten und bald darauf niedergebrannten Tuilerien. Als wir an die Rue de la manutention kamen, mußten wir links abbiegen. Hier begann nämlich eine dichte Kette von Sergeants de ville in ihren schwarzen Fräcken und Generalshüten mit der großen Kokarde, und diese sperrte allen Verkehr mit der inneren Stadt ab ... Wir ritten jetzt der Polizeidienerkette entlang, um wenigstens so weit als möglich noch in das Innere der Stadt zu gelangen. Manches spöttische Wort eines Pariser Gamin mußten wir freilich hören, allein die Sergeants de ville wehrten jeder Beleidigung und es kam nichts vor. Durch die Avenue d'Jena, Rue Bassano, Avenue Josephine und Rue Galilée kamen wir plötzlich auf die Champs Elysées. Hier stand die Volksmenge dicht gedrängt; wir drückten unsere Pferde aber rücksichtslos durch und jetzt waren wir drinnen. Der Anblick, der sich uns hier bot, bleibt sicher jedem, der ihn genoß, auf immer klar und unverwischt im Gedächtnis, denn er war überwältigend ... Nach rechts sahen wir zwischen den wunderbaren Alleen hinunter bis zu den Tuilerien, links blickte der prachtvolle Arc de triomphe herab, hinter und vor uns prangten die herrlichsten Paläste ... Soweit das Auge reichte, stand zu beiden

Seiten der breiten Avenue eine dicht zusammengepreßte Volksmenge, deren fünf- und sechsfache Reihe nur mit Mühe durch preußische Husaren mit gezogenen Säbeln in Ordnung erhalten wurde, und dazwischen marschierte ein deutsches Bataillon nach dem anderen mit klingendem Spiel aus Paris heraus. Wie das blitzte und leuchtete und dröhnte! Dazu der klare, schöne Sonnenschein außen in der Natur und innen im eigenen Herzen, weil man sich sagen durfte ‚du gehörst auch zu den Siegern; du hast auch dein Scherflein beigetragen für unser neues Deutsches Reich, für unsern Kaiser, für unsern König, für das Vaterland und vor allem für die Armee, für uns selbst, um einen solchen Triumph zu schaffen, wie wir ihn jetzt erlebten.‘ Ich drängte mich noch bis zum Rond Point vor, dann ritt ich mit den Kameraden zwischen zwei Bataillonen zurück gegen den Arc de triomphe. Dort stand General von Kameke, welcher die einziehenden Truppen kommandiert hatte und jetzt beim Auszug ihren Parademarsch abnahm. Hei wie flogen da die Beine raus, als ob nicht Feldzugskrieger, die $^3/_4$ Jahre lang vor dem Feinde gestanden hatten, hier defilierten, sondern als ob die berühmte Potsdamer Wachparade direkt aus dem Exerzierhause gekommen wäre, um den Franzosen zu zeigen, was man unter ‚preußischem Drill‘ versteht ... Die unbedeutende Verbarrikadierung, welche die guten Pariser in ihrer Harmlosigkeit errichtet hatten, um den Deutschen den Durchmarsch (durch den Arc de triomphe) zu verwehren, war natürlich schon längst beseitigt worden und die Bataillone zogen mit Hurraruf unter seinen Bogen hindurch. Auch dieser Platz (Rond Point de l'étoile) war an seinen Außenseiten dicht mit Menschen besät, die nur mit Mühe von den Husaren zurückgehalten wurden. Da sah man nichts von würdevoller Entsagung; der Pariser war eben neugierig und da kam er herbei, zu schauen, trotzdem die Zeitungen in allen Tonarten das verhaßte Aussehen der wilden Teutonen schilderten und aufforderten, denselben aus dem Wege zu gehen und sie mit Verachtung zu strafen. Ein sehr charakteristisches, besonders für das deutsche Auge wohlthuendes Bild waren die preußischen Geschütze, welche je drei zu beiden Seiten des oberen Endes der Champs Elysées standen und ganz friedlich hinunter gegen die Tuilerien blickten. Sie brauchten auch nicht zu reden, denn es lief alles ruhig ab. Hätte sich aber der Plebs auf den Trottoirs neben der Avenue

gerührt, dann wäre ein Kartätschenwort aus ihren Mündungen erschollen, an das die Bewohner von Paris wohl lange gedacht hätten. Unterdessen war es beinahe 11½ Uhr geworden und man erkannte schon die Queue des letzten Bataillons; der Ausmarsch mußte bald vollendet sein. Auch für uns war es Zeit, an den Aufbruch zu denken, denn wir wollten ja noch nach Versailles ... Meine beiden Kameraden ritten um den Arc de triomphe herum, um den Durchmarsch der Truppen nicht zu stören. Das war aber für mich ein Ding der Unmöglichkeit; da hindurch mußte ich auch. Gedacht, gethan setzte ich flott über die den Triumphbogen von der Seite einschließenden Ketten, drängte mich zwischen zwei Kompagnieen hinein und marschierte mit durch. Unter dem höchsten Teile des Bogens rief ich meine drei Hurra zugleich mit den Preußen so aus voller Brust, wie es nur möglich war, und als ich durch Zufall einige Schritte weiter innen im Bogen die Namen der französischen Siege aus den napoleonischen Kriegen und dabei merkwürdigerweise ‚Ratisbonne' und gleich darunter ‚Landshut', den Namen meiner Geburtsstadt las, da schrie ich noch dreimal Hurra, so daß mich die preußischen Kameraden ganz überrascht ansahen. Dies war mir aber bei der Begeisterung, die mich ergriffen hatte, ganz gleichgültig; sie konnten denken, was sie wollten; übrigens zeigten ihre Gesichter ebenfalls die höchste freudige Erregung. Die Gefühle, welche mich in diesem Momente erfüllten, können einfach nicht wiedergegeben werden. Ich empfand die ganze Wonne des Sieges; vergessen waren Entbehrungen, Strapazen und Verwundung; nur der eine Gedanke fand Platz, daß ich den höchsten Triumph miterlebt hatte, der Deutschen nach diesem glorreichen Kriege zu teil werden konnte, den Durchmarsch durch den Siegesbogen des Feindes."

Kaiser Wilhelm verließ Versailles am 7. März. Am 10. März siedelte die von der französischen Nationalversammlung ernannte Regierung hierher über, um zunächst die eigene Hauptstadt einer Rotte von Verbrechern zu entreißen, welche bald genug die Greuel von 1793 erneuerten und überboten. Am 17. März war das kaiserliche Hauptquartier wieder in Berlin. „Als König von Preußen und Präsident des Norddeutschen Bundes war Wilhelm I. acht Monate früher ausgezogen; als deutscher Kaiser kehrte er zurück. Ihm, dem Vierundsiebzigjährigen, war beschieden, das alte deutsche Königtum

in einem Kriege, der zum erstenmale wieder seit einem Jahrtausend die deutschen Stämme und nur diese gegen einen auswärtigen Feind vereinigt hatte, zu erneuern. Und niemals war eine Krone rechtmäßiger gewonnen als hier. Mit reiner Hand, nach Erschöpfung jedes mit der Nationalehre verträglichen Mittels zur Erhaltung des Friedens hatte Wilhelm I. das Schwert gezogen; in pflichttreuer, schlichter Soldatensitte, sachkundiger Arbeitsamkeit, unerschrockenem Mute allen voranleuchtend, hatte er es geführt: und er durfte es jetzt mit ebenso reinem Gewissen, wie er es genommen, niederlegen, da alles erreicht war, was die Nation nach einem solchen Kriege zu verlangen berechtigt war." Die Heimfahrt von der Grenze bis Berlin war ein einziger ununterbrochener jauchzender Triumphzug, jenen vom 15. Juli 1870 noch weit überbietend. Und Berlin erst! Es war ein Tag, dessen man sich dort lange erinnern wird. „Die Sonne schien hell am wolkenlosen Himmel und Unter den Linden prangten alle Häuser in reichstem Flaggenschmuck. Von dem Piedestal der Reiterstatue Friedrich des Großen wehte ein Banner mit der Inschrift: „Heil Kaiser Wilhelm, heil Dir und dem tapfern deutschen Heere, das Du vom Siege heimführst! Wie der Klang ferner Glockentöne erschallt das frohe Jauchzen der Sieger. Der alte Fritz schaut mit stolzem Blick auf seine Nachkommen herab und freut sich ihrer Tapferkeit." Lange ehe die zum Eintreffen des königlichen Zuges bestimmte Stunde herangekommen, hatten sich große Scharen vornehmer Persönlichkeiten auf dem Perron der Eisenbahnstation eingefunden. Bismarck war da in seiner weißen Kürassieruniform, auch Moltke und Roon und andere hervorragende Offiziere des Großen Generalstabes. Selbst der Feldmarschall Wrangel, ein noch älterer Soldat als sein ehrwürdiger König, hatte sich eingestellt, und ebenso der ernste, greise Vogel von Falkenstein und der alte Steinmetz, der von seinem fernen Gouverneurposten in Posen nach Berlin gekommen war. Die Zahl der zum kaiserlichen Hause gehörenden Damen und Kinder war sehr groß. Auf ein dem Perron gegenüber befindliches Seitengeleise war zufällig oder absichtlich ein Zug mit Verwundeten geschoben worden und aus den Waggonfenstern schauten bleiche Gesichter auf das bunte Bild, das sich ihnen darbot. Oben auf den Waggons kauerten Rekonvalescenten. Eine kleine Gruppe junger Männer, die bei Spicheren und Courcelles zu

Krüppeln geschossen waren, begrüßten Steinmetz — den alten ‚Immer Vorwärts‘ wie sie ihn nannten, mit Hurrarufen. So verging unter Geplauder und endlosen freundlichen Begrüßungen die Zeit des Wartens. Bei dem Ton eines aus der Ferne erschallenden schrillenden Pfiffs trat Bismarck aus dem Wartesaal heraus; Wrangel nahm seinen Federhut ab; eine Flut von Damen und Kindern folgte Bismarcks hoher Gestalt; noch ein paar Minuten, und man hörte das nahe Brausen der Lokomotive, der Zug fuhr in die Station ein. Nun ertönte ein stürmisches Hurrarufen; am Fenster seines Waggons stand der Kaiser und blickte auf seine Angehörigen und seine Diener. In der nächsten Minute war er ausgestiegen und küßte die verwitwete Königin Elisabeth. Fast sah es aus, als ob die Frauen seiner Familie ihn überfielen, so sehr drängten sie sich liebevoll an ihn heran, um einen Kuß zu erhalten, und seine Enkel hingen sich zärtlich an seine Kniee. Der Greis fuhr sich mit der Hand über die buschigen Augenbrauen, als er sich einen Weg durch die ihn umgebende Gruppe von Damen bahnte. Dabei traf sein Blick den alten Wrangel, auf dessen schneeweißes Haupt ein Strahl der untergehenden Sonne fiel. Wrangel erhob die Hand und wollte Hurra rufen, doch ihm versagte die Stimme und Thränen rannen ihm über das Gesicht. Sein Herr, der ebenso bewegt war, küßte den hochbejahrten Diener auf beide Wangen. Die beiden alten Kriegskameraden umarmten sich und Steinmetz’ verwundete Soldaten auf dem Dach des Eisenbahnwaggons brachen bei dieser Begrüßung in Jubelrufe aus. Dann drückte der Kaiser Bismarcks Hand und küßte ihn, sowie auch den alten Steinmetz; er küßte sich durch die ganze Versammlung, bis er sich beim Eintritt in den Wartesaal den Blicken der Menge entzog, und die Kaiserin folgte ihm, Freudenthränen vergießend.“ (Forbes.) Dann bestiegen, reich beladen mit Blumensträußen und Lorbeerkränzen, der Kaiser und der Kronprinz mit ihren Gemahlinnen — sie waren den Heimkehrenden bis zur Wildparkstation hinter Potsdam entgegengefahren — die bereit gehaltenen Wagen. Eine ungeheuere Volksmenge drängte sich in allen Straßen, durch die der Kaiser fuhr, und begrüßte ihn mit jubelnder Herzlichkeit. Fort und fort Hurra und Hutschwenken, Wehen der Fahnen aus den Fenstern und der weißen Tücher in den Händen der Damen, die überall die Fenster besetzt hielten. Mit dem sinnigsten Gruß

war der Kaiser aus einem an der Ecke der Link- und Potsdamerstraße stehenden Hause bewillkommnet: aus den Fenstern dieses Hauses flogen plötzlich eine Anzahl weißer Tauben auf, welche flatternde Bänder um den Hals trugen, die einen in schwarz-weißen, die andern in schwarz-weiß-roten Farben; unter den entfalteten Flügeln hervor fielen bedruckte Blättchen mit kurzen Glücks- und Segenswünschen für den Heimkehrenden. Nach der Einkehr in sein Palais sah sich der Kaiser genötigt, sich vom Balkon aus dem freudigst erregten Volke wiederholt zu zeigen, das immer stürmischer nach ihm verlangt hatte. Gegen 9 Uhr hielt dann der ganze Hof Umfahrt durch die festlich erleuchteten Straßen, die von Menschenwogen erfüllt waren, deren jauchzender Jubel den märchenhaften Zauber der großartigen Beleuchtung noch erhöhten.

Am 21. März 1871 wurde der neue Deutsche Reichstag feierlich vom Kaiser in dem weißen Saale des alten Schlosses eröffnet. Tief bewegt verlas er die mit glühender Begeisterung aufgenommene Thronrede:

„Geehrte Herren! Wenn Ich nach dem glorreichen, aber schweren Kampfe, den Deutschland für seine Unabhängigkeit siegreich geführt hat, zum erstenmale den Deutschen Reichstag um Mich versammelt sehe, so drängt es Mich vor allem, Meinem demütigen Danke gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen Seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmut und die Mannszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des Deutschen Volkes gesegnet hat. Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwicklung. Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem Deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hatte seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesamte Nation sich zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete: ein einiges Volk zu sein und zu bleiben. Der Geist, welcher in dem Deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seine Heereseinrichtungen bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung

zum Mißbrauche seiner, durch seine Einigung gewonnenen Kraft, die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller andern Staaten und Völker, der schwachen wie der starken.

Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren. Es hat Mir zur besonderen Genugthuung gereicht, in diesem Geiste des Friedens inmitten des schweren Krieges, den Wir führten, die Stimme Deutschlands bei den Verhandlungen geltend zu machen, welche auf der durch die vermittelnden Bestrebungen Meines auswärtigen Amtes herbeigeführten Konferenz in London ihren befriedigenden Abschluß gefunden haben. Der ehrenvolle Beruf des ersten Deutschen Reichstages wird es zunächst sein, die Wunden nach Möglichkeit zu heilen, welche der Krieg geschlagen hat, und den Dank des Vaterlandes Denen zu bethätigen, welche den Sieg mit ihrem Blut und Leben bezahlt haben; gleichzeitig werden Sie, verehrte Herren, die Arbeiten beginnen, durch welche die Organe des Deutschen Reiches zur Erfüllung der Aufgabe zusammenwirken, welche die Verfassung Ihnen stellt: ‚zum Schutze des in Deutschland gültigen Rechtes und zur Pflege und Wohlfahrt des deutschen Volkes‘. Die Vorarbeiten für die regelmäßige Gesetzgebung haben leider durch den Krieg Verzögerungen und Unterbrechungen erlitten, die Vorlagen, welche Ihnen zugehen werden, leiten sich daher unmittelbar aus der neuen Gestaltung Deutschlands ab.

Die in einzelnen Verträgen vom November v. J. zerstreuten Verfassungsbestimmungen sollen in einer neuen Redaktion der Reichsverfassung ihre geordnete Zusammenstellung und ihren gleichmäßigen Ausdruck finden. Die Beteiligung der einzelnen Bundesstaaten an den laufenden Ausgaben des Reiches bedarf der gesetzlichen Regelung, für die von der königlich bayerischen Regierung beabsichtigte Einführung norddeutscher Gesetze in Bayern wird Ihre Mitwirkung in Anspruch genommen werden. Die Verfügung über die von Frankreich zu leistende Kriegsentschädigung wird nach Maßgabe der Bedürfnisse des Reiches und der berechtigten Ansprüche seiner Mit-

glieder mit Ihrer Zustimmung getroffen und die Rechenschaft über die zur Kriegsführung verwendeten Mittel Ihnen so schleunigst vorgelegt werden, als es die Umstände gestatten. Die Lage der für Deutschland rückerworbenen Gebiete wird eine Reihe von Maßregeln erheischen, für welche durch die Reichsgesetzgebung die Grundlagen zu schaffen sind. Ein Gesetz über die Pensionen der Offiziere und Soldaten und über die Unterstützung ihrer Hinterbliebenen soll für das gesamte deutsche Heer die Ansprüche gleichmäßig regeln, welche der gleichen Hingebung für das Vaterland an den Dank der Nation zustehen. Geehrte Herren, möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die Deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem Deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des Deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.

Das walte Gott!"

Am 28. März, während in Paris schon der Aufstand der Kommune in voller Flamme brannte — traten die Bevollmächtigten beider Nationen zu Brüssel zusammen, um den Präliminarfrieden in einen definitiven zu verwandeln. Die französische Regierung, von der deutschen in ihrem schweren Kampfe gegen die Wilden ihrer Hauptstadt in loyaler Weise unterstützt, erhob allerlei Schwierigkeiten und Zögerungen in bezug auf die Einzelheiten; es bedurfte eines entschiedenen Eingreifens des Reichskanzlers, (seit dem 21. März) Fürsten Bismarck, um die Unterhandlungen zu Ende zu bringen. Am 10. Mai 1871 wurde zu Frankfurt am Main der definitive Friede zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich unterzeichnet, den der Kaiser am 16. ratifizierte, die französische Nationalversammlung am 18. mit 440 gegen 98 Stimmen guthieß. Am 16. Juni führte der Kaiser persönlich den großartigen Siegeseinzug der Truppen in Berlin an; der 18., der Tag von Belle Alliance, ward zu einem allgemeinen Dankgottesdienst bestimmt. Am 29. Juni hatte Stuttgart, am 30. Hanvover, am 11. Juli Dresden, am 16. Juli München seinen Siegeseinzug. Der Vorhang fiel: das größte Drama der Weltgeschichte war zu Ende. —

Kaiser Wilhelm.

Wer ist der greise Siegesheld,
Der, uns zu Schutz und Wehr,
Fürs Vaterland zog in das Feld
Mit Deutschlands ganzem Heer?
Wer ist es, der vom Vaterland
Den schönsten Dank empfing,
Vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand
Und heim als Kaiser ging?
Du, edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ist's!

Wer hat für dich in blut'ger Schlacht
Besiegt den ärgsten Feind?
Wer hat dich groß und stark gemacht,
Dich brüderlich geeint?
Wer ist, wenn je ein Feind noch droht,
Dein bester Hort und Schutz?
Wer geht für dich in Kampf und Tod,
Der ganzen Welt zum Trutz?
Du, edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ist's!

(Hoffmann von Fallersleben.)

An die Völker.

Was grollen uns die Völker ringsumher?
  Was läßt sie Gift und Galle auf uns speien?
Ist's, weil wir mutig schwangen unsern Speer?
  Und können sie den Sieg uns nicht verzeihen?

Wenn uns ein Frecher vor der ganzen Welt
  Herausgefordert hat mit stolzem Prahlen,
Ist's Sünde, wenn wir siegreich ihn gefällt,
  Ihn zwingen nun, die Buße uns zu zahlen?

Wenn uns ein Bube nach dem Leben stand,
  Ist's Frevel, solchen Frevler niederwerfen,
Ihn dauernd fesseln fest an Fuß und Hand,
  Daß er das Schwert nicht neu vermag zu schärfen?

Was schreit ihr auf, wenn Deutschland Leut' und Land
  Zurückbegehrt, die Raubsucht ihm gestohlen,
Nun, — da den Räuber stark es überwand?
  Ist's Sünde, alten Raub zurückzuholen?

Das ist es nicht, warum ihr unmutsvoll,
  So voller Haß und Schmähung euch erwiesen,
Wir kennen euch und kennen euren Groll:
  Es ist das Bangen vor dem deutschen Riesen.

Die Zeit gefiel euch, da der Riese schlief
  Und nur im Traum die mächt'gen Glieder streckte,
Wo er der Welt zum Spotte Drohung rief,
  Wenn ihn des Drängers Stoß und Schlag erweckte.

Sie hat gefallen euch, die böse Zeit,
  Wo Fuß und Hand den schuld'gen Dienst nicht zollten,
Die Glieder all', von Gott zur Einigkeit
  Gefügt, sich voneinander lösen wollten.

Doch da die Glieder neu belebt ein Geist,
Des Hauptes Einsicht hat den Fuß bezwungen,
Nun — da unlösbar sich das Band erweist,
Mit dem sie Gott von Anbeginn umschlungen —

Jetzt, da ihr fühlt der Fäuste grimmen Schlag,
Der Füße Schnelligkeit, die Kraft der Sehnen,
Nun heult ihr auf voll Ingrimm Tag für Tag
Und stürzt euch auf den Löwen gleich Hyänen.

Wir sagen's euch, warum ihr unmutsvoll,
So voller Haß und Schmähung euch erwiesen,
Wir kennen euch und kennen euren Groll:
Es ist die Furcht vor dem erwachten Riesen.

Ein Riese ist's, in dessen stolzem Haupt
Gedanken auf Gedanken sich gestalten,
Und den des Sieg's Lorbeer so dicht umlaubt,
Weil er den Geist, nicht rohe Kraft ließ walten.

Ein Riese ist's, in dessen weiter Brust
Ein großes Herz zum Schrecken euch pulsieret,
Des starken Schlag — ihr seid es euch bewußt —
Für Recht und Wahrheit bald die Welt verspüret.

Ihr seid erschrocken und es macht euch Pein,
Daß er schon jetzt manch Truggespinst zerstörte,
Die Welt der Wahrheit löste von dem Schein,
Seitdem euch eure Eitelkeit bethörte.

Ihr bangt, denn traun! ihr wißt, was deutscher Fleiß,
Was deutsche Kraft ist fähig zu vollbringen —
Daß deutsche Geistesmacht der Erde Kreis
Wohl unter ihr Gesetz vermag zu zwingen.

Das ist's allein, daß ihr so unmutsvoll,
So voller Haß und Schmähung euch erwiesen.
Wir kennen euch und kennen euren Groll:
Es ist das Bangen vor dem deuschen Riesen.

Leipzig.
Druck von Grimme & Trömel.

Maurer, Christian Friedrich

Der deutsch-französische Krieg 1870/71

Kaiserslautern ; Leipzig 1889